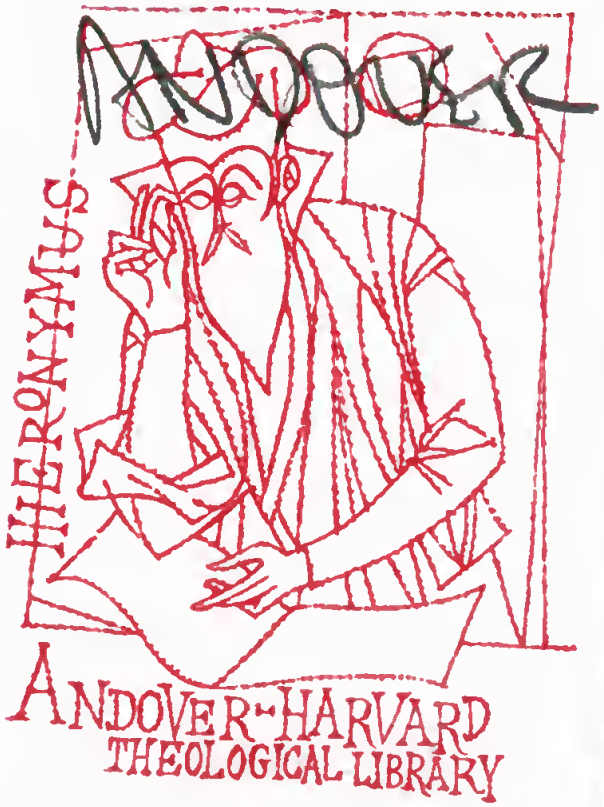
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 5R8K 1

815
W278m
1828
v.1



Missionsstunden.

Von

Dr. G. Warneck,

Pastor zu Rothenschirmbach.

Erster Band:

Die Mission im Lichte der Bibel.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1878.

The Gift
of
Rev. Alexander C. Thompson, D.D.

ANDOVER THEOL. SEM. LIBRARY
SEP 1879

28,128.

815
W278m
1878
v.1

Seinen Freunden

Herrn Pastor Julius Brandt

zu Neu-Torney bei Stettin;

und

Herrn Pastor Hermann Wettler

zu Barnstedt bei Querfurt;

in herzlicher Liebe

gewidmet.

Vorwort.

Es ist nicht eine Arbeit reinster Freiwilligkeit, die ich mit diesen „Missionsstunden" den Missionsfreunden darzubieten mir erlaube. Abgesehen davon, daß meine Neigungen mich mehr zu missionsmethodischen Studien ziehen, so vermochte ich mich auch lange Zeit nicht davon zu überzeugen, daß die Herausgabe specieller „Missionsstunden" durch ein gerechtfertigtes Bedürfniß gefordert werde. Erst als mir allmählig das von den verschiedensten Seiten wiederholte Drängen peinlich wurde und meine Ablehnungen falschen Interpretationen unterlagen, beschloß ich, mich an die Arbeit zu machen.

Aber, wie es so geht — dann wuchs sie mir unter den Händen. Wahrscheinlich hätten die Freunde, welche „Missionsstunden" von mir begehrten, es am liebsten gesehen, hätte ich sofort missionsgeschichtliche Bilder gebracht. Es war dies ursprünglich auch meine Absicht; allein je gründlicher ich die Arbeit durchdachte, desto nothwendiger erschien es mir, den biblischen Missionsgedanken zuvor eine selbständige und einigermaßen eingehende Behandlung zu widmen und das um so mehr, als diese Gedanken, wenigstens in der Weise, wie sie mir vorschwebten, in der Missionsliteratur bis jetzt nur sporadische Vertretung gefunden. So entstand dieser erste Band: „die Mission im Lichte der Bibel," dem — so Gott Kraft und Gesundheit schenkt — zwei weitere: „die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte" und „die Mission im Leben ihrer Arbeiter" folgen sollen.

Mit einem längeren Exkurs über die Wichtigkeit und die Methode der Missionsstunden verschone ich die Leser[1]); nur ein paar Worte über die Grundsätze mögen sie mir gestatten, die bei der Abfassung des vorliegenden Bandes den Verfasser geleitet.

Einen solideren, überhaupt einen andern Grund kann auch für die Weckung und Pflege des Missionssinns Niemand legen, als der in der Schrift bereits gelegt ist und mich will bedünken, daß auf diesem Grunde noch lange nicht fleißig genug gebaut werde. Auch in den Missionsstunden dürfen wir nicht vergessen, daß das Wort Gottes die Verheißung hat, „lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert" zu sein und daß alles andere eigentlich nur „Holz unter'm Topf" ist.

Vornämlich wo es gilt den Missionssinn erst zu wecken, ist das: „es stehet geschrieben" ganz unentbehrlich. Und da kein Baum auf den ersten Hieb fällt, so muß fortgefahren werden: „wiederum stehet geschrieben" und „daß ich euch immer einerlei sage, verdrießt mich nicht und euch macht es desto gewisser". Noch hat unser Volk, wenigstens soweit es kirchlich ist, Respect vor dem, was ihm deutlich erkennbar die Bibel sagt, und ist ihm wirklich erst zum Bewußtsein gekommen, daß die Mission ein Grundgedanke des Evangelii ist, so wird es sich auch allmählig mit einem Werke befreunden, dem es vielfach nur darum den Rücken kehrt, weil es ihm nur als ungenügend motivirte Privatliebhaberei einer bestimmten christlichen Richtung, aber noch nicht als der natürliche Ausfluß der Centrallehren des Christenthums erscheint.

Aber auch wo es sich wesentlich um die Pflege und Förderung eines bereits vorhandenen Missionssinnes handelt,

[1]) Siehe die 3 Artikel über „die Missionsstunde" in der „Allg. Miss.-Zeitschrift" 1875 S. 37 ff. 182 ff. 330 ff. und die Bemerkungen über denselben Gegenstand in des Verfassers eben erschienener Broschüre: „die Belebung des Missionssinns in der Heimath."

genügt die blos geschichtliche Missionsstunde nicht. Auch der Missionsfreund „lebet von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.“ Die Vertiefung im Verständniß für die Missionsaufgaben und Missionswege, wie das Wachsthum im lebendigen Liebeseifer für die Förderung der Missionsarbeit empfängt ganz wesentlich Licht und Kraft aus dem Worte Gottes. „Gott erkennen“, sagt der Heiland, „ist das ewige Leben“. Die Missionsgedanken der Schrift erkennen im johanneischen Sinne des Worts, ist Missionsleben.

Diese Missionsgedanken einigermaßen zu entwickeln hat der Verfasser in der vorliegenden Arbeit den schwachen Versuch gemacht. Allerdings weder in systematischer noch in erschöpfender Weise; sintemalen das erstere für „Missionsstunden“ sich nicht schickte und das letztere ein viel umfangreicheres Buch erfordert haben würde, als er zu geben beabsichtigte. Es handelte sich ihm vielmehr nur darum, in concreto an einer Reihe von Beispielen zu zeigen, wie er die Verwerthung der biblischen Missionsgedanken in Missionsstunden sich dachte. Dabei wird ja der freundliche Leser merken, daß die einzelnen Missionsstunden unter sich allerdings in einigem Zusammenhange stehen und daß der Schreiber bemüht gewesen ist, alle wesentlichen Missionsgedanken der Bibel wenigstens einigermaßen zur Besprechung zu bringen. Uebrigens ist nicht die Meinung, daß die biblischen Missionsgedanken immer eine selbständige Behandlung in den Missionsstunden finden müssen; sie können auch in die Zeichnung geschichtlicher Bilder verwoben werden, um diese in die rechte Beleuchtung zu stellen.

Ein Hauptziel, dem der Verfasser auch in seiner praktischen Exegese nachstrebte, war biblische Nüchternheit. Es ist daher durchgehends die ihm so unsympathische Allegorie vermieden. Ich hoffe, das Büchlein liefert den Beweis, daß wir unsere Zuflucht nicht zur Allegorisirerei zu nehmen brauchen,

um einen Reichthum von Missionsgedanken in die Schrift hineinzulegen, dieser Reichthum ist von selbst da; wir brauchen nur zu graben, um ihn herauszuholen; die Allegorie, selbst wenn sie geistreich ist, überzeugt nie, sie blendet nur; sie giebt Naschwerk, aber nicht nährendes Brot. Dem Verfasser aber ging es im Ernst darum zu überzeugen und Brot zu geben.

Daher lag es ihm auch sehr an, von allen Gemeinplätzen, an denen leider viele Missionsansprachen so reich sind, sein Büchlein frei zu halten. Manche werden es vielleicht deshalb nicht erbaulich genug finden. Allein ihm steht der Pauliniſche Begriff von Erbauung, der wesentlich auf einem soliden Erkenntnißfundamente beruht, höher, als die fromme Rhetorik, die auf verschwommene Gemüthsbewegungen oft genug nur Luftschlösser baut. Auch kann ich mich nicht davon überzeugen, daß man die Volksthümlichkeit opfern muß, so man seinen Zuhörern etwas Denkarbeit zumuthet.

Wie es ferner mein Bestreben war, die Missionsgedanken der Bibel nicht in ihrer Isolirtheit zu behandeln, sondern sie immer möglichst in den Zusammenhang der gesammten Heilslehre zu setzen, so ging es mir auch darum: das Missionsleben, soviel als angänglich, in den Organismus des gesammten christlichen Lebens einzufügen. Die Leser werden daher manches in dem Büchlein finden, was sie nicht darin vermuthen oder gar als nicht hinein gehörig betrachten. Allein ich hoffe, daß jemehr man lernt von der Mission den falschen Heiligenschein des Aparten abzuthun, man der von dem Verfasser angestrebten Behandlungsweise nicht nur als einer gesunden, sondern auch als einer fruchtbaren ihr Recht widerfahren lassen wird.

Vielleicht sind Manchem der geschichtlichen Illustrationen nicht genug. Es wäre dem Verfasser nicht schwer gewesen dieselben zu vermehren; allein abgesehen davon, daß ihm die

Darlegung der biblischen Missionsgedanken die Hauptsache war und die geschichtliche Illustration nur insoweit herbeigezogen werden sollte, als sie zur Auslegung derselben diente — so wollte er auch einer etwaigen Benutzung seiner Arbeit es nicht so gar bequem machen und begnügte sich daher mit stets wenigen Exempeln. Werden die biblischen Grundgedanken als eine Art Rubriken betrachtet, so wird eine aufmerksame Missionsgeschichtslectüre zu ihrer Illustration Stoff die Menge liefern.

Gewiß wollte der Verfasser den Missionsstunden haltenden Geistlichen die Arbeit in etwa erleichtern; aber sie ihnen geradezu abzunehmen, das war ganz und gar nicht seine Absicht. So sind die vorliegenden Missionsstunden auch nicht zu dem Zweck geschrieben, um einfach vorgelesen zu werden. Missionsstunden müssen frei gehalten, nicht gelesen werden; sie dürfen auch nicht mechanische Reproduction fremder Arbeit, sondern müssen, wenn auch unter Benutzung dargebotener Hilfsmittel, Producte eigenster Arbeit sein; dann nur beleben sie. Dazu hat der Verfasser nicht blos für seine Brüder im geistlichen Amt schreiben wollen. Es wäre ihm eine besondere Freude, wenn sein Büchlein auch in recht vieler Laien Hände käme.

Hier und da ist etwas reproducirt, was der Verfasser an verschiedenen Orten in ähnlicher Weise schon früher ausgesprochen. Ich hoffe, man läßt ihm dabei das Wort zu gute kommen, daß ein Hausvater aus seinem Schatz Altes und Neues hervorholt, zumal das Alte meist in neuem Gewande erscheint und auch die Sammlung aus der Zerstreuung ihr Recht hat.

In Bezug auf die Form der Darstellung müßte ich mich zuletzt noch besonders entschuldigen. Es hat mit der Abfassung leider etwas schneller gehen müssen, als mir lieb war. Indeß habe ich auch, je älter ich werde, immer mehr

gelernt, daß blendende Disponirung und kunstvolle Diction, zu denen ich von Natur wol auch Lust hätte, zu den Formen gehören, die Geist und Kraft nicht in Generalpacht genommen haben und daß wir immer einfacher und ungekünstelter reden lernen müssen. Die homiletische Doctrin von der Predigt als Kunstwerk hat für mich längst aufgehört ein Axiom zu sein. Ueberzeugen und gewinnen die realen Gedanken nicht, so werden wir's auch selbst durch den vollendetsten Schmuck der Form nicht zwingen.

Doch nun genug der Vorrede. Der HErr, ohne den wir nichts können und auch nichts können wollen, schaffe dem Büchlein, so es Ihm nicht mißfällt, eine gute Nachrede und segne sein Hinausgehen, daß es bei den Lesern Thaten wirkt, durch die seine großen Heilsgedanken auch mit der Heidenwelt immer mehr zu Stand und Wesen gebracht werden mögen.

Rothenschirmbach, am Sonntage Mis. Domini 1878.

Dr. Warneck.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	V
I.	Die Miſſionsurkunde über Matth. 28, 18—20. . . .	1
II.	Die Erſtlinge der Heiden über Matth. 2, 1—12 . . .	21
III.	Die Miſſion ein Grundgedanke des Evangelii über Joh. 3, 16.	37
IV.	Die Liebe Chriſti Fundament und Triebkraft der Miſſion über Eph. 3, 18 u. 19.	54
V.	Der Miſſionsdienſt über Ap. Geſch. 1, 6—8. . . .	66
VI.	Einige Blicke in den Gang der Miſſionsarbeit über Röm. 10, 12—17	80
VII.	Arbeiter in die große Ernte über Matth. 9, 36—38 . .	95
VIII.	„Handelt bis daß ich wiederkomme“ über Luc. 19, 12—26 .	110
IX.	Die Miſſionsgaben über Luc. 6, 38	125
X.	Das Miſſionsgebet über Röm. 15, 30 u. Luc. 11, 1. 2. .	145
XI.	„Ach laß dein Wort recht ſchnelle laufen“ über 2 Theſſ. 3, 1. 2.	157
XII.	Der Glaube der Heidenchriſten über Matth. 15, 21—28 u. Röm. 1, 8	169
XIII.	Mancherlei Acker über Matth. 13, 3—9	184
XIV.	Miſſion und Paſſion über Joh. 12, 24—26. . . .	201
XV.	Das Geſetz des ſenfkornartigen Wachsthums über Matth. 13, 31 u. 32 u. 2 Cor. 12, 12.	225
XVI.	Der Prozeß der Durchſäuerung über Matth. 13, 33 . .	243
XVII.	Der Werth des Kleinen im Reiche Gottes über Luc. 15, 1—10.	260
XVIII.	Eine Repetition über Matth. 24, 14	275

I. Die Missionsurkunde.

„Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". Matth. 28, 18—20.

Es war ein neuer und ganz überraschender Gedanke, mit dem das Evangelium Christi in die Welt trat, als es behauptete das gleiche Heil zu bringen für alle Menschen und die gemeinsame Religion zu sein für alle Völker der Erde. So geläufig uns heut dieser Gedanke ist, so fremd war er der Zeit vor Christus. Im Alterthum hatte jedes Volk seine eigene Religion und diese Religion bildete meist eine Scheidewand zwischen ihm und andern Nationen. Sonderlich dem jüdischen Volke war seine Religion eine Art chinesischer Mauer, die es von den übrigen Völkern der Erde trennte. Da kam das Christenthum und erklärte das Evangelium von Christo „als eine Kraft Gottes, die da selig mache alle die daran glauben, die Juden vornämlich und auch die Griechen;" „es ist hier kein Unterschied unter Juden und Griechen; es ist aller zumal Ein HErr, reich über alle, die ihn anrufen;" „der Acker ist die Welt" und das Reich Gottes gehet „bis an das Ende der Erde."

Je näher unser HErr Jesus Christus dem Ende seiner irdischen Pilgerreise kam, desto unverhüllter sprach er diesen großen Gedanken aus, bis er ihn zuletzt in dem directen Missionsbefehle zusammenfaßte. Wie in allem, was er lehrte und that, zeigte er sich auch dadurch als der Meister. Er wußte wol, wie schwer es den in jüdischer Engherzigkeit befangenen Jüngern wurde, seine königlichen Gedanken von der Allgemeinheit seines Heils für alle

Menſchen und von der Ausdehnung ſeines Reiches über alle Völker der Erde zu faſſen und daß er ſie erſt zum Verſtändniß dieſer großen Anſchauung erziehen müſſe. Iſt doch das Verſtändniß für die Miſſion ſelbſt heut noch gemeiniglich erſt die Frucht eines reiferen Chriſtenlebens. Nun war es in allen Stücken, auch in ſeiner Lehrweiſe, die Art des Meiſters, daß er niemals ernten wollte bevor er geſät und gewartet hatte, bis die Saat reif war. So legt er denn während ſeines dreijährigen Umgangs mit den Jüngern Samenkorn um Samenkorn in ihre Seelen; redet von der großen Ernte, in die er viele Arbeiter brauche; von andern Schafen, nicht aus dieſem Stalle, die er herführen müſſe und von Einer Heerde unter Einem Hirten; von dem Himmelreich, das einem Senfkorn, einem Sauerteig und einem Netze gleich ſei, das in das Meer geworfen werde; von Gäſten aus Morgen und Abend, von Mitternacht und von Mittag, die mit Abraham, Iſaak und Jacob im Himmelreich zu Tiſche ſitzen würden; von dem großen Abendmahl, zu dem die Geladenen nicht kommen wollen und daher von den Straßen und Gaſſen der Stadt und ſelbſt von den Zäunen Gäſte herbeigeholt werden; von einem Weinberg, der den Weingärtnern genommen und an andre ausgethan werde; von dem Waizenkorn, das in die Erde falle und erſterbe um viel Frucht zu bringen; von dem Gericht, das der wiederkommende Menſchenſohn über alle Völker halte; von der Predigt des Evangelii vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker ꝛc. Und als er nun in der Zeit zwiſchen Oſtern und Himmelfahrt die Erziehung der Jünger zu Apoſteln vollendet, und in ſeinen Unterredungen vom Reiche Gottes mit dem Verſtändniß für ſeinen Kreuzestod auch das Verſtändniß für ſeine Miſſionsgedanken vertieft hatte, da endlich trat er vor ſie mit dem directen Miſſionsbefehle.

Auf dieſe Weiſe wurde der Miſſionsbefehl zugleich ſein hoheprieſterliches Teſtament. Es war nicht blos ſeine Lehr- und Erzieherweisheit, die den Miſſionsbefehl bis zuletzt aufgeſpart, ſondern auch ſeine Liebesfürſorge für die ohne ſein Heil verlorne Welt. Die letzten Willensbeſtimmungen geliebter Menſchen, die ſie noch beim Scheiden treffen, werden beſonders in Ehren gehalten, gemerkt und befolgt. Daran daß der HErr die Miſſion als ſeinen letzten Willen den Jüngern ans Herz legte, ſollten ſie erkennen, wie überaus groß und wichtig ihm die Sache war und

daß er darauf rechnete, sie würden das, was er in Bezug auf sie ihnen gesagt, schon darum nicht vergessen, weil es das letzte Wort eines Scheidenden war. Er hatte das Werk vollendet, das ihm der Vater gegeben; eine ewige Erlösung war zu Stande gebracht für die gesammte sündige Welt; als er die Erde verließ hinterließ er das Heil, das alle Menschen rettet — nun sollten die Jünger das Erbe an die Erben bringen, als die Vollstrecker des Testamentes des Heilands sein Evangelium predigen aller Creatur. Das war der Inhalt der Missionsurkunde, in der ihre apostolische Aufgabe als in einer Summa zusammengefaßt wurde.

Betrachten wir jetzt diese Urkunde, die ihres Gleichen nicht hat unter allem, was je durch Menschen bestimmt worden ist, genauer und zwar

1) die Voraussetzung auf der sie ruht;
2) die Verordnung, die sie enthält und
3) die Verheißung, mit der sie schließt.

I.

Die Könige dieser Erde pflegen den Gesetzen, die sie erlassen, eine Formel voranzustellen, die ihren Namen und ihre Würden enthält, damit Jedermann wisse, wer er ist, der da redet. Aehnlich macht es der Heiland mit dem Missionsbefehle. Ich — spricht er — „dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden", ich verordne hiermit . . „Als Jesus, da er wußte, daß ihm der Vater hatte alles in seine Hände gegeben und daß er von Gott gekommen war und zu Gott ging" — seinen Jüngern die Füße wusch, da handelte er auch als ein König; aber hier kleidete er seine Majestät in Demuth und für die Majestät der Demuth hat die Welt schlechte Augen. Jetzt aber, wo Gethsemane und Golgatha hinter ihm liegt, jetzt hüllt er seine Majestät nicht mehr in Knechtsgestalt; jetzt macht er ihre königlichen Herrschaftsrechte geltend, jetzt zieht er aus der Allgewalt, die ihm der Vater gegeben hat im Himmel und auf Erden eine ganz andre Folgerung, nämlich diese: „darum gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern." Für diese unverhüllte Majestät sollte auch die Welt Augen haben.

Wahrlich, so hat nie ein König geredet, auch keiner unter denen, die die Weltgeschichte die Großen nennt: „mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" und darum ist es auch nie

einem von ihnen in den Sinn gekommen zu ſeinen Generalen zu ſagen: „gehet hin und machet alle Völker zu meinen Unterthanen.“ Es iſt nur Einer, der das geſagt hat und nur Einer, der es ſagen konnte: der Mann mit der Dornenkrone, den der Vater erhöhet und dem er einen Namen gegeben hat, der über alle Namen iſt. Er iſt dennoch ein König; Pilatus mag den Kopf dazu ſchütteln und Kaiphas ſein Kleid zerreißen — Er iſt der König dem kein König gleichet.

Als König redet er hier, der das Recht hat auf die Herrſchaft über die ganze Welt und der entſchloſſen iſt von ſeinem Rechte Gebrauch zu machen. Ich bezeichnete vorhin den Miſſionsbefehl als das Teſtament unſres großen Hohenprieſters; jetzt erſcheint er uns als die Kabinetsordre unſres Königs. In Kraft ſeiner königlichen Würde und Allgewalt befiehlt der HErr: „gehet hin und machet zu meinen Jüngern alle Völker“. Er ſtellt es nicht in unſer Belieben, ob wir das wollen oder nicht; er bittet nicht, daß wir ihm doch den Gefallen thun möchten; ſondern ohne alle Einſchränkungen und Clauſeln giebt er eine Ordre, ein Gebot und erwartet, daß wir ſeiner königlichen Willensverordnung gehorſam ſind. Es iſt ja ganz zweifellos gewiß, daß auch bezüglich des Miſſionsbefehls das Wort gilt: „es kann kein Geſetz gegeben werden, das da könnte lebendig machen“ und wiederum: „die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung“. Aber aus dieſer Wahrheit folgt nimmermehr, daß der, dem die Liebe fehlt, die Gebote Gottes nicht zu halten braucht. Auch das Neue Teſtament hat ſeine Gebote und der Miſſionsbefehl iſt eins derſelben.

Dem Gebote Chriſti aber ſind wir Gehorſam ſchuldig, denn Er iſt der König, wir ſind die Unterthanen, Er der HErr, wir die Knechte. Leiſten wir dieſen Gehorſam nicht, ſo iſt das nicht eine Sache, die nichts weiter auf ſich hätte, ſondern eine Auflehnung gegen einen König und zwar gegen den König, dem alle Gewalt gegeben iſt im Himmel und auf Erden; wir ſetzen uns mit unſerm Ungehorſam in Widerſpruch zu dem Willen Gottes und unſres Heilandes und dieſer Widerſpruch, beſtehe er nun in offenbarer Feindſchaft oder in Trägheit und Gleichgiltigkeit gegen die Miſſion, dieſer Widerſpruch iſt Sünde. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts hatte ein aus Indien zurückgekehrter engliſcher Regierungskaplan eine Unterredung mit dem tapfern und frommen Herzog von Wellington. Bald kam das Geſpräch auch auf die Miſſion und der geiſtliche

Herr äußerte, daß er nichts von ihr halte und daß ſie nur das Werk etlicher Schwärmer und Sectirer ſei. Da kam er aber bei dem berühmten Feldherrn ſchlecht an. Der eiſerne Herzog zog ſeine Stirne in Falten und ſagte: „mein Herr, die Marſchordre Ihres Königs lautet: gehet hin in alle Welt und der iſt ein ſchlechter Soldat, der der Ordre ſeines Königs nicht gehorcht.“ So ſeien wir denn gute Soldaten, damit nicht einmal aus dem Munde des Königs ſelbſt uns eine ähnliche Abfertigung zu Theil werde.

Aber das Wort, mit dem der König des Himmelreichs den Miſſionsbefehl einleitet, hat für die Miſſionsſache noch eine viel tiefere Bedeutung. Es iſt eine ganz ungeheure Aufgabe die der HErr ſeinen Jüngern ſtellt: ſie ſollen alle Völker zu ſeinen Jüngern machen. Ein ſolches Rieſenwerk war nie zuvor ſchwachen Menſchenhänden anvertraut worden, ja der bloße Gedanke an die Ausdehnung eines geiſtlichen Reiches über die ganze Erde nie zuvor in eines Menſchen Sinn gekommen. Man müßte den Kopf ſchütteln über einen ſolchen Plan und ihn für die Verirrung eines ſchwärmeriſchen Geiſtes halten, wenn — wenn der Mann, der ihn gefaßt ein Menſch wäre wie andre Menſchen. Aber hier ſpricht Einer, „dem iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Hört ihr: alle Gewalt, nicht blos im Himmel, ſondern auch auf Erden und nicht blos auf Erden, ſondern auch im Himmel! „Darum, ſagt er, gehet hin und erobert mir den Erdkreis.“ Das iſt ein ſehr wichtiges „Darum“; auf ihm ruht die ganze Miſſion. Und zwar in doppelter Beziehung: iſt Jeſus Chriſtus der HErr über alle Herren, ſo gebührt ihm auch die Herrſchaft über alles, wie geſchrieben ſteht: „Gott hat ihn geſetzet zu ſeiner Rechten im Himmel über alle Fürſtenthümer, Gewalt, Macht, Herrſchaft und alles, was genannt mag werden nicht allein in dieſer Welt, ſondern auch in der zukünftigen und hat alle Dinge unter ſeine Füße gethan und hat ihn geſetzet zum Haupt der Gemeine über alles, welche da iſt ſein Leib, nämlich die Fülle deß, der alles in allem erfüllet.“ Und zum andern: hat Jeſus Chriſtus alle Gewalt im Himmel und auf Erden, ſo ſteht ihm auch die Macht zu Gebote, das Werk der Chriſtianiſirung aller Völker der Erde ſiegreich hinauszuführen.

Wir ſtehen hier vor einem einfachen Entweder-Oder. Entweder iſt es wahr, daß Jeſu Chriſto gegeben iſt alle Gewalt im Him-

mel und auf Erden — oder es ist nicht wahr. Ein Drittes giebt es nicht. Wer nun Jesum Christum zu einem Lügner macht, indem er seine eigne Aussage über die ihm vom Vater gegebene Allgewalt für eine Unwahrheit erklärt, der muß freilich auch seinen Befehl: alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, für anmaßend und unausführbar, also die Mission im besten Falle für eine Schwärmerei halten. Es kommt auch bei der Mission alles auf die Antwort an, die man auf die große Frage hat: „was dünket euch um Christo, wes Sohn ist er?" Wem Christus nur ein — wenn auch noch so weiser und vortrefflicher — Mensch ist, der kann weder einen Antrieb noch eine Zuversicht haben zur Aufrichtung des Reiches Christi bis an die Enden der Erde. Die Mission muß ihm ein Aergerniß oder eine Thorheit sein; er wird aber auch stets die Antwort schuldig bleiben müssen auf die Frage: wo der Missionsgedanke denn hergekommen ist? denn vernünftigerweise kann doch nicht gesagt werden, er sei dem Kopfe der Jünger entsprungen, da — wie die Geschichte zeigt — es lange dauerte, bis diese ihn auch nur zu fassen vermochten.

Ganz anders, meine Brüder, steht die Sache bei uns, die wir mit Petrus bekennen: „wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" und denen daher die eigne Aussage des Heilandes eine Wahrheit ist: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Ist es uns mit diesem Glauben ein voller Ernst, so muß uns der Befehl: „alle Völker zu Christi Jüngern zu machen" eine selbstverständliche Sache sein und wir dürfen und können nicht daran zweifeln, daß er mit der Zeit auch wirklich so wie er lautet ausgeführt werden wird. Steht es anders, so täuschen wir uns über unsern Glauben. Er ist uns dann nur eine Lehrmeinung, mit der wir spielen, über die wir streiten, mit der wir prahlen; aber nicht eine uns ganz beseelende Lebensüberzeugung, eine uns mit siegesgewisser Zuversicht erfüllende Wahrheitsmacht. Es ist eine überaus große und gewaltige Wahrheit, daß Christo, als dem Eingebornen vom Vater, dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, „alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden." Darum kann uns auch die Verordnung, die der Heiland selbst aus ihr herleitet und auf sie gründet, in keiner Weise überraschen. Es steht vielmehr im durchaus ebenmäßigen Verhältniß zu ihr, daß alle Völker zu Jüngern und Unterthanen eines solchen Herrn gemacht werden.

Und was die Ausführung des Befehls betrifft — sollte sie dem Könige, der alle Gewalt hat, unmöglich sein? Es ist nicht wahr, daß ihr seiner Versicherung traut, wenn ihr kleingläubig seid. O glaubt es doch so, wie Er's gesagt hat: alle — nicht nur ein wenig — Gewalt ist ihm gegeben. Er hält die Zügel des Weltregiments in seinen durchgrabenen Händen. Wie vor Alters, zur Zeit der Apostel und der mittelalterlichen Mission, bahnt er auch heut die Missionswege und räumt die Widerstände hinweg. Sehet ihr nicht, daß der durch die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit herbeigeführte Weltverkehr, wie die politische und Cultur-Uebermacht der Staaten des christlichen Abendlandes Veranstaltungen unsres großen HErrn Jesus Christus sind, damit allen Völkern sein Heil gebracht werde? Sehet ihr nicht, daß die Erweckung eines immer kräftigeren Missionslebens in der christlichen Kirche zu einer Zeit, wo der Rationalismus eine fast unangefochtene Herrschaft übte und der in seiner Leugnung der Offenbarungswahrheit immer weiter gehende Unglaube öffentlich das große Wort führt, sehet ihr nicht, daß das das Werk des Königs sein muß, der vom Stuhle seiner Herrlichkeit herab einem ihn ohnmächtig wähnenden Geschlechte seine Macht offenbart? „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?" Ihr habt keinen Grund zaghaft zu sein als — euren Kleinglauben. Es ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christo Jesu gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden; **darum** treiben wir Mission und **darum** ist es uns eine ausgemachte Sache, daß das Werk auch wird hinausgeführt werden.

II.

Wir müssen sagen: der Stifter der Mission hat seinen Befehl gut eingeleitet und fest gegründet. Auch hierin zeigt er sich als ein weiser Baumeister. Auch wenn wir nun die Missionsverordnung selbst ins Auge fassen, werden wir diese Weisheit zu bewundern reichlich Gelegenheit haben. Wir haben in ihr nicht blos das Testament eines Hohenpriesters und die Kabinetsordre eines Königs, sondern zugleich ein Zeughaus voller Waffen, um alle Angriffe der Missionsgegner zurückzuschlagen. Und noch mehr als das. Wie ein König, der die Ordre zur Mobilmachung erläßt, sofort für die Aufstellung des Feldzugsplans Sorge trägt, so hat der Stifter der Mission seinen Missionsbefehl zugleich zu einer

Missionsinstruction, die Missionsordre zu einer Missionsordnung gemacht. Auch in der Kunst mit wenig Worten viel zu sagen ist unser HErr Jesus Christus ein Meister, dem kein Meister gleichet. „So hat nie ein Mensch geredet wie dieser Mensch."

„Gehet hin" beginnt die Verordnung. Es giebt gläubige Christen, die unsre ganze heutige Missionspraxis verwerfen und sagen: „wol sollen einmal alle Völker Jesu Jünger werden, aber zu seiner Zeit wird das der HErr selbst ausführen, wenn er wiederkommt in Herrlichkeit. Jetzt mag man gelegentlich einzelnen Heiden, wo man mit ihnen zusammentrifft, das Evangelium verkündigen, aber expreß Missionare zu ihnen auszusenden, das heißt dem HErrn vorlaufen." Man traut seinen Ohren kaum. Als der Heiland die Erde verließ, da befahl er doch natürlich für die Zeit bis zu seiner Wiederkunft den Jüngern: „gehet hin". Das kann nach einer gesunden Auffassung der Worte doch unmöglich etwas anderes heißen als: jetzt sollt ihr das thun. Sonst hätte er doch sagen müssen: wartet bis ich erst wiederkomme. Oder hätte dieses „gehet hin" nur den Aposteln gegolten? Gälte aber dieser Befehl nur den Aposteln, so müßte auch ihnen allein die Verheißung gelten: „ich bin bei euch." Allein nun steht bei dieser Verheißung ausdrücklich: „alle Tage bis an der Welt Ende"; also gilt sie allen Jüngern Jesu, bis ans Ende dieser Weltzeit; folglich ist es mit dem Befehle: „gehet hin" ebenso. Das muß jedem unbefangenen Menschen einleuchten. Zum Ueberfluß hat nun der HErr noch den Aposteln gesagt: „lehret sie — meine künftigen Jünger aus den Heidennationen — alles halten, was ich euch befohlen habe"; zu diesem „alles" gehört natürlich auch das: „gehet hin", das ihnen der HErr soeben befiehlt. Die Apostel sollten doch wahrlich nicht die einzigen, sondern nur die ersten Missionare sein, gleichsam die Pioniere des Streiterheers, welches dem König Christus den Erdkreis erobern soll; aber dieser Avantgarde sollen immer frische Truppen folgen, bis „das Evangelium vom Reich gepredigt sein wird allen Völkern, zu einem Zeugniß über sie, dann wird das Ende kommen" und der HErr in Herrlichkeit erscheinen. Also wir handeln ganz nach der Anweisung Jesu wenn wir Missionare aussenden.

„Gehet hin" d. h. reiset hinaus in der Heiden Länder, wartet nicht bis die Heiden zu euch kommen. Es mag ja auch je und je geschehen, wie die Geschichte der Weisen aus dem Morgenland zeigt,

daß Heiden ſich aufmachen Chriſtum zu ſuchen; aber die Regel iſt das nicht. Die Miſſionsanweiſung lautet daher: ſuchet ihr die Heiden auf, gleichwie des Menſchen Sohn auch gekommen iſt in die Welt, zu ſuchen das Verlorne.

Aber wie? Sollen wirklich alle Jünger Jeſu hinausgehen? Darauf antworte ich: es giebt im Reiche Chriſti eine allgemeine Dienſtpflicht ſo gut wie in unſerm Vaterlande. Nur iſt es nicht derſelbe Dienſt, den jeder zu leiſten hat. Die Gemeinde Jeſu iſt Ein Leib und von den Gliedern dieſes Leibes hat jeder ſeinen beſondern Dienſt. Als unſre Söhne und Brüder gegen den Feind des Vaterlandes ins Feld zogen, da haben auch die Zurückbleibenden Dienſt gethan, indem ſie auf allerlei Weiſe für die geſunden und verwundeten Krieger und für die Wittwen und Waiſen der gefallenen ſorgten und daheim betende Hände aufhoben zu Gott im Himmel. Aehnlich iſt es in der Miſſion; zuerſt hat ſich Jeder zu fragen: biſt du nicht berufen im buchſtäblichen Sinne hinauszugehen? Wir ſind noch immer gewohnt den eigentlichen Miſſionsdienſt als etwas ganz Abſonderliches und Außerordentliches anzuſehen, woran ein gewöhnlicher Chriſtenmenſch gar nicht denken könne. Freilich der HErr kann als Miſſionare nur Leute brauchen, die an ihn wirklich glauben, ihn wirklich lieben, ihm wirklich nachfolgen. Aber ſolche Leute ſollten wir doch von Rechtswegen alle ſein und daher den Miſſionsdienſt auch nicht als eine ganz außerordentliche Leiſtung betrachten. In geiſtlich-lebendigen Gemeinden iſt es nicht alſo. Gehet z. B. in die Brüdergemeinde oder nach Hermannsburg, da iſt der Miſſionsdienſt als ein alltäglicher Beruf angeſehen. Die kleine Brüdergemeinde, die in Europa und Amerika zuſammen nur 30,536 Mitglieder umfaßt, zählt heute 155 Miſſionare und 146 Miſſionarinnen, das macht auf je 100 Seelen einen Miſſionsarbeiter! Dieſe Zahlen halten uns eine recht beſchämende Predigt. Der HErr braucht Arbeiter in die große Ernte und daß Gott ſie geben möchte, hat er uns beſonders zu beten geboten. Da ſieheſt du gleich, was du thun kannſt, wenn du nicht berufen biſt ſelbſt hinauszugehen. Ich nehme an du kannſt beten — nun ſo hebe betende Hände auf, daß Gott Arbeiter ſende in die große Ernte und daß Er ſie und ihre Arbeit ſegne und ſein Wort laufen laſſe. Das iſt ein ſehr wichtiger und einflußreicher Miſſionsdienſt. Denn das Reich Gottes wird durch die Gebete der Gläubigen gebaut. Und kannſt du nicht hinausgehen, ſo gehe daheim

herum und gewinne der Miſſion Beter unter ihren Liebhabern; rede ihr das Wort unter ihren Gegnern und wirb ihr Freunde; ſammle für ſie Beiträge, verbreite Miſſionsſchriften u. dgl. Das alles iſt perſönlicher Dienſt, den der HErr beſonders liebt und bei dem du auch genug zu gehen haſt. Und endlich kannſt du nicht ſelbſt hinausgehen, ſo kannſt du doch etwas hinausſchicken, nämlich Beiträge und Unterſtützungen aller Art, die die im Felde ſtehenden Streiter brauchen. Auf alle dieſe Weiſen kannſt du wenigſtens helfen, daß Andre hinausgehen, wenn du daheim bleiben mußt und wenn du hilfſt, dann brauchſt du dich auch im Gericht nicht zu fürchten, wenn nach der Erfüllung des Gebots gefragt wird: „gehet hin in alle Welt".

„Gehet hin" ſpricht der HErr, „und machet zu meinen Jüngern alle Völker", wie die Worte genau überſetzt lauten. Das iſt noch genauer geredet als wir bei St. Markus leſen: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur." Nicht blos überall in der ganzen Welt will der Heiland ſeine Heilsbotſchaft ausgerichtet, nicht blos allem, was Menſch heißt, will er ſein Heil angeboten haben, ſondern alle Völker ſollen in ſeine Jüngerſchaft eingeführt werden.

Alle Völker — alſo keine Nation iſt ausgenommen. Freilich können ſie nicht alle zu einer und derſelben Zeit in die Kirche Chriſti eingehen. Die Stunden Gottes ſchlagen für die verſchiedenen Völker zu verſchiedenen Zeiten. Auch in der Chriſtianiſirung der Völker giebt es eine göttliche Erziehungsweisheit; Schritt für Schritt, nicht in Sprüngen geht es immer tiefer, immer weiter in das feindliche Gebiet. „Den Juden zuerſt" lautete die Loſung in der apoſtoliſchen Zeit; was in die heutigen Verhältniſſe überſetzt etwa beſagen will: denen zuerſt, zu welchen Miſſionswege gebahnt ſind. Es giebt auch übereifrige Miſſionsfreunde, die alle Nationen der Erde zugleich in Angriff nehmen möchten. Abgeſehen davon, daß dies eine Zerſplitterung der Kraft iſt, es iſt auch eine fruchtloſe, weil verfrühte Arbeit. Es bleibt ja ein Geheimniß um die Erwählung der Völker, wie um die Berufung des einzelnen Menſchen. Auch in Bezug auf die Berufung der Nationen iſt das Himmelreich gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging Arbeiter zu miethen in ſeinen Weinberg und um die dritte, ſechſte, neunte und elfte Stunde gleich alſo that; erſt am Abend wird es offenbar werden, warum er nicht alle zu gleicher Zeit berufen. Dennoch bleibt es dabei: alle Völker. „Den Juden zuerſt und auch den Griechen." Wir

ſind Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren. Es iſt hier kein Unterſchied. Die gebildeten und die rohen, die lebensfähigen und die ausſterbenden Nationen, alle ſollen in die Jüngerſchaft Jeſu eingeführt werden. Und die Miſſionsgeſchichte der alten und neuen Zeit giebt Beweiſe genug, daß auch ſittlich wie culturlich tiefſtehende Völker das Evangelium angenommen haben und durch daſſelbe erneuert worden ſind.

„Alle Völker.“ Der HErr befiehlt nicht: „gehet hin und machet unter allen Völkern Einige, eine Auswahl zu meinen Jüngern“, ſondern ohne Einſchränkung heißt es: „machet alle Völker dazu. Ganz ähnlich ſagt er ein ander Mal: „das Evangelium vom Reich wird geprediget werden in der ganzen Welt zu einem Zeugniß allen Völkern“ und wiederum: „alſo iſt es geſchrieben und alſo mußte Chriſtus — predigen laſſen in ſeinem Namen Buße und Vergebung der Sünden allen Völkern anfangend zu Jeruſalem.“ Daher ſchreibt auch der Apoſtel der Heiden St. Paulus, daß „die Fülle der Heiden“, d. h. die Geſammtheit der Nationen eingehen werde in die chriſtliche Kirche.

Aber wie? Erklärt der Heiland nicht ein ander Mal aufs beſtimmteſte: „die Pforte iſt enge und der Weg iſt ſchmal, der zum Leben führt und Wenige ſind ihrer, die ihn finden“ und wiederum: „fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es iſt eures Vaters Wohlgefallen euch das Reich zu geben.“ Und ſchreibt nicht in Uebereinſtimmung mit ſeinem Meiſter der Apoſtel Paulus: „der Glaube iſt nicht Jedermanns Ding“ und abermal: „ſehet an, lieben Brüder, euren Beruf; nicht viel Weiſe nach dem Fleiſch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle ſind berufen; ſondern was thöricht iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden mache und was ſchwach iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache was ſtark iſt und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, daß er zu nichte mache, was etwas iſt, auf daß ſich vor ihm kein Fleiſch rühme.“ Gewiß ergiebt ſich aus dieſen Zeugniſſen mit unzweifelhafter Beſtimmtheit, daß nicht alle einzelnen Glieder jedes einzelnen Volkes auch wirklich das Heil Chriſti im lebendigen Glauben ergreifen und in das ewige Leben eingehen werden. Es ſind oberflächliche, durchaus unbibliſche und ſentimentale Redereien, daß die Menſchheit je länger deſto beſſer werden und zuletzt in allen ihren Gliedern das Himmelreich auf Erden darſtellen

und als Eine Heerde unter dem Einen Hirten leben werde. Das hat der Heiland nie und nirgends gesagt und die nun bald zweitausendjährige Erfahrung sollte von solcher thörichten Schwärmerei die Leute doch endlich gründlich kurirt haben.

Besteht dann aber nicht ein Widerspruch zwischen der vorhin bezeichneten Missionsaufgabe und der jetzigen Beschränkung der wirklich für das Himmelreich Gewonnenen auf eine kleine Heerde? Eine kurze Erwägung wird diesen Verdacht sofort beseitigen. Die ganze Welt erklärt der Heiland als den Acker, auf den der Same des Evangelii gesät werden soll. Er weiß sehr gut, daß auf diesem Acker neben dem Waizen auch Unkraut und zwar viel Unkraut wächst und bei der Ernte wird er beides von einander scheiden lassen. Indeß soll der ganze Acker bestellt, gepflügt und besäet werden und diese Bestellung, Pflügung und Besäung des Ackers, das eben ist die Missionsaufgabe. Mit dieser Aufgabe ist die Arbeit in der Kirche Jesu Christi nicht erschöpft, so wenig die Arbeit des Landmanns mit der Bestellung des Ackers erschöpft ist. Es giebt auch einen Dienst der Zucht, der Belebung, der Pflege, der Reformation ꝛc. in der Kirche; aber die Mission hat es doch wesentlich mit der Bestellung des Ackers zu thun. Nun wird es ja freilich in dieser Weltzeit immer ein wenigstens theilweises Geheimniß bleiben, warum unser HErr Jesus Christus den Missionsbefehl so weitherzig gefaßt hat, daß der ganze Acker und nicht blos der wirklich Waizen tragende Theil desselben bestellt, daß alle Völker und nicht blos die „Auswahl", „die kleine Heerde" in seine Jüngerschaft aufgenommen werden soll. Indeß wir können doch auch schon jetzt mehr als einen Grund für diese Weitherzigkeit erkennen. Zunächst können ja die Menschen nicht wissen, wo das gute Land ist; das ist für sie, die doch nicht Herzenskündiger sind, immer erst an der Frucht erkennbar. Es läßt sich also gar nicht absehen, wie sich die „Auswahl" anders herausstellen soll, als daß der ganze Acker besäet wird. Es hat ja immer Leute gegeben, die — man möchte fast sagen — frömmer sein wollten als der Heiland, im Grunde aber nur engherziger waren als er, Leute, die reine „Auswahl"-Gemeinden in dieser Weltzeit herstellen wollten; aber immer und überall ist jeder Versuch dieser Art bis heut jämmerlich zu Schanden geworden. Auch wo man in der Mission darauf ausging nur „die kleine Heerde" herauszusammeln, ist nirgends etwas Anderes zu Stande

gekommen, als ein Stück Miſchlingsacker, auf dem Waizen und Unkraut wuchs. Wozu hat uns denn der Heiland das Gleichniß vom Unkraut unter dem Waizen und vom Netz, das in das Meer — nicht von einer Angel, die in Bäche, Flüſſe oder Teiche — geworfen wird, gegeben, als uns verſtehen zu lehren, daß er Volkskirchen haben will und wir keinen Anſtoß daran nehmen ſollen, wenn dabei viel Scheinchriſtenthum mit unterläuft, das im Gerichte nicht beſteht?

Zum andern aber — und das iſt die Hauptſache — geſchieht dem Acker ſchon durch die Beſtellung ein großer Dienſt, er wird meliorirt und würde ohne ſie nur Dornen und Diſteln tragen. Die Geſchichte zeigt uns, daß ſelbſt die äußerliche Chriſtianiſirung eines Volkes ihm eine ſolche Fülle leiblicher, geiſtiger und ſittlicher Segnungen bringt, daß man ihm ſeine beſten Güter entziehen würde, wollte man nur Gemeindlein der wahrhaft Gläubigen in ihm ſammeln, ſtatt das ganze Volk mit einer chriſtlichen Atmoſpäre zu umgeben. Wollen nicht alle Menſchen das volle Heil Chriſti, das ewige Leben, ſich mittheilen laſſen, ſo gönnt ihnen der Heiland wenigſtens etwas von den äußeren, zeitlichen Segnungen ſeines Evangelii. Auch iſt das Zuſammenaufwachſen des Waizens und des Unkrauts für beide unentbehrlich; für die Kinder des Reichs zu ihrer Bewährung, für die Kinder der Bosheit zu ihrer Beſſerung und Züchtigung. Das Chriſtenthum würde in Engherzigkeit, Einſeitigkeit und Beſchränktheit ein kümmerliches Daſein gefriſtet und als eine einflußloſe Sekte in einem Winkel der Weltgeſchichte ein unbedeutendes Plätzchen eingenommen haben, alſo ganz außer Stande geweſen ſein, ſeine welterneuernden Lebensmächte in ihrem vollen Umfange zu offenbaren, hätte unſer HErr Jeſus Chriſtus nicht in großer Weitherzigkeit befohlen: „machet zu meinen Jüngern alle Völker“ und hätte er nicht durch die wirkliche Ausführung dieſes Befehls in der Geſchichte die zeitweilige Engherzigkeit mancher ſeiner Gläubigen immer wieder corrigirt.

Ich denke dieſe durchaus nicht auf privaten Lieblingsmeinungen, ſondern auf geſunder Schriftanſchauung und einer bald zweitauſendjährigen Geſchichtserfahrung beruhende Auseinanderſetzung rechtfertigt es, wenn wir nicht blos die Bekehrung einzelner Seelen und ihre Sammlung in Einzelgemeinden, ſondern die Chriſtianiſirung der Völker, d. h. die Begründung von großen Volkskirchen als die Aufgabe der Miſſion hinſtellen. In den bereits

abgeschlossenen und hinter uns liegenden Missionsperioden, der der apostolischen und nachapostolischen Zeit und der des Mittelalters, ist es ja offenbar das Ergebniß der Missionsthätigkeit gewesen, daß die Völker *als Völker* in die Jüngerschaft Jesu Aufnahme gefunden haben. Und Niemand, der an eine Regierung der Kirche durch ihr königliches Haupt wirklich glaubt, kann diese Bildung von *Volkskirchen* in der griechisch-römischen und in der germanisch-slavischen Welt für eine verkehrte Geschichtsentwickelung erklären. Wol gleichen diese Volkskirchen einem auch mit viel Unkraut bestandenem Acker; aber durch die Bepflügung und Besäung desselben ist doch ein ganz neues Volksleben mit christlichen Institutionen und Sitten entstanden und ist es möglich geworden viele Waizengarben für die Scheunen des Himmels zu sammeln. So hat auch die heutige Mission keine andre Aufgabe, als die Heidenvölker der Jetztzeit in die Kirche Jesu Christi einzuführen. Freilich das ist nicht ein Werk von Jahrzehnten, sondern von Jahrhunderten, es beginnt auch nicht gleich damit, daß Volkskirchen entstehen, sondern, daß sich *Einzelne* bekehren; wir müssen also *Geduld* haben bis die Aufgabe vollendet ist. Aber vollendet *wird* sie so gewiß, wie sie in den Missionsperioden vor uns vollendet worden ist. Wir stehen jetzt noch immer erst im *Anfangs*stadium der modernen Mission; ist die jetzige Missionsperiode einmal abgeschlossen, dann werden die Völker Asiens, Afrikas und Ozeaniens in ähnlicher Weise christliche sein, wie es heut die Völker Europas und Amerikas sind. Auf vielen Südsee-Inseln z. B., auf Madagaskar, unter den Karenen und Kolhs sind die Anfänge dazu bereits erkennbar vorhanden.

Durch *welche Mittel* aber — das ist weiter die für jeden Missionsfreund beantwortenswerthe Frage — soll dieses großartige Werk der Christianisirung aller Völker der Erde ausgeführt werden? „*Nicht durch Anwendung irgendwelcher äußeren Gewalt*“ antwortet der Stifter der Mission. Wol „ist ihm gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“; dennoch sind die Waffen seiner Ritterschaft nicht fleischliche Machtmittel. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, daher kann und soll es auch nicht gebaut werden nach Art der Reiche dieser Welt. Mit Feuer und Schwert missionirt wol der Mohammedanismus; aber die Gewalt, mit welcher unser hoherpriesterliche König die Welt überwindet, ist die *Liebe*, in der er sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung. Machet alle Völker zu meinen Jüngern, hat er gesagt, „*indem ihr sie taufet und lehret*.“

Ueberraſchende Anweiſung! Taufe und Lehre, alſo Sacrament und Wort die Mittel der Welteroberung! Auch hierin zeigt ſich unſer HErr Jeſus Chriſtus als König, dem kein König gleichet. Wenn die Könige dieſer Erde ein Land erobern wollen, ſchicken ſie Tauſende wolbewaffneter Soldaten ins Feld und unſer König mit der Dornenkrone giebt ſeinen Streitern nur die Taufe und Lehre mit. Fleiſchlichen Augen ſcheinen dieſe Mittel ganz und gar unzureichend, um ein ſo großes Werk hinauszuführen und daher iſt es auch geſchehen, daß die Menſchen es je und je haben kräftiger angreifen wollen und auf weltliche Machtmittel verfallen ſind. Sie haben es aber jederzeit damit ſchlecht gemacht und ſind dem Gericht des Worts anheimgefallen: „wer das Schwert nimmt, ſoll durchs Schwert umkommen."

Zuerſt alſo „taufet ſie". Nur im Vorbeigehen bemerke ich, daß durch die von dem HErrn ſelbſt beliebte Voranſtellung der Taufe vor der Lehre die Kindertaufe ihren Hauptſtützpunkt empfängt und jedenfalls der Einwand hinfällig wird, daß man Niemand taufen dürfe, der nicht zuvor eine zuſammenhängende Lehrunterweiſung erhalten. Der Heiland ſelbſt beſtimmt, daß man in ſeine Jüngerſchaft eintrete durch Taufe und Lehre. Alſo kann mindeſtens die Taufe der Lehre vorhergehen und folglich dürfen Kinder getauft werden. Freilich Taufe und Lehre gehören zuſammen und eine Kirchen- oder Miſſionspraxis, die Kinder taufen wollte, die nachher nicht gelehrt würden, wäre gegen die Inſtruction des HErrn; aber ebenſo iſt es gegen dieſe Inſtruction, Kinder nicht taufen zu wollen, weil ſie nicht vorher gelehrt werden können.

Daß der Heiland die Taufe unter den Miſſionsmitteln zuerſt nennt, iſt klarer Beweis, daß er hoch von ihr gehalten haben muß. Wenn irgend eine Stelle der Schrift uns nöthigt mehr in der Taufe zu ſehen als eine bloße Aufnahmeceremonie in die chriſtliche Kirche, auch mehr als das Siegel einer bereits anderweither empfangenen Gnadengabe, ſo iſt es die unſre. Es müſſen vermittelſt der Taufe wirklich ſolche Gotteskräfte und Lebenskeime mitgetheilt werden, die den Getauften zu einem Jünger Jeſu machen, ſonſt hätte der Heiland die Taufe nicht an erſter Stelle genannt. Daher ſagt er auch ausdrücklich: „taufet ſie in oder auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes" und nicht einfach: „taufet ſie". Es iſt hier nicht unſre Aufgabe uns auf

eine dogmatiſche Erklärung der Taufformel einzulaſſen, aber darauf müſſen wir hinweiſen, daß die Grundſtelle über das Weſen und die Bedeutung der Taufe in der Miſſionsurkunde enthalten iſt. Das iſt beachtenswerth beſonders für Miſſionsleute. Wenn irgend Jemand, ſo muß der Miſſionar die Taufe hochhalten, denn in dieſem Sacramente hat ihm der HErr ſo zu ſagen einen Mitarbeiter gegeben, der durch die Mittheilung göttlicher Lebenskräfte mit der Einführung der Heiden in die Jüngerſchaft Jeſu den eigentlichen Anfang macht. Daher iſt auch der Akt der Taufe in der Heidenwelt von noch durchgreifenderer Entſcheidung als in der Chriſtenheit. Während bei jedem innerhalb der Chriſtenheit gebornen Menſchen trotz Civilſtandsgeſetz es ſich doch eigentlich von ſelbſt verſteht, daß er auch getauft wird, bricht der Heide durch ſeine Taufe mit ſeiner ganzen bisherigen Vergangenheit, tritt aus den gewohnten Verhältniſſen und Sitten heraus und in eine ganz neue Lebensgemeinſchaft innerlich und äußerlich ein. Er thut mit der Taufe den folgenreichſten Schritt ſeines ganzen Lebens. In der Miſſion iſt deshalb die Taufe ein viel bedeutenderes Ereigniß als bei uns und es iſt ganz in der Ordnung, wenn in den Miſſionsberichten die Taufeiern eine Hauptrolle ſpielen. Ohne Taufe iſt Niemand ein wirklicher Jünger Chriſti. Es giebt unter den Heiden ſogenannte „geheime Chriſten“, die aus Menſchenfurcht oder aus phraſenhafter Vergeiſtigung des Chriſtenthums die Taufe ablehnen. Als Chriſten kann man dieſe natürlich ebenſo wenig betrachten, wie die Taufverächter in unſerm Vaterlande, obgleich ſie dem Reiche Gottes immerhin näher ſtehen mögen als dieſe.

Das freilich würde uns zu weit in die Miſſionspraxis ſelbſt hineinführen, wollten wir uns nun mit der Beantwortung der Fragen beſchäftigen: wann, wer, von wem ſoll getauft werden? Hier kann es ſich nur darum handeln die Miſſionsinſtruction in ihren allgemeinſten Zügen klar zu legen, ſoweit jeder Miſſionsfreund ſie kennen muß, um ein Verſtändniß für die Miſſionsarbeit zu gewinnen. Faſſen wir jetzt alſo das zweite Hauptmiſſionsmittel ins Auge.

„Und lehret ſie halten, alles was ich euch befohlen habe“. Als der HErr Jeſus Chriſtus ſich vor Pilatus einen König nannte, da ſagte er: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll; wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme“. Durch die Bezeugung der Wahr-

heit übt also der Heiland seine königliche Macht. Durch die Bezeugung der Wahrheit erobern ihm auch seine Jünger die Welt. St. Johannes nennt den Sohn Gottes tiefsinnigerweise „das Wort". Unter anderm gewiß auch darum, weil er als der persönliche Repräsentant der Offenbarung Gottes im Worte seine siegreiche Geistesmacht besitzt. Das Wort ist das Schwert des Geistes, mit dem auch seine Jünger siegreich seine Kriege führen. Daher die Missionsinstruction: „lehret".

„Lehret" d. h. „verkündiget das Evangelium", „prediget", wie auch ausdrücklich bei Markus steht. Freilich sind die Missionare auch Schullehrer; sollen sie doch das Evangelium darbieten „aller Creatur", also auch den Kindern und um Volkskirchen zu begründen müssen sie der Jugend eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Ueberall wird daher die Mission eine Mutter der Schule. Das liegt ganz in der Natur der Sache; denn schon damit die Heiden und Heidenchristen die in ihre Muttersprache übersetzte Bibel einmal lesen können, muß die Mission für Schulunterricht sorgen. Dennoch meint der Heiland in seiner Missionsinstruction keineswegs blos das Lehren in Schulen, sondern die Predigt, die in der Sprache des Neuen Testaments oft „Lehre" heißt; überhaupt jede Art der Verkündigung der evangelischen Heilsbotschaft in Wort und Schrift; in Rede, Gespräch und Unterricht. Der Glaube kommt aus der Predigt, die Ueberzeugung aus dem Zeugniß. Daher sendet der Heiland seine Jünger als seine Zeugen aus, damit sie durch die einfache Bezeugung der Wahrheit die Heiden zum Glauben an dieselbe führen und dadurch zu seinen Jüngern machen. Die zeugnißkräftige Predigt ist und bleibt das mächtigste und gesegnetste Missionsmittel.

Mit wenigen Worten giebt endlich der Meisterprediger zugleich Anweisung über Inhalt und Form der Predigt. „Lehret sie halten" — nicht blos wissen. Der HErr Jesus ist nicht wie die Weisen dieser Erde der Begründer einer Schule, sondern einer Kirche; er sucht daher nicht Schüler, sondern Jünger, d. h. solche Anhänger und Gläubige, die sein Wort in Leben umsetzen, die ihm nachfolgen, die handeln nach dem, was sie aus seinem Munde lernen.

„Lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe". Nicht mehr, aber auch nicht weniger: alles, was ich euch befohlen habe. Sonderlich den Heiden gilt es, das Evangelium Christi so

einfach, so biblisch als möglich zu verkündigen. Je einfältiger, je mehr mit den Worten Christi, desto kräftiger. „Alles, was Jesus befohlen hat“ — seine Gebote, dann aber überhaupt alles, was Er geredet und gethan hat. Nicht blos die Moral des Christenthums, sondern auch die Thatsachen des Lebens Jesu von der Geburt bis zu seiner Himmelfahrt; denn er hat auch befohlen: „ihr werdet meine Zeugen sein“, und „von mir zeugen“ alles, was ihr gesehen und gehöret habt. Vor allem müssen sie mit der Person Jesu selbst die Heiden bekannt machen, müssen ihnen den Heiland wie er geliebt und gelebt und gelitten hat, vor die Augen malen, als ob sie ihn selbst sähen und hörten und dadurch die Leute überzeugen, es sei eigentlich der HErr Jesus selbst, der zu ihnen rede.

„Alles was ich euch befohlen habe“. Den Aposteln und allen, die als Prediger, Lehrer und Heidenmissionare in ihre Fußstapfen treten, hat der HErr seine Befehle zuerst gegeben, daß sie sie halten. Missionare insonderheit müssen nicht blos Lehrer, sondern Thäter des ihnen von Christo überlieferten Wortes und so Vorbilder im Christenthum sein. Hat es schon inmitten der Christenheit seine volle Wahrheit, daß der Wandel des Predigers das Evangelium der Laien, überhaupt das Leben der Gläubigen eine aufgeschlagene Bibel ist, die von allen Menschen gelesen wird, wie vielmehr ist das in der Heidenwelt der Fall! Gleich den Kindern bedürfen die Heiden einer Art Anschauungsunterrichts und diesen Anschauungsunterricht giebt ihnen das Leben der Missionare. Ein frommes Leben ist und bleibt die gewaltigste Predigt; sie redet eine Sprache der Ueberzeugung, der keine Macht der Beredsamkeit gleich kommt.

III.

Doch ich eile zum Schluß. Mußte es die Jünger schon mit Muth und Begeisterung erfüllen, daß sie einem HErrn dienten, „dem gegeben war alle Gewalt im Himmel und auf Erden“, sodaß ihnen kein Werk zu groß und unvollführbar erscheinen konnte, das er ihnen auftrug — so mußte es sie vollends voll Freudigkeit und Siegeszuversicht machen, als dieser allmächtige HErr sie versicherte: „und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“.

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald

verloren". Wenn in irgend einem Werke, ſo iſt in der Miſſion das Gefühl unſrer Ohnmacht überwältigend. Bedenkt man die Größe der Aufgabe: alle Völker zu Jeſu Jüngern zu machen und ſieht dann auf die Menge der Widerſtände, die gleich Rieſenbergen allenthalben ſich aufthürmen und auf die gänzliche Unzulänglichkeit der eignen Kraft, ſo erſchreckt man vor dem ungeheuren Mißverhältniß und wird verſucht an dem Erfolge zu verzweifeln. Aber der HErr giebt unſerm Blick eine andre Richtung. „Siehe" — ſagt er — „Ich bin bei euch". Meine Freunde, es iſt gut die eigne Ohnmacht erkennen, das macht uns demüthig und den Demüthigen giebt Gott Gnade. Aber es iſt nicht gut, auf weiter nichts zu ſehen als auf die eigne Ohnmacht; das macht verzagt und mit verzagten Soldaten gewinnt der beſte Feldherr keine Schlachten. Es iſt eine wahre Krankheit vieler Gläubigen, daß ſie ſo oft Demuth und Verzagtheit mit einander verwechſeln und den für den gefördertſten Chriſten halten, der über die eigne Ohnmacht die ſtärkſten Klagelieder ſingt. Damit wir in der Miſſion nicht in dieſe Krankheit fallen, richtet der HErr, der alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden unſern Blick von der eignen Ohnmacht weg auf ſich ſelbſt. Es thut noth, daß wir dieſes: „Siehe" ernſtlich beachten. Dr. Luther iſt nicht dabei ſtehen geblieben zu ſingen: „mit unſrer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verloren". Sondern er hebt dann das Haupt auf und fährt fort indem das: „Siehe, ich bin bei euch" vor ſeine Seele tritt: „Es ſtreit't für uns der rechte Mann, den Gott hat ſelbſt erkoren". Und im Blick auf Jeſum Chriſtum, der das Feld behalten muß, wird der an ſeiner eignen Kraft völlig verzagte Mann ſo kühn, daß er wie im Triumph hinzuſetzt: „Und ob die Welt voll Teufel wär und wollt' uns gar verſchlingen, ſo fürchten wir uns nicht ſo ſehr, es muß uns doch gelingen". Das iſt Glaube, derſelbe Glaube, in welchem St. Paulus rühmen kann: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Chriſtus". Das „Siehe", welches der HErr vor die Verheißung ſeiner allzeitigen Gegenwart ſtellt, kommt mir vor, als ſei es ſein aufgehobner Finger, der den Jüngern zurufen ſoll: „Ihr Kleingläubigen, warum ſeid ihr ſo furchtſam?" Die Klagelieder über unſre eigne Ohnmacht ſind oft nichts als Kleinglaube, gewiß nichts als Kleinglaube. Wir haben den HErrn ſelbſt nicht in Sicht, darum fehlt uns der Muth. Alſo

— unverrückt auf Jeſum ſchauen und trauen, das führt zum Siege. Er übt die Gewalt, die ihm der Vater gegeben, heut wie vor Alters. Unſer großer König vergräbt ſein Pfund nicht im Schweißtuch, er handelt damit. Blicket in die Miſſionsgeſchichte, die hinter uns liegt: er iſt bei den Seinen geweſen, wie er verheißen hat. Sie haben in ſeiner Kraft die Welt überwunden.

Und wir werden ſie auch überwinden, denn Er hat geſagt: „ſiehe ich bin bei euch — und zwar — alle Tage bis an der Welt Ende". Er iſt „Jeſus Chriſtus geſtern und heut und derſelbe in Ewigkeit". Freilich es ſind nicht lauter fröhliche Triumphzüge geweſen, die er ſeine Streiter geführt hat. Sie haben auch reichlich Paſſionswege gehen und viel Geduld lernen müſſen. Auch heut erobern wir die Heidenländer nicht im Sturmſchritt. Iſt Er bei uns, ſo geht es die alte Schmerzensſtraße. Aber — und das iſt wieder ſo ein Aber, das über das bange Geſicht einen Freudenſtrahl ergießt — aber auf Charfreitag folgt Oſtern, durch den Tod gehts zum Leben, im Unterliegen ſiegt das Kreuz. Die Reiche dieſer Welt unterliegen meiſt wenn ſie ſiegen; das Himmelreich ſiegt, wenn es zu unterliegen ſcheint. Er, der bei uns iſt, iſt der Gekreuzigte, der da lebet. Sie mögen ihn ins Grab legen, ſo oft ſie wollen und Hüter davor ſtellen bewaffnet mit allen Mitteln der Macht und Weisheit dieſer Welt — „am dritten Tage wird er wieder auferſtehen". Das iſt unſre Loſung und unſre Hoffnung in den dunkeln Tagen ſowol bei den heimiſchen Kämpfen als bei den Schwierigkeiten des Miſſionsdienſtes.

„Wirds uns zu ſchwer, Er geht voran, Er ſteht uns zu der Seite. Er kämpfet ſelbſt, Er bricht die Bahn, iſt alles in dem Streite". Nun, meine Brüder, ſo laſſet uns auch nicht vergeſſen die Folgerung zu ziehen, die ſich nothwendig daraus ergiebt:

„Ein böſer Knecht, der ſtill darf ſtehn,
„Sieht er voran den Feldherrn gehn!" Amen.

II. Die Erſtlinge der Heiden.*)

„Da Jeſus geboren war zu Bethlehem im jüdiſchen Lande zur Zeit des Königs Herodis, ſiehe da kamen die Weiſen vom Morgenlande gen Jeruſalem, und ſprachen: Wo iſt der neugeborne König der Juden? Wir haben ſeinen Stern geſehen im Morgenlande, und ſind gekommen ihn anzubeten. Da das der König Herodes hörte, erſchrak er, und mit ihm das ganze Jeruſalem; und ließ verſammeln alle Hohepriester und Schriftgelehrten unter dem Volk; und erforſchte von ihnen, wo Chriſtus ſollte geboren werden. Und ſie ſagten ihm: Zu Bethlehem im jüdiſchen Lande. Denn alſo ſtehet geſchrieben durch den Propheten: Und du Bethlehem im jüdiſchen Lande, biſt mit nichten die kleinſte unter den Fürſten Judas? denn aus dir ſoll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Iſrael ein Herr ſei. Da berief Herodes die Weiſen heimlich, und erlernte mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erſchienen wäre; und weiſete ſie gen Bethlehem, und ſprach: Ziehet hin, und forſchet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr es findet, ſaget mirs wieder, daß ich auch komme und es anbete. Als ſie nun den König gehöret hatten, zogen ſie hin. Und ſiehe, der Stern, den ſie im Morgenlande geſehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und ſtund oben über, da das Kindlein war. Da ſie den Stern ſahen, wurden ſie hoch erfreut; und gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, ſeiner Mutter, und fielen nieder, und beteten es an, und thaten ihre Schätze auf, und ſchenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und Gott befahl ihnen im Traum, daß ſie ſich nicht ſollten wieder zu Herodes lenken. Und zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land". Matth. 2, 1—12.

Mit einem Miſſionswort iſt unſer HErr Jeſus Chriſtus von dieſer Erde geſchieden und — unter einer Miſſionsverkündigung iſt er auf ſie herniedergekommen. Gleich durch den Mund ſeines himmliſchen Weihnachtsboten hatte Gott nämlich verkündigen laſſen, die Freude über die Geburt des Chriſtkindes ſei ſo groß, daß ſie „allem Volk widerfahren" ſolle und beſtätigend hatte der vom

*) Auf Epiphanias.

heiligen Geiſte erfüllte greiſe Simeon geweiſſagt, daß der Heiland, den ſeine Augen geſehen, von Gott „bereitet ſei vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden".

Damit nun aber an dem reich gedeckten Weihnachtstiſche das „allem Volke" gehörige Plätzlein, an dem die Gäſte noch nicht ſtehen, nicht überſehen und über der eignen Weihnachtsfreude derer nicht vergeſſen werde, die von dieſer Freude noch nichts gehört haben, ſo hat Gott auf das doppelte Miſſionswort, mit dem der neugeborne Heiland in die Welt eingeführt wurde, alſobald eine Miſſionsthat folgen laſſen. Er führte nämlich in den Weiſen aus Morgenland die erſten Heiden zur Krippe ſeines Sohnes, damit ſie als die Vertreter der geſammten Heidenwelt ihn auch als ihren König anbeteten und als ihren Heiland aufnähmen.

Es iſt die Weiſe Gottes, daß er durch geſchichtliche Thatſachen redet, wenn er eine Wahrheit von beſonders großer Bedeutung der Welt kund thun und einſchärfen will. Und hier handelt es ſich um eine Grundwahrheit des Evangelii; nämlich daß Jeſus Chriſtus der Heiland nicht allein der Juden, ſondern auch der Heiden iſt, daß in ihm der Retter erſchienen für die ganze Welt und daß durch ihn allen Menſchen geholfen werden ſoll, ſie mögen einem Volke angehören, welchem ſie wollen.

Die Thatſache, welche dieſe Wahrheit ſofort bei der Geburt Jeſu Chriſti außer allen Zweifel ſetzt, iſt daher ein Ereigniß von weltgeſchichtlicher Tragweite. Haltet dieſen Ausdruck nicht für eine redneriſche Uebertreibung; ein Blick in die Weltgeſchichte beweiſt, daß er ganz buchſtäblich genommen werden muß. Es waren allerdings nur wenige Heiden, die damals vor dem Chriſtkindlein ihre Knie beugten, aber dieſe wenigen Heiden ſind ſeitdem zu großen Völkerheeren angewachſen. Iſrael, das in Folge ſeines Mißverſtandes der prophetiſchen Weiſſagung einen Meſſias für ſich allein erwartete und Jeſum Chriſtum als ſeinen König verwarf, hat aufgehört ein Volk zu ſein unter den Völkern der Erde. Statt ſeiner aber iſt eine heidniſche Nation nach der andern eingegangen in die Kirche Chriſti und dieſe chriſtlich gewordenen Völker ſind die Träger der Weltgeſchichte und die Pflanz- und Pflegſtätten einer neuen Cultur geworden.

Die Thatſache, daß das Evangelium zu den Heiden gebracht und von ihnen aufgenommen wurde, hat alſo der Welt eine neue Geſtalt und der Weltgeſchichte eine ganz neue Richtung gegeben und

daher ist es billig und recht, daß die Christenheit, die sich ja aus lauter einst heidnischen Nationen zusammensetzt, auch in ihren Gottesdiensten ihrer gedenke. Auch unsre Vorfahren sind einst Heiden gewesen; daß wir Christen und durch das Christenthum ein gesittetes, civilisirtes und in der Geschichte einflußreiches Volk geworden sind, das verdanken wir allein dem großen Gedanken des Evangelii, daß das in Christo erschienene Heil bestimmt war das Gemeingut nicht Eines Volks sondern aller Völker der Erde zu werden.

Die weltgeschichtliche Tragweite dieses Gedankens giebt uns ebenso das Recht wie die Pflicht durch eine besondere Festfeier sein Gedächtniß zu begehen. Wir feiern ja allerdings hin und her durch unser ganzes Vaterland jährlich eine Reihe von Missionsfesten. Aber abgesehen davon, daß es doch nur immer ein kleiner Bruchtheil des christlichen Volks ist, der diese Feste besucht — sie sind auch ganz ins Belieben der Missionsfreunde besonders unter den Pastoren gesetzt und viel zahlreicher als die Orte, welche mit dergleichen Festen bedacht sind, bleiben diejenigen, denen sie fehlen. Noch immer fehlt uns ein allgemeines kirchliches Missionsfest, welches die gesammte evangelische Christenheit feiert und zwar an einem und demselben Tage gerade wie andre christliche Feste auch. Es ist ganz richtig, Feste lassen sich nicht machen, sie müssen wachsen; sie müssen vor allem eine Festgeschichte haben, deren Gedächtniß begangen wird. Aber diese Festgeschichte ist da. Gott hat durch eine Missionsthatsache geredet, da er die Weisen aus Morgenland nach Bethlehem führte und wir haben eben gesehen, daß diese Thatsache ein Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung genannt werden muß. So hat uns Gott selbst das Epiphaniasfest zum Missionsfest geweiht, um uns ebenso an den Dank zu mahnen, den wir dem Missionsgedanken des Evangelii schulden, wie an die Pflicht zu erinnern, daß wir unter den vielen Heiden, die es noch immer giebt, das Missionswerk fortsetzen, welches er selbst durch die Geschichte unsres heutigen Evangelii begonnen hat.

Wir betrachten also, wie es sich geziemt, unser Evangelium als einen Missionsfesttext und sehen, was uns derselbe über das Missionswerk lehrt. Wir folgen dabei den Weisen

aus dem Morgenlande
über Jerusalem
nach Bethlehem.

I.

Was hat die Weisen so weit her in das jüdische Land geführt? Sie antworten: „wir haben den Stern des neugebornen Königs im Morgenlande gesehen". Geheimnißvolle Rede. Wir wissen wol, daß es mit diesem Sterne seine volle Richtigkeit hat, wie unsre gelehrten Astronomen ganz genau nachgerechnet haben. Wir wissen auch: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk" und auch die Heiden vermögen „Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit zu ersehen aus den Werken, so sie deß wahrnehmen". Aber unsre Weisen lesen noch etwas ganz anderes aus dem Sterne heraus, nämlich daß ein König in Judäa geboren sei, der auch sie angehe und ihre Huldigung verlange. Nun könnten wir uns freilich leicht helfen und sagen: daß sie diese Sprache des Sternes verstanden, das haben sie einer besondern göttlichen Erleuchtung zu verdanken. Allein offenbarte ihnen Gott in mehr oder minder directer Weise was der Stern bedeutete — wozu dann überhaupt noch der Stern? Wir glauben ganz fest, daß Gott durch besondere Erleuchtungen wann, wo und wem er will sein Wesen, seinen Willen und seine Wege offenbaren kann, aber wir glauben nicht, daß das das Zeichen einer besonders großen Frömmigkeit sei, so man durch übernatürliche göttliche Offenbarungen erklären will, was durch natürliche göttliche Führung und Regierung sich verständlich machen läßt. Wir gehören ganz und gar nicht zu den wunderscheuen Leuten; aber es scheint uns, daß wir mit Wundererklärungen ebenso ökonomisch sein müssen wie Gott mit Wunderthaten und daß die Wege Gottes oft viel anbetungswürdiger und glaubenstärkender für uns werden, wenn wir ihren natürlichen Zusammenhängen nachgehen, als wenn wir durch Annahme eines Wunders einen Knoten zerhauen, den wir anders nicht sofort zu lösen verstehen.

Was — fragen wir nun — was setzte die Magier unsrer Geschichte in den Stand, die Geburt des Königs in Judäa aus dem hellleuchtenden Gestirn herauszulesen, das ihrer Wissenschaft als eine Erscheinung außerordentlicher Art auffallen mußte? Wir müssen um eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben zu können, etwas weiter ausholen.

St. Paulus, bei dem man im Zweifel ist, ob er größer gewesen als Heidenapostel oder als Theolog, ob man mehr bewundern

ſoll die Thaten, die er für ſeinen Heiland gethan oder das Verſtändniß, das er für die Geheimniſſe und Wege Gottes gehabt, St. Paulus ſchreibt an die Galater: „*als die Zeit erfüllet war* ſandte Gott ſeinen Sohn“ und an den Timotheus: „Jeſus Chriſtus hat ſich ſelbſt gegeben für alle zur Erlöſung, daß ſolches *zu ſeiner Zeit* geprediget würde“ und an die Epheſer: „Gott hat uns wiſſen laſſen das Geheimniß ſeines Willens nach ſeinem Wohlgefallen und hat daſſelbe hervorgebracht durch Jeſum Chriſtum, *daß es gepredigt würde, da die Zeit erfüllet war*, auf daß alle Dinge zuſammen unter Ein Haupt verfaſſet würden in Chriſto“. Das ſind tiefſinnige Worte, deren große Bedeutung für die Heidenmiſſion aller Zeiten noch lange nicht genug gewürdiget iſt; Worte die ſelbſt gleich hellleuchtenden Sternen in das Dunkel auch der Geſchichte unſres Textes ſofort Licht bringen und uns mit Bewunderung der Weisheit der Wege Gottes erfüllen werden.

Von Anfang an war es der Wille Gottes in dem verheißenen Abrahamsſamen alle Geſchlechter auf Erden zu ſegnen. Aber es bedurfte vieler *vorbereitender* Veranſtaltungen, bevor dieſer der Welt unbekannte und ſelbſt den meiſten Gliedern des jüdiſchen Volkes unverſtandene Wille Gottes zur Ausführung kam. Gott iſt ein weiſer Baumeiſter, der guten Grund legt und in ſeinen Werken nichts übereilt. Er iſt ein umſichtiger Regent, in deſſen Reiche nichts verfrüht und nichts verſpätet, ſondern alles fein zu ſeiner Zeit gethan wird. Wie das Heil für die Welt, ſo bereitete er auch die Welt für das Heil vor. Daher dauerte es ſo lange bis der verheißene Abrahamsſame kam. Die Welt war nicht eher reif für die Aufnahme und die Verbreitung des Evangelii.

Wir haben es *hier* jedoch nur mit den *äußeren* Veranſtaltungen dieſer Vorbereitung zu thun. Durch die weit ausgedehnte römiſche Weltherrſchaft war nicht blos ein verhältnißmäßig leichter Verkehr ermöglicht zwiſchen den verſchiedenen Völkern, die innerhalb ihrer Grenzen lebten, ſondern auch ein leidlicher Friedenszuſtand hergeſtellt, der die Communikation erleichterte und ſicherte. *So waren die Miſſionswege gebahnt*. Durch die bekannten Kriegs- und Siegeszüge Alexanders des Großen war weit in das Morgenland hinein und durch die Verbindung mit Rom weit in das Abendland hinein die Kenntniß der griechiſchen Sprache verbreitet, ſo daß ein geiſtiges Verſtändigungsmittel vorhanden war unter den durch ihre Sitten, Intereſſen und Religionen ſonſt ſo verſchiedenen und geſchie-

denen Nationen. Auf dieſe Weiſe war der Miſſionspredigt eine einheitliche Sprache gegeben. Endlich hatte Gott die Juden von der Zeit der Wegführung aus ihrem Vaterlande in die Gefangenſchaft, beſonders in die babyloniſche, weithin zerſtreut. Das war wol zunächſt eine Strafe für ihre Sünden; aber es iſt der Triumph des die Welt regierenden Gottes, daß ihm auch die Sünden der Menſchen als Mittel dienen müſſen, um ſeine Zwecke und Ziele zu erreichen und daß er ſelbſt die Strafen, die er verhängt, zur Förderung ſeiner großen Reichsgedanken zu verwenden verſteht. Die zerſtreuten Juden wurden Verkündiger der Meſſiashoffnung, die gerade in der Ferne vom Vaterlande deſto lebendiger in ihnen wurde. So erhielten weithin über das jüdiſche Land hinaus auch die Heiden Kunde von der Hoffnung, die Iſrael beſeelte und Samenkörner der göttlichen Wahrheit wurden über große Ackerflächen hin ausgeſtreut. Jede Synagoge, die die Juden in der Fremde hatten, war gewiſſermaßen eine Miſſionsſtation für das Evangelium, das die Apoſtel Chriſti bringen ſollten. So war der Miſſionsthätigkeit eine Anknüpfung und dem Miſſionsworte ein Verſtändniß bereitet. Es bedarf nur eines flüchtigen Blicks in die Apoſtelgeſchichte um zu ſehen, wie ſehr dieſes alles der apoſtoliſchen Miſſion zu ſtatten gekommen iſt.

Nun iſt die Antwort auf unſre oben geſtellte Frage ſo ſchwer nicht mehr. Auch die Weiſen unſres Textes hatten im Morgenlande von der Meſſiashoffnung Iſraels Kunde erhalten und dieſe Hoffnung mußte ſie um ſo lebendiger ergreifen, als eine Sehnſucht nach Beſſerung der traurigen ſittlichen Zuſtände, nach Wahrheit, nach Heil und Frieden damals in vielen ernſten Heiden wohnte. Wie verbreitet die wenn auch noch ſo unklare Kenntniß der altteſtamentlichen Meſſiasweiſſagung ſein mußte, geht daraus hervor, daß römiſche Schriftſteller berichten, man habe damals das Auftreten eines Weltherrſchers aus Judäa im ganzen Orient erwartet. Freilich die große Maſſe wird von dieſer Hoffnung innerlich ſehr wenig berührt worden ſein. Es war und iſt bis auf den heutigen Tag unter den Heiden ganz ähnlich wie unter uns: ſie theilen ſich weſentlich in zwei verſchiedene Menſchenklaſſen; in ſolche, die nur für das Irdiſche einen Sinn haben und in ſolche, deren Suchen und Sehnen auf etwas Höheres geht. Jedes Menſchenherz, auch das des Heiden, iſt zu Gott geſchaffen und kommt nicht eher zur Ruhe als bis es ruhet in Gott. Es giebt auch Heiden, die das fühlen, die fromme

Leute ſind in ihrer Art. Das ſind die Leute von denen St. Petrus ſagt: „unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der iſt ihm annehmbar“. Die Apoſtelgeſchichte weiß neben einem Cornelius von einer nicht geringen Anzahl ſolcher „gottesfürchtigen“ Heiden zu erzählen, die gemeiniglich den Kern der erſten chriſtlichen Gemeinden bildeten. Auch die Weiſen in unſerm Evangelio haben zu dieſer Klaſſe gehört. Die heidniſche Religion, in der ſie aufgewachſen, befriedigte den Hunger und Durſt ihrer Seelen nicht. Daher fielen die zerſtreuten Samenkörner der altteſtamentlichen Gottesoffenbarung bei ihnen auf fruchtbaren Boden und kam beſonders die iſraelitiſche Meſſiashoffnung dem religiöſen Bedürfniß ihrer Herzen entgegen. Auch bei ihrer Beobachtung des geſtirnten Himmels ließen ſie von der dadurch genährten Sehnſucht ſich leiten und ſo konnte es geſchehen, daß das ungewöhnliche Sternbild, welches ſie wahrnahmen, ihnen als ein Zeichen erſchien, der erſehnte König ſei nun wirklich geboren. Es mag immerhin ſein, daß bei dieſer Deutung des Sternes auch der Aberglaube eine Rolle mitgeſpielt hat, daß große geſchichtliche Ereigniſſe wie die Schickſale des einzelnen Menſchen in den Geſtirnen des Himmels geleſen werden könnten. Wir haben durchaus keine Verpflichtung die Magier aus Morgenland zu vollendeten Heiligen zu machen. Aber es heißt auch hier: „Gott ſiehet das Herz an“. Wo ein Menſchenherz aufrichtig nach ihm Verlangen trägt, da bedient ſich Gott manchmal auch eines irregehenden Glaubens, um es zur Wahrheit und zum Heil zu leiten. Gerade die Miſſionsgeſchichte weiß der Exempel nicht wenige zu berichten, daß Heiden z. B. durch Träume, Viſionen oder ſonſtige Zeichen zu Chriſto geführt worden ſind. Gott iſt eben ein leutſeliger und freundlicher Gott, der ſich oft zur menſchlichen Schwachheit, ja zum Irrthum herabläßt, wenn ſein alles durchdringendes Auge nur ſieht, daß wir es redlich meinen und ſelbſt auf unſerm verkehrten Wege ihn ſuchen.

Nun, was einſt mit den Weiſen aus Morgenland geſchehen, das iſt ein Vorbild für die Miſſion aller Zeiten. Jedem heidniſchen Volke muß das Evangelium verkündigt werden, wenn die Zeit erfüllet iſt. Der Aufnahme in die chriſtliche Kirche muß manche vorbereitende Veranſtaltung vorhergehen. Man kann eine Miſſion verſpäten, wenn man die rechte Stunde nicht wahrnimmt, da Gott die Thür aufthut. Man kann aber auch eine Miſſion verfrühen, wenn man nicht abwartet bis Gott die Miſſionswege

gebahnt und der Miſſionspredigt eine Anknüpfung bereitet hat. Noch immer thut Gott das Eine wie das Andre. Auch heute bahnt er Miſſionswege durch die Entdeckung neuer Länder, durch den Weltverkehr und durch Gründung chriſtlicher Colonialreiche und ſtreut dadurch zugleich viele Samenkörner der evangeliſchen Wahrheit weithin durch die Heidenlande. Die Geſchichte der neuen Zeit mit ihren großartigen Erfindungen, Entdeckungen und Verkehrswegen iſt in viel größerem Umfange als auch die meiſten gläubigen Chriſten ahnen, eine göttliche Veranſtaltung zur Vorbereitung der Weltmiſſion. Die Geſchichtſchreiber der Zukunft werden das einſt ebenſo klar darlegen, wie wir es in Bezug auf die apoſtoliſche Miſſion jetzt von den Kriegszügen Alexanders des Großen, der Weltherrſchaft der Römer und der Zerſtreuung der Juden können. Noch befinden wir uns bezüglich der neueren Miſſion weſentlich im Stadium der Vorbereitung, aber je mehr die Zeit erfüllet wird, deſto mehr wird den Aufrichtigen unter den Heiden aller Nationen der Stern der Weiſen aufgehen, der ſie zu ihrem König Chriſtus führt.

Freilich bei dieſer Hoffnung müſſen wir uns vor einem Irrthum hüten. Es wird niemals ſo werden, daß die Heiden in Schaaren *von ſelbſt* kommen und fragen: „wo iſt der König des Himmelreichs“? Allerdings erleben wir einzelne Fälle dieſer Art auch heute. Es haben ſichs Heiden viel Geld koſten laſſen, um in den Beſitz einer Bibel zu gelangen oder ſie ſind aus weiter Ferne zu Miſſionaren gekommen, um genauere Unterweiſung ſich von ihnen zu erbitten in dem Evangelio, von dem eine unklare Kunde zu ihnen gedrungen war. Ja es haben je und je Heiden ſelbſt die weite Reiſe in das chriſtliche Abendland unternommen, um hier das Chriſtenthum kennen zu lernen. Aber das ſind und bleiben vereinzelte Fälle, gerade wie es auch nur wenige Morgenländer waren, die einſt den neugebornen König der Juden aufſuchten. Damit wir alſo nicht warten bis die Heiden kommen, ſo hat uns der Heiland ausdrücklich befohlen: „*gehet hin*“. Nachdem die göttliche Vorbereitung uns deutlich gezeigt hat: *es iſt Miſſionszeit jetzt*, ſo müſſen wir in die Fußſtapfen der Apoſtel treten, die auch nicht ſich von den Heiden aufſuchen ließen, ſondern *hingingen*, die Heiden aufzuſuchen. Auch der Sohn Gottes iſt in dieſe Welt *gekommen*, zu *ſuchen* was verloren iſt. Daß wir nicht vergeblich ſuchen werden, deß zum Unterpfand hat Gott einſt die Weiſen aus Morgenland nach Bethlehem geführt und führt er auch heut einzelne

Heiden ohne unsre directe Missionsthätigkeit zu seinem Sohne. Der Zweck aller solcher Herführung ist, daß sie uns zurufen: „kommt herüber und helft uns“.

II.

Die morgenländischen Weisen gehen zunächst nach Jerusalem. Ein König, denken sie, muß in der Hauptstadt seines Landes und in einem fürstlichen Palaste geboren werden. Wir können ihnen unmöglich daraus einen Vorwurf machen. Auch die Hirten hätten den Heiland nicht im Stalle zu Bethlehem gesucht, hätte der Engel nicht ausdrücklich gesagt: „ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.“ Das war eben in keines Menschen Sinn gekommen, daß der Sohn Gottes so seinen Einzug in diese Welt halten werde. Die Geburtsgeschichte unsres HErrn Jesu Christi trägt den Beweis, daß sie Wahrheit ist, in sich selbst, denn weder Juden noch Heiden, weder Thoren noch Weise, weder Wundersüchtige noch Wunderscheue sind jemals auf den Gedanken gekommen, daß der König des Himmelreichs, dem der Vater gegeben hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden und in dessen Namen sich Aller Knie beugen sollen, daß der in einer Krippe seine Herrschaft antreten und so von unten auf dienen werde!

In Jerusalem angekommen fragen die Pilger: „wo ist der neugeborne König der Juden?“ Sie denken natürlich, jedes Kind daselbst müsse das wissen. Aber da hatten sie sich wieder stark verrechnet. Wenigstens die vornehmen Kreise, in denen sie Nachfrage hielten, wußten kein Wort davon. Nur die Stillen im Lande, die auf den Trost Israels warteten, hatten durch die Hirten, durch Simeon und Hanna von der Geburt des Christkindleins etwas erfahren. Und Bethlehem lag doch so nahe bei Jerusalem! Ja, ja, man kann sehr nahe bei den Gnadenschätzen Gottes wohnen und doch nichts von ihnen wissen. Leben doch heutzutage Millionen inmitten der Christenheit, die von dem Heiland der Sünder so gut wie nichts wissen und die in große Verlegenheit gerathen würden, wenn eine heidnische Deputation zu ihnen käme und fragte: „wo ist der König des Himmelreichs? Wir sind gekommen ihn anzubeten“.

Es war gewiß eine rechte Demüthigung für die stolzen Herren, daß sie durch fernherkommende Heiden die erste Kunde erhielten, daß ihr eigner Messias geboren sei. War das nicht wie wenn schon das Kindlein in der Krippe geweissagt hätte: „Viele werden kommen

vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jacob im Himmelreich sitzen. Aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die äußerste Finsterniß"? Und ist es nicht so gekommen? Jetzt erhalten die Juden erst durch uns, deren Vorfahren doch Heiden waren, die Kunde: euer Messias ist da. Es ist eine große Demüthigung für die Juden, daß sie, die selbst die Missionare der Welt hätten werden sollen, jetzt der Gegenstand unsrer Mission sind und daß sie, die am ersten hätten eingehen sollen in das Reich Gottes, nun bis zuletzt warten müssen, bis die Fülle der Heiden eingegangen ist. Aber was Israel widerfahren, das ist uns zum Vorbild geschehen. Wie viele Christen haben durch Heiden oder Heidenmissionare erst den Heiland kennen gelernt. Sie hätten es so nahe und so bequem gehabt in der Heimath, aber erst nachdem sie als verlorne Söhne in ein fernes Land gezogen, ist ihnen ein Heidenchrist oder ein Missionar unter den Heiden Führer zu Christo geworden. Wie viele solcher Bekehrungen weiß die Missionsgeschichte zu melden. Und wie Vielen hat die Mission in der Heimath denselben Dienst geleistet. Wie Mancher hat erst durch den Besuch einer Missionsstunde oder eines Missionsfestes den Heiland gefunden. Aber die Sache hat noch eine viel ernstere Seite. Auch manches christliche Volk kann verworfen werden, wie einst Israel verworfen wurde, nachdem es seinen König gekreuzigt. Auch christliche Völker wie z. B. die Abessinier und die Armenier, die längst Christen waren, als unsre Vorfahren noch in heidnischer Finsterniß lebten, sind heute der Gegenstand unsrer Mission. Und wer hat z. B. unserm deutschen Volke die Verheißung gegeben, daß es vor einem gleichen Schicksale bewahrt bleiben müsse? Halten wir nicht, was wir haben, so kann auch bei uns der Leuchter einmal von seiner Stelle gestoßen werden und andre Völker, die jetzt noch Heiden sind, nehmen unsern Platz ein im Himmelreich. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, und ein Volk, das seinen König Jesus Christus verwirft, das gräbt sich sein eignes Grab.

Doch kehren wir zurück nach Jerusalem. „Da das der König Herodes hörte, erschrak er und mit ihm das ganze Jerusalem". Als der himmlische Weihnachtsbote den Hirten die Geburt des Heilands meldete, da verkündete er ihnen „große Freude". Und hier in Jerusalem bewirkt dieselbe Kunde, da die fernen Heiden sie bringen, großen Schrecken. Armer Herodes! Armes Jerusalem! daß die Kunde von der Geburt eures Königs euch eine Schrecens-

botſchaft wird. Wir wollen uns jetzt nicht mit der Betrachtung aufhalten, wie ſo Vielen auch in der Chriſtenheit der Mann, in welchem doch die „Freundlichkeit und die Leutſeligkeit Gottes“ erſchienen und der gekommen iſt als Heiland, Retter, Helfer, Seligmacher, um eine verlorne und unglückliche Welt zu erlöſen, wie der Vielen als ein Tyrann und Schreckensmann erſcheint und ſein Evangelium, das doch ein Geruch des Lebens zum Leben iſt, ihnen ein Geruch des Todes zum Tode wird und worin dieſe traurige Verkehrung ihren Grund hat. Wir wollen uns nur an die miſſionsgeſchichtliche Seite unſres Textes halten. Warum erſchrak Herodes und warum mit ihm das ganze Jeruſalem? Der König fürchtete für ſeine Herrſchaft und Jeruſalem fürchtete den König, deſſen Mißtrauen und Grauſamkeit es kannte. Welche Angſt kann doch das machtloſe Kindlein in der Krippe den Mächtigen dieſer Erde einflößen, daß ſie von ihm eine Erſchütterung ihrer Throne fürchten! Welche Furcht haben die römiſchen Kaiſer vor dem Manne mit der Dornenkrone gehabt und welche Machtmittel in Bewegung geſetzt, um ihre Herrſchaft gegen die ſeine zu behaupten. Wir erleben in der neueren Miſſion ganz das Gleiche. Wie ängſtlich hat z. B. die oſtindiſche Compagnie darüber gewacht, daß kein Miſſionar in Indien feſten Fuß faßte; der wehrloſe Mann hätte ja ihre Herrſchaft gefährden können! Wie unfreundlich ſtellt ſich bis heut im Ganzen die holländiſche Colonialregierung gegen die Miſſion, weil ſie von ihr eine Erſchütterung ihrer Macht fürchtet. Mit welcher Feindſchaft haben allerorts die Sklavenbeſitzer ſich den Miſſionaren entgegengeſtellt, weil ſie in ihnen die Durchbrecher der Sklavenketten erblickten. Welche gehäſſigen Verleumdungen ſind von unchriſtlichen Händlern über das Miſſionswerk verbreitet worden, weil ihnen daſſelbe ein Hinderniß war die Eingebornen aufs Gewiſſenloſeſte zu betrügen und zu berauben. Kurz, wo durch die Miſſion eigenſüchtige Intereſſen irgendwie bedroht erſchienen, da iſt man vor ihr erſchrocken und Feindſchaft und Haß gegen ſie losgebrochen. In dieſer Beziehung theilt die Miſſion ganz das Geſchick ihres Stifters; auch ſie hat ihren Herodes, der ſchon dem Kindlein nach dem Leben trachtet, und ihre Paſſionsgeſchichte.

Indeß ſelbſt dieſer Herodes muß Miſſionsdienſte thun. „Weg hat Gott allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht“. „Sein Werk kann Niemand hindern, ſein Arbeit darf nicht ruhn, wenn er, was ſeinen Kindern erſprießlich iſt, will thun“. Auch die

Feinde Gottes müſſen oft Steine herbeitragen zum Baue ſeines Reiches oder Wegweiſerdienſte verrichten. Der König, dem, um das Kindlein deſto ſichrer zu verderben, viel daran lag, die Geburtsſtätte deſſelben zu erfahren, „ließ alle Hoheprieſter und Schriftgelehrten verſammeln und erforſchte von ihnen, wo Chriſtus ſollte geboren werden". So wurden die Fremdlinge aus Morgenland nach Bethlehem gewieſen. Gott hätte ja alles auch anders leiten können; es wäre ihm ein leichtes geweſen die Weiſen in ihrer jeruſalemiſchen Herberge mit irgend einem frommen Iſraeliten aus dem Kreiſe Simeons und Hannas zuſammenzuführen. Aber er wollte den künftigen Miſſionsarbeitern zeigen, daß ſie ſich vor der Feindſchaft der Gegner nicht fürchten ſollen und daß auch die Herodes wie die Hohenprieſter und Schriftgelehrten in ſeinem Reiche Handlangerdienſte leiſten müſſen. Es iſt ſehr wichtig, daß die Miſſionsfreunde ſolches erkennen. Sie bekommen dadurch einen weiteren Blick und eine größere Freudigkeit; denn ſie ſehen, daß es neben ihrer directen auch noch viel indirecte Miſſionsarbeit giebt und daß manches zur Förderung der Ausbreitung und der Einwurzelung des Evangelii ausſchlägt, was ihre Kurzſichtigkeit für ein Hinderniß zu halten geneigt iſt. Wol haben die römiſchen Kaiſer es böſe gemeint, da ſie die Chriſten ſo grauſam verfolgten; aber dieſe Verfolgungen haben nicht blos dazu gedient, vielen ernſten Heiden die Wahrheit des Chriſtenglaubens erſt recht zu erweiſen, ſondern auch verhütet, daß gleich im Anfang die Welt in die Kirche eindrang. Wol hat ſich die oſtindiſche Compagnie der Miſſion in Indien feindlich entgegengeſtellt; aber dieſe Feindſchaft wie die ihr folgende neutrale Stellung der indobritiſchen Regierung in Religionsſachen hat dazu dienen müſſen, den Verdacht zu beſeitigen, daß die Miſſion nur ein Mittel ſei, um die politiſche Herrſchaft der Fremdlinge zu befeſtigen. Auch hat die zuerſt der Miſſion feindliche und nachher die ihr neutral gegenüberſtehende britiſche Regierung in Indien viel gethan zur Beſeitigung heidniſcher Unſitten, wie zur materiellen und geiſtigen Hebung des Volkes und dadurch dem Heidenthum mehr als einen Stoß beigebracht und den Boden für die Ausſaat des Evangelii vielfach gepflügt. Es iſt wahr, daß die chriſtlichen Sklavenhalter der Miſſion viel Hinderniſſe in den Weg gelegt haben; aber ſie haben dadurch nur den Eifer der Sklaven vermehrt das Evangelium zu hören und die Bewegung zur Aufhebung der Sklaverei geſtärkt und beſchleunigt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß viele

gewiſſenloſe Händler und leider auch manchmal dem Evangelio abholde Reiſende der Miſſion unter den Heiden durch ihr unchriſtliches Betragen und daheim durch ihre verleumderiſchen Berichte viele Steine des Anſtoßes in den Weg gelegt haben. Und doch haben auch ſie nicht nur durch Oeffnung neuer Verkehrswege, ſondern auch dadurch der Miſſion manchen Dienſt leiſten müſſen, daß ſie den Heiden Gelegenheit boten durch Vergleichung ihres Verhaltens mit dem der Miſſionare den letzteren Vertrauen zu ſchenken. Wie vieles aber bleibt unſern Augen verborgen, wie Gott das Böſe leitet, damit Segen daraus hervorgehe. Kurz, er ſitzt im Regimente und macht ſich und ſeinem Reiche alles dienſtbar — deß getröſten wir uns auch bei aller Feindſchaft, die das Werk der Miſſion zu hindern ſucht.

III.

Die Schriftgelehrten, welche Herodes zuſammengerufen, machen inſofern ihrem Namen alle Ehre, als ſie ſofort aus den prophetiſchen Schriften den Geburtsort des Meſſias finden und die Frager ganz richtig nach Bethlehem beſcheiden. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen ihnen und den Hirten! Dieſe machten ſich eilends auf, die Geſchichte zu ſehen, die der Engel ihnen kund gethan, die Schriftgelehrten aber laſſen die Weiſen allein ziehen. Ihnen iſt es genug, daß ſie den Geburtsort ihres Meſſias wiſſen, ſeine Geburt läßt ſie gleichgiltig. Ein neuer Anſtoß für die Fremdlinge! Sie haben einen ſo weiten Weg gemacht, um den neugebornen König der Juden anzubeten; und die Juden ſelbſt rühren ſich ſeinetwegen nicht von der Stelle. Auch dieſes Aergerniß zieht ſich durch die ganze Miſſionsgeſchichte hindurch. Wie St. Paulus einſt den Juden den Vorwurf machen mußte: „um euretwillen wird der Name Gottes geläſtert unter den Heiden“, ſo verdienen heute denſelben Vorwurf viele Namenchriſten. Da machen die Miſſionare ſo weite und beſchwerliche Reiſen, um den Heiden das Evangelium zu bringen und viele Chriſten, welche die Heiden kennen lernen, treten das Evangelium mit Füßen. Da geben ſich die Miſſionare ſo große Mühe die heilige Schrift in die Sprache der heidniſchen Völker zu überſetzen und mittlerweile gelangen zu dieſen allerlei in der Chriſtenheit geſchriebene Bücher, die den Glauben an die Bibel erſchüttern. Da kommen Heidenchriſten aus ihrem Vaterlande in die Chriſtenheit und hier ſehen ſie, daß das Evangelium von Tauſenden für nichts geachtet wird. Wer will auf die

Heiden einen Stein werfen, wenn sie angesichts solcher Erfahrungen, die sie massenhaft machen, den Missionaren zurufen: „lehret erst eure Landsleute das Evangelium ehren und befolgen, ehe ihr uns zumuthet, an dasselbe gläubig zu werden". Eine Christenheit, die den Heiden das Evangelium predigen will und selbst verwerflich wird, ist eine schlechte Missionarin.

Und doch wie Herodes, so thun auch die Schriftgelehrten Missionsdienst. Um die Fremdlinge zurechtzuweisen, bedienen sie sich des rechten Mittels, nämlich des Wortes Gottes. Daß sie nicht selbst mit nach Bethlehem gehen, das ist beklagenswerth und den Schriftgelehrten selbst zum größten Schaden; aber an dem Werthe des Schriftwortes ändert es nicht das Geringste. Der Rath, den einem Kranken der Arzt giebt, wird nicht dadurch ein falscher, daß der Rathgeber für seine Person ihn nicht befolgt. Bis nach Jerusalem waren die Magier gekommen unter dem Dämmerscheine des Sternenlichtes; aber den Weg nach Bethlehem konnten sie nicht finden ohne das klare Sonnenlicht des göttlichen Worts. Die Heiden wissen auch ohne daß ihnen dieses Wort verkündigt worden, daß sie einen Heiland brauchen; aus den mancherlei Gerüchten, die durch zerstreute Samenkörner der evangelischen Wahrheit je und je zu ihnen gedrungen sind, können sie auch wissen, daß ein solcher Heiland irgendwo da ist; aber ihn wirklich finden, an ihn glauben und durch ihn gerettet werden, das können sie erst, wenn das Wort Gottes ihnen den Weg weist. Es sind allerdings nicht ausschließlich die Missionare, die durch ihre Predigt solches thun. Gar manchmal ist die Bibel selbst, die auch durch einen religiös ganz gleichgiltigen Menschen in die Hände eines Heiden gekommen sein kann, die Führerin nach Bethlehem gewesen. Jedenfalls ist das Wort Gottes, ob es in der Predigt gehört oder in der gedruckten Bibel gelesen wird, das unentbehrliche Missionsmittel. Wo man nicht durch die Predigt des göttlichen Worts und durch die Uebersetzung der Bibel die Heiden zu Christo führen will, da wird vergeblich missionirt. Alle andern Quellen, aus denen man die Heiden schöpfen lassen will, sind löcherige Brunnen, die kein Wasser geben. Solche löcherige Brunnen haben aber die Heiden selbst genug; um sie zu graben, dazu brauchen wir ihnen keine Missionare zu senden. Sie dürsten nach frischem Wasser und hungern nach grünen Weiden und die finden sie nur auf den Auen des göttlichen Wortes. Es ist auch in diesem Stück mit den Heiden wie mit uns selbst: „sie leben von einem jeglichen Wort, das durch den

Mund Gottes geht". Juden wie Heiden und Chriſten wie Heiden gilt das alte Wort des Heilandes: „ſuchet in der Schrift, denn in ihr habt ihr das ewige Leben und ſie iſts, die von mir zeuget."

Scheinbar erfreut über die Auskunft, die er ihnen nun zu geben vermochte, berief Herodes die Weiſen heimlich und erlernte mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erſchienen wäre und wies ſie gen Bethlehem und ſprach: „ziehet hin und forſchet fleißig nach dem Kindlein und wenn ihr es findet, ſo ſaget mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete". Der Heuchler! Er hatte Mordgedanken in ſeinem Herzen und mißbrauchte die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit der Fremdlinge, um das Kindlein deſto ſichrer zu verderben. Aber Gott überliſtete ſeine Liſt; im Traum befahl er den Weiſen, daß ſie nicht wieder ſollten zu Herodes lenken und dem Joſeph, daß er mit dem Kindlein und ſeiner Mutter nach Egypten flöhe. Auch dieſe Heuchelei des Herodes hat in der Geſchichte der Miſſion viel Nachfolge gefunden. Es haben ſich chriſtliche und heidniſche Herrſcher freundlich zur Miſſion geſtellt, nur um für ihre eignen ehrgeizigen oder habgierigen Zwecke ſie auszubeuten. Mehr als ein Mal ſind Reiſende von Miſſionaren aufs gaſtlichſte beherbergt worden und dann haben ſie in öffentlichen Berichten ihre freundlichen Wirthe, die in aller Unbefangenheit mit ihnen verkehrt und alle gewünſchte Auskunft ihnen gegeben haben, herabzuſetzen geſucht. Wiederholt hat man die Miſſionsarbeiter daheim oder die Heidenchriſten draußen auf alle Weiſe ausgeforſcht, ohne die innere Feindſchaft merken zu laſſen und die Mittheilungen, die ſie in ihrer Unbefangenheit gemacht, gemißbraucht um die Miſſion zu verdächtigen. Das ſind ſchmerzliche Erfahrungen; aber derſelbe Gott, der einſt das Chriſtkindlein aus den Händen eines Herodes rettete, der weiß auch heute die Miſſion vor Schaden zu bewahren, wenn ihre geheimen oder offenbaren Feinde durch eigenſüchtige Politik oder Schmähartikel ihr nach dem Leben trachten.

Es waren nicht wenig Hinderniſſe und Anſtöße, die die Fremdlinge aus Morgenland zu überwinden hatten, bis ſie endlich das Kind in Bethlehem fanden. Deſto größer war nun ihre Freude. Nun nehmen ſie auch an der ärmlichen Umgebung kein Aergerniß, ſondern fallen nieder und beten an. Es iſt ein ergreifender Anblick dieſe Erſtlinge der Heiden das Chriſtkindlein anbeten zu ſehen. Wie viel Knie haben ſich ſeitdem vor ihm gebeugt und wie viel Zungen bekannt, daß es der HErr ſei. Wol zählen die Heiden noch immer

nach Hunderten von Millionen, die den Weg nach Bethlehem bis heut nicht kennen und wol nimmt in der Christenheit das Geschrei überhand: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche". Dennoch haben wir allen Grund zu der guten Zuversicht, daß Er, der mit der Herführung der Weisen aus Morgenland das große und gute Missionswerk angefangen, es auch vollführen und nicht ruhen werde, bis vor dem erhöheten Christus sich Aller Knie gebeugt und alle Zungen bekannt haben, daß er der HErr sei.

Um ihrer Huldigung einen weiteren Ausdruck zu geben, thaten endlich die Weisen ihre Schätze auf und schenkten dem Kindlein Gold, Weihrauch und Myrrhen. Man hat diesen Geschenken allerlei geistliche Deutung gegeben. Wir lassen das aber und begnügen uns, sie als ein Geschenk oder als eine Art Steuer zu betrachten, durch welche sie dem König Christus ihre Ehrerbietung, ihre Freude und ihre Unterthänigkeit ausdrücken wollten. Wie freundlich hatte auch hierin Gott das Herz und die Hand der Fremdlinge gelenkt. Die armen Eltern Jesu brauchten Reisegeld für ihre Flucht nach Egypten und noch ehe sie recht wußten, daß sie es brauchten, war es in ihre Hand gelegt.

Nun wir, die wir unsern Vätern nach aus den Heiden herstammen, sollen auch in diesem Stück die Nachfolger der Weisen aus Morgenland sein. Bei seiner Reise in die fernen Länder braucht der Heiland noch immer Reisekosten. Auch heut heißt es noch: „er ist auf Erden kommen arm". Die Missions-Gesellschaften, die dafür sorgen, daß Christus den Heiden gebracht werde, verfügen über keine Kapitalien, und doch sind ihre Ausgaben für die Ausbildung, Aussendung und Unterhaltung der Missionare sehr bedeutend. Aber, gelobt sei Gott, noch ist immer gegeben worden, was man brauchte und mit den Ausgaben sind die Beiträge gewachsen. Es ist eine sehr glaubenstärkende Erfahrung, daß obgleich nirgends eine Missions-Gesellschaft ihre Jahreseinnahme durch eine Steuerausschreibung sichern kann, im Großen und Ganzen die freiwilligen Beiträge die Bedürfnisse decken. Er, deß Silber und Gold ist und der die Herzen der Menschen regiert wie Wasserbäche, er sorgt, daß kein Mangel eintrete. Noch immer hat der König mit der Dornenkrone Unterthanen, die ihm willig ihre Steuer auch an Silber und Gold entrichten und bei denen es weiter keines Wortes bedarf als: „der HErr bedarf ihrer". Möge die Collecte, die wir beim Ausgang aus der Kirche für die Heidenmission sammeln, beweisen, daß zu diesen Unterthanen auch wir gehören. Amen.

III. Die Mission ein Grundgedanke des Evangelii.

„Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Joh. 3, 16.

Unter den mancherlei Vorurtheilen, die man selbst in kirchlichen Kreisen noch immer gegen die Mission hat, ist das eins der verbreitetsten und folgenschwersten, daß die Mission nur die Privatliebhaberei einer gewissen frommen Richtung, aber nicht die allgemeine Schuldigkeit aller Christen sei; daß sie höchstens eine Art Anhängsel an das Evangelium, aber nicht ein Grundgedanke desselben und daß es daher ganz in dem Belieben des Einzelnen stehe, ob er sich an ihr betheiligen wolle oder nicht. Dieses Vorurtheil, welches die Missionsgegner beruhigt, daß sie ihre Versäumniß nicht als eine Unterlassungssünde fühlen und auch manche Missionsfreunde verleitet, daß sie ihre Arbeit als eine Art überschüssiges gutes Werk betrachten, dieses Vorurtheil wird ja freilich sehr begünstigt durch die Stellung, welche bis heute unsre Kirche als Kirche zur Mission eingenommen hat. Es ist in der That ganz ins Belieben der Pastoren gesetzt, ob sie für die Mission irgend etwas thun oder gänzlich über sie schweigen wollen. Kein allgemeines kirchliches Missionsfest wird gefeiert, ja in den meisten Landeskirchen nicht einmal eine kirchliche Missionscollecte gesammelt. Daher ist es so sehr zu verwundern nicht, wenn selbst christlich gesinnte Leute die Mission nur für die Privatliebhaberei einer bestimmten kirchlichen Richtung halten.

Und doch ist nichts verkehrter als dieses Vorurtheil. Eine auch nur oberflächliche Betrachtung lehrt uns, daß die Mission so sehr ein Grundgedanke des Evangelii ist, daß wir sie treiben müßten, selbst wenn nicht ein bestimmter Befehl uns direct zu ihr verpflichtete. Schon ein Blick auf die christlichen Feste, welche die Grundthatsachen der evangelischen Geschichte uns jährlich in Er-

innerung zu bringen geordnet ſind, beweiſt uns, daß der Miſſionsgedanke ſo innig mit dem geſammten Heilsrathe Gottes, mit dem Weſen des Chriſtenthums und dem Leben der chriſtlichen Kirche zuſammenhängt, daß ihn davon ablöſen heißen würde: ſcheiden, was Gott zuſammengefügt hat und durch dieſe Scheidung den Kern der chriſtlichen Heilswahrheit ſchädigen. „Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren ſoll" lautet die Weihnachtsbotſchaft. Allem Volk — da habt ihr den Miſſionsgedanken. Wollt ihr die große Freude kleiner machen, indem ihr ſetzet: „einigen Völkern"? Die Ueberſchrift, welche über der Paſſionsgeſchichte geſchrieben ſteht, lautet: „Siehe das iſt Gottes Lamm, welches trägt die Sünde der Welt", d. h. wie den Täufer der Evangeliſt Johannes erklärt: „Jeſus Chriſtus iſt die Verſöhnung für unſre Sünden; nicht allein aber für die unſeren, ſondern auch für der ganzen Welt" — iſt das nicht abermals der Miſſionsgedanke? Und wenn Oſtern den Gekreuzigten uns zeigt als den Fürſten des Lebens und den Erniedrigten als den HErrn der Herrlichkeit, „den der Vater erhöhet und dem er einen Namen gegeben hat, der über alle Namen iſt, daß in ſeinem Namen ſich beugen ſollen Aller Knie und alle Zungen bekennen ſollen, daß Er der HErr ſei" — iſt es dann nicht klar, daß auch die Oſterthatſache mit dem Miſſionsgedanken innigſt verbunden iſt? Und Himmelfahrt iſt recht eigentlich das Stiftungsfeſt der Miſſion. Hier bildet der Miſſionsbefehl einen Haupttheil des Feſttexts. Und was endlich Pfingſten betrifft, ſo wird es ebenſowol durch die mit dem Empfange des heiligen Geiſtes verbundene Predigt in allerlei Zungen, als durch die Frucht dieſer Predigt: die Stiftung einer chriſtlichen Kirche „aus allerlei Volk, das unter dem Himmel iſt" als Miſſionsfeſt charakteriſirt.

Ebenſo ſind die Grundlehren der evangeliſchen Wahrheit mit dem Miſſionsgedanken aufs innerlichſte verwoben. Daß Gott Einer und daß er die Liebe, daß die Welt ohne Ausnahme ſündig und daher verloren, daß Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes und der einige Heiland der Menſchen, daß die Rechtfertigung allein durch den Glauben möglich, daß die Gabe Gottes in Chriſto Jeſu das ewige Leben iſt — alle dieſe unleugbaren Schriftlehren fordern mit innerer Nothwendigkeit, daß Miſſion getrieben werde. Ich finde es ganz begreiflich, daß derjenige von der Miſſion nichts wiſſen will, der dieſe Thatſachen und Lehren des Evangelii nicht

glaubt; aber daß Jemand, der sie zu glauben bekennt, sich gegen die Mission theilnahmlos oder gegnerisch stellt, das ist — nehmt mir's nicht übel — ein Zeichen von großer Unklarheit. Um dieser Unklarheit zu wehren lasset uns jetzt zusehen, daß die Mission wirklich ein Grund- und Wesensgedanke des Evangelii ist. Es erhellt dies, indem wir schauen:

1) auf Gott, der der Urheber des Evangelii,
2) auf die Welt, die die Empfängerin,
3) auf den Sohn Gottes, der der Mittler,
4) auf den Glauben, der das Aneignungsmittel und
5) auf das ewige Leben, das der Zweck desselben ist.

I.

Wenn von allem unsern religiösen Wissen das Wort des Apostels gilt: „unser Wissen ist Stückwerk", so gilt es in ganz besonderer Weise von unsrer Erkenntniß des Wesens Gottes. Gleichwie alle die schönen Geschichten und Reden, die die Evangelien von unserm HErrn Jesu Christo erzählen, nur sind „wie Glöcklein am Leibrock", so sind auch alle die einzelnen Eigenschaften Gottes, welche seine Worte und Werke uns erkennen lassen, noch lange nicht Er selbst, sondern nur Attribute seiner Herrlichkeit, die der Himmel und aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermag, vor der die Seraphim und die Cherubim Tag und Nacht anbetend stehen und die heiligen Geister des Himmels ihre Kronen abwerfen. Wer ist Gott? Die Schrift giebt darauf die Antwort: Gott ist Geist; Gott ist Licht; Gott ist Liebe. Hier heißt es nicht: Gott hat Geist, Licht, Liebe, sondern er ist Geist, Licht, Liebe; nicht er ist geistig, lichtvoll, liebereich, sondern er ist Geist, Licht, Liebe. Die Schrift beschreibt also mit diesen Aussagen das Wesen, die eigentliche Natur Gottes.

In der neutestamentlichen Offenbarung enthüllt sich uns das Wesen Gottes vornämlich als die Liebe. Wie Geist und Licht, so ist auch Liebe nicht eine göttliche Eigenschaft neben andern Eigenschaften, sondern die Quelle, der Centralheerd aller oder vielmehr — wenn man so sagen darf — die Seele, die alle durchdringt. Alles an Gott und in Gott und aus Gott ist Liebe, Gott ist ganz und gar und durch und durch Liebe, es ist nichts in seinem Wesen

und Wirken, was nicht von Liebe durchhaucht wäre. Die Liebe Gottes ist also so groß, so unendlich, so herrlich, so majestätisch, wie Gott selbst groß, unendlich, herrlich und majestätisch ist. Man mag diese Liebe messen, nach welcher Seite man will, immer wird man erkennen, daß sie, wie das Wesen Gottes selbst, alle Erkenntniß übersteigt.

Verhält es sich aber so mit der Liebe Gottes, so ist es auch selbstverständlich, daß diese Liebe so weit geht, als Gott in ein Verhältniß mit dem zu seinem Ebenbild geschaffenen Menschen tritt. Schon als Schöpfer steht Gott zur Creatur in einem Verhältniß der Liebe. Soweit die Wolken gehen, geht seine Schöpferliebe. Nirgends hat diese Liebe sich unbezeugt gelassen. Aber alle Liebesbeweise Gottes, von denen der erste Artikel redet, sind nur geringe Gaben dagegen, daß er seinen eingebornen Sohn gab. Im Blick auf diese Offenbarung der Liebe Gottes sagt unser Text: „also hat Gott die Welt geliebet". Wer diese Liebesgabe Gottes noch nicht kennt, der weiß noch gar nicht, daß Gott die Liebe ist. Alles was Gott sonst an Huld und Güte hat lassen kund werden, wird völlig in den Schatten gestellt, ist wie gar nichts dagegen, „daß er seinen eingebornen Sohn gab", wie St. Johannes ausdrücklich schreibt: „darin stehet die Liebe Gottes, daß er gesandt hat seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden".

Nun, meine Brüder, hat St. Johannes mit diesem Worte Recht, so würde Gott nicht durch und durch die Liebe sein, wenn er gerade mit der vollendetsten Offenbarung derselben, nicht alle Menschen umfaßt hätte. Weil Gott aber nicht blos Liebe hat, sondern die Liebe ist, so kann seine Liebesoffenbarung gar nicht eine blos theilweise sein, daß sie entweder blos einem Theile der Menschheit und nicht allen Menschen gälte, oder daß sie nur die niedern Gaben des ersten und nicht die höhern des zweiten Artikels allen Menschen zugedacht hätte. Das würde ein Widerspruch gegen das Wesen Gottes sein. Hüten wir uns doch, in Gott zu verlegen, was in unsrer eignen Unklarheit und Liebloſigkeit liegt. Niemand sage, wenn er von der Mission sich fern hält, daß er das thue, weil Gott sie nicht wolle, sondern er thut es, weil er Gott nicht kennt und seinem eignen Herzen die Liebe fehlt. Gott als die Liebe „will, daß allen Menschen geholfen werde" und der Sohn Gottes als die Erscheinung dieser Liebe spricht: „ich muß

die andern Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, herführen". Weder der Vater noch der Sohn kann anders, denn die Liebe ist das Element, in dem Gott lebt. Je besser wir das Wesen Gottes als das der Liebe verstehen lernen, desto klarer wird es uns: die Darbietung des Heils in Christo an alle Menschen, d. h. die Mission ist eine innere göttliche Nothwendigkeit, ein göttliches Muß. Nun meine Brüder, ist Gott die Liebe, so soll auch der in Christo erlöste und geheiligte Mensch, Liebe sein, nicht blos einige Liebe haben, sondern durch und durch und ganz Liebe werden. Unser ganzes Verhalten unsern Mitmenschen gegenüber soll also ein Ausfluß dieser Liebe sein, die je länger je mehr unsre Natur, unser innerstes Wesen ausmachen muß. Nun ist es, wie wir gesehen, die höchste Erweisung der Liebe Gottes, daß sie den eingebornen Sohn gab und wollte, daß allen Menschen geholfen werde. Folglich wollen wir Ebenbilder der Liebe Gottes sein, so müssen auch wir also lieben, daß die höchste Gabe Gottes Andern gegeben werde und diese Liebe darf nicht aufhören an den Grenzpfählen unsres Hauses, unsrer Gemeinde oder unsres Vaterlandes, sondern muß weit und immer weiter werden bis zu den Enden der Erde. Ist die Liebe Gottes durch den heiligen Geist ausgegossen in unsre Herzen, so drängt sie uns, daß wir es nicht anders können, wir müssen wollen, daß allen Menschen geholfen werde durch die große Erlösung Jesu Christi, wir müssen es aus innerer Nothwendigkeit, auch ohne daß ein Gebot mit dem Stecken des Treibers hinter uns steht.

II.

Oder meint ihr, ich hätte mit diesen Ausführungen zu kühne Schlüsse gezogen? Blicket in unsern Text. „Also hat Gott die Welt geliebt" sagt er. Die Welt, d. h. die Gesammtheit der Menschen und die Gesammtheit der sündigen Menschen.

Also zunächst die ganze Welt. Gott hat nicht blos die Zehntel- oder Viertel- oder halbe Welt geliebt. Seine Liebe ist so breit, daß sie das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Wie er selbst Einer ist, so hat er auch gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen und daß sie ihn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten.

Und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir". Vor Gott ist also das Menschengeschlecht eins, eine Familie, deren Haupt er selbst ist und er will jedem Gliede ein „rechter" und kein Stiefvater sein. Und damit wir es niemals vergessen, daß die fernen schwarzen, gelben und braunen Heiden mit uns von Einem Blute stammen und sie nicht als unsre Stiefbrüder behandeln, daher lautet der Missionsbefehl ausdrücklich: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur" und abermals: „machet zu meinen Jüngern alle Völker" und abermals: „es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker." Das sind klare und runde Zeugnisse und es gehört eine besondere Fertigkeit in der Kunst der Schriftverdrehung dazu, um etwas anderes aus ihnen herauszulesen, als in ihnen steht. Wenn nun doch Gott die ganze Welt geliebet und gewollt hat, daß allen Menschen geholfen werde, wer will einen Theil der Welt dieser Liebe berauben und wenn der Heiland befohlen hat, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, wer will sagen: nein, diese und diese Völker dürfen das Evangelium vom Reich nicht hören?

Die Welt, d. h. aber auch die Gesammtheit der sündigen Menschheit. Ich will jetzt den unsre Herzen besonders ergreifenden und die Liebe Gottes in ein besonders helles Licht setzenden Gedanken nicht ausführen, daß Gott eine abgefallne, ihm ungehorsame, ja feindliche Welt geliebt, daß diese Welt nicht ein Gegenstand seines Abscheus, seines Zorns, seines Gerichts gewesen, sondern daß er sie trotz ihrer Sünde so hoch geachtet und geehret hat, daß er zu ihrer Rettung das größte Opfer nicht für zu groß gehalten und ihr den eingebornen Sohn gegeben — sondern nur das betonen, daß die Gesammtheit der Menschen, der die Liebe Gottes die rettende Hand reichte, in Sünden verloren war. Es ist eine von der allgemeinen Erfahrung aller Menschen und Zeiten bestätigte Grundlehre der heiligen Schrift: „es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollen." Es giebt viele Unterschiede unter den Menschen: da sind reiche und arme, gescheide und beschränkte, gebildete und ungebildete, berühmte und unberühmte, liebenswürdige und unliebenswürdige Menschen. Aber in einem Stücke ist kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder. Sie sind nicht alle gleich tief gefallen, sie sind nicht alle

Verbrecher, ſie ſind nicht alle Uebertreter der Staatsgeſetze — aber ſie ſind alle Sünder! Soweit es Menſchen giebt auf der weiten Welt, ſoweit geht auch der Abfall von Gott, der irdiſche, fleiſchliche Sinn, die natürliche Neigung zum Böſen, die Selbſtſucht des verdorbenen Herzens. Und überall in der ganzen weiten Welt iſt die Sünde der Leute Verderben, macht ſie den Menſchen unglücklich und friedelos und ſtellt ihn unter das göttliche Gericht der Verdammniß. Die Welt und zwar die ganze Welt iſt nicht blos ſündig, ſondern auch verloren und in ſich ſelbſt hat ſie nirgends ein Mittel ſich aus dieſem Zuſtande der Verderbniß und Verdammniß zu retten.

Bei vielen Lehren der Schrift, die göttliche Geheimniſſe enthalten, z. B. bei der Gottheit Chriſti, der verſöhnenden Kraft ſeines Todes, der Gegenwart Chriſti im heiligen Abendmahl ꝛc. kann ich es vollſtändig begreifen, daß ſie bezweifelt werden von Leuten, die ihre Vernunft nicht gefangen geben unter den Gehorſam des Glaubens. Aber daß Jemand die Lehre der Schrift von der allgemeinen Sündhaftigkeit und Verderbniß nicht will gelten laſſen, das geht vollſtändig über mein Verſtändniß. Mit dieſer Lehre hat doch ſtreng genommen der Glaube nichts zu ſchaffen; hier handelt es ſich um eine Thatſache der Erfahrung, die ſo offenbar iſt und am Tage liegt, daß man fürchten muß ſie zu verdunkeln, wenn man ſie beweiſt. Wo aber trotzdem dieſe Thatſache geleugnet wird, da wird man ſich vergeblich bemühen, die Nothwendigkeit der Miſſion zu erweiſen. Iſt der Menſch kein „verlorner und verdammter Sünder", wie unſer Katechismus ſagt, ſo braucht er auch keinen Heiland, dann erſcheint es als eine Thorheit, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn gab und iſt es überflüſſig, Miſſionare auszuſenden, um aller Kreatur des Evangelium zu verkündigen. Zu Leuten dieſer Art rede ich darum hier auch nicht. Wo über die fundamentalſten Wahrheiten der Religion grundverſchiedene Anſchauungen herrſchen, da iſt ein Verſtändniß über Miſſion unmöglich. Iſt es aber ſo wie die Schrift ſagt, daß hier kein Unterſchied iſt, ſondern alle Menſchen, wie ſie von Natur ſind, unter der Herrſchaft und dem Gerichte der Sünde ſtehen, ſo brauchen ſie auch alle ohne Unterſchied einen Heiland. Brauchen ſie aber alle den Heiland, iſt es dann nicht lieblos, ihnen die Kunde von ihm nicht zu bringen?

Es würde mir nicht ſchwer werden, euch ein erſchütterndes Nachtgemälde von dem Elend der Heiden zu entwerfen. Ich könnte

euch z. B. zu den Aſanteern oder Dahomeern auf der Weſtküſte Afrikas führen, wo faſt kein Unterthan einen Tag ſeines Lebens ſicher iſt; oder euch an die Opfer erinnern, die der Aberglaube fordert, daß z. B. jeder Todesfall einer Behexung zugeſchrieben und der vermeintliche Uebelthäter dafür aufs grauſamſte gemordet wird; ich könnte euch die Erniedrigung des weiblichen Geſchlechtes, die Unbarmherzigkeit gegen Alte und Kranke, den Kindermord und dergleichen Greuel ſchildern. Aber ich laſſe das. Die Hauptſache iſt, daß die Heiden den Heiland nicht kennen, der ſie aus ihren Sünden errettet. Es giebt ja auch unter ihnen allerlei Unterſchiede; die einen ſind roher, uncivilisirter, grauſamer, abergläubiſcher als die andern und auch das äußerliche Elend iſt verſchieden unter ihnen vertheilt. Aber darin ſind ſie alle gleich, daß ſie ohne Gott in der Welt leben und das Geſchöpf mehr ehren als den Schöpfer; daß ſie eitel geworden ſind in ihrem Dichten und ihr unverſtändiges Herz verfinſtert iſt; daß ſie den Weg des Friedens nicht kennen und in verkehrtem Sinn thun, was nicht taugt; daß ſie voll aller Unreinigkeit ſind und ſich untereinander haſſen und neiden; daß ihre Füße eilend ſind Blut zu vergießen und in ihren Wegen eitel Unfall und Herzeleid iſt, wie das alles ſchon der große Apoſtel der Heiden in den erſten Kapiteln des Römerbriefes geſchildert hat. Wir ſingen zu Weihnachten: „Welt war verloren — Chriſt iſt geboren: freue, freue dich Chriſtenheit". Soll es denn nun nicht auch heißen: „freue, freue dich, Heidenwelt"? War es nicht auch das Verderben der Heidenwelt, welches die unendliche Liebe Gottes ſo bewegte, daß ſie den eingebornen Sohn gab? Von dem unter die Mörder Gefallenen, welchen der Samariter die Barmherzigkeit erwies, ſagt der Heiland einfach: es war ein Menſch. Der große barmherzige Samariter, der vom Himmel auf dieſe Erde herabgereiſet, ſah den Menſchen in ſeinem Blute liegen und weil ihn ſeiner jammerte, half er ihm. Iſt der Heide nicht auch ein Menſch? Wie können wir denn an ihm, da er noch in ſeinem Blute liegt, vorübergehen, wenn wir Nachfolger Jeſu ſein wollen?

Es giebt unter den Miſſionsgegnern eine doppelte Ausrede. Für die heidniſchen Culturvölker, ſagen ſie, iſt das Evangelium überflüſſig, die ſind gebildet genug um ſich ſelbſt zu helfen; für die heidniſchen Naturvölker aber iſt es vergeblich, die ſind zu tief ſtehend, als daß ſie es ſich aneignen könnten. Wie? Sandte nicht Gott ſeinen Sohn, als die griechiſch-römiſche Welt auf

dem Gipfel ihrer Bildung stand, weil trotz dieser Bildung das göttliche Schatzungsurtheil über sie lautete: „verloren“? Die Bildung in allen Ehren, aber was sie nicht kann, das kann sie nicht und das soll man auch nicht von ihr verlangen. Zu sagen die Bildung könne von der Herrschaft und dem Fluche der Sünde befreien, das ist geradeso, als wenn man sich durch schöne Kleider vor Krankheit und Tod schützen zu können meinte. „Ich bin ein Schuldner beider, der Weisen und der Unweisen, der Griechen und der Barbaren“, sagt daher der große Heidenapostel. Ich will einmal zugeben, daß z. B. die Chinesen oder die Hindus in der That gebildete Völker wären, was indeß weder in unserm Sinne, noch in großem Umfange wirklich der Fall ist, so sind wir doch ihre Schuldner, so gut wie einst Paulus sich als Schuldner der gebildeten Griechen erkannte; denn keine menschliche Bildung vermag, was das Evangelium Christi thut: eine verlorne Sünderwelt zu retten.

Und was den zweiten Punkt betrifft — nun, „wir — unsre Vorfahren — waren auch weiland unweise, ungehorsam, irrige, dienende den Lüsten und mancherlei Wollüsten und wandelten in Bosheit und Neid und hasseten uns untereinander“ und doch hat uns das Evangelium erneuert. Als Gott seinen Sohn gab, liebte er eine tief gesunkene Welt. Er hätte auch denken können: meine Gabe ist vergeblich, sie werden sie weder verstehen noch annehmen. Aber er gab sie doch, gerade weil die tiefe Gesunkenheit und Hilflosigkeit seiner Liebe keine Ruhe ließ und weil er an die Macht seiner errettenden Gnade glaubte. Die Macht der Erlösung Jesu Christi ist größer, als die Macht auch der rohesten Sünde. Daher sind wir Schuldner auch der Barbaren und die Erfolge der Mission z. B. auf den Südsee-Inseln beweisen, daß unsre Arbeit an ihnen nicht vergeblich ist.

III.

Betrachten wir nun das Mittel genauer, dessen sich Gott zur Rettung der verlornen Welt bediente. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er „seinen eingebornen Sohn gab“. „Also“ d. h. so sehr und auf diese Weise und giebt uns somit ebensowol die Größe, wie die Art der Liebe Gottes an.

Gott gab seinen Sohn — Größeres konnte er nicht geben; seinen einigen Sohn — er hatte weiter keinen.

Um die Größe dieſer Gabe ganz zu ermeſſen, müßten wir freilich aus dem Grunde verſtehen, wer dieſer Sohn und was er dem Vater iſt, eine Erkenntniß, die immer noch ſehr Stückwerk bleibt, wenn wir auch wiſſen, daß er des Vaters vollkommenes Ebenbild und der Abglanz ſeiner Herrlichkeit iſt, daß der Vater ihn liebt und ſein Wolgefallen und alle ſeine Luſt an ihm hat. Aber auch wenn wir die Größe der göttlichen Gabe mehr ahnen als begreifen, ſoviel iſt uns doch klar: mit dieſem Geſchenk erſchöpfte ſich gleichſam die göttliche Liebe, mehr hatte ſie nicht zu geben. Vor einigen Jahren bat mich ein eben ausgehender Miſſionar, ihm ein Gedenkwort in ſein Stammbuch zu ſchreiben. Da las ich auf der erſten Seite von Vatershand geſchrieben die Worte:

„Als Gabe für die Miſſion
Gebe ich meinen einzigen Sohn".

Meine Augen wurden feucht, eine tiefe Bewegung ging durch mein Herz und — ein Strahl der Erleuchtung fiel in meine Seele, der mir das: „alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab" ſo verſtändlich machte, wie ich es nie zuvor verſtanden. Ihr kennt alle die ergreifende Geſchichte von der Opferung Iſaaks. „Nimm Iſaak — deinen einigen Sohn — den du lieb haſt — und opfre ihn mir zum Brandopfer". Wie mußte Wort für Wort dieſes Befehls dem Vater tief ins Herz ſchneiden, Wort für Wort ihn daran erinnern, wie theuer ihm der Sohn und wie groß alſo das Opfer war, das Gott ihm abverlangte. Und Abraham war einer von den menſchlichen Vätern, „die doch arg ſind" und zuletzt hieß es: „lege deine Hand nicht an den Knaben, denn nun weiß ich, daß du Gott fürchteſt". Was muß im Herzen des Vaters Jeſu Chriſti vorgegangen ſein, da Er — ſeinen einigen Sohn — den Er lieb hatte — wirklich opferte — und zwar nicht wie Abraham für den heiligen Gott, ſondern für die unheilige Welt! — —

Wenn nun Gott das Größte giebt, was Er hat, ſo will er auch, daß dieſe Gabe den größten Gewinn bringt. Opfer und Frucht des Opfers müſſen im ebenbürtigen Verhältniß ſtehen. Als in dem letzten franzöſiſchen Kriege auf ſo viel Schlachtfeldern ſo viel edles Blut gefloſſen war, da hieß es überall in unſerm Vaterlande, ſolchem theuren Preis müſſe nun auch die Siegesbeute entſprechen. Nun das auf Golgatha vergoſſene Blut iſt edler und theurer als alles das zuſammengenommen, was jemals auf Schlacht-

feldern gefloſſen iſt. Darum wollte Gott, als er Seinen eingebornen Sohn gab, daß das durch ihn erworbene Heil der ganzen Welt zu gute komme und daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Hätte Gott nicht die ganze Welt geliebt und eine ſo große Erlöſung für ſie in Bereitſchaft gehabt, er würde ſeinen eingebornen Sohn nicht gegeben haben.

Ich kann es ſehr wol verſtehen, daß Leute, denen Jeſus Chriſtus nicht der Sohn Gottes iſt, wie die Schrift dieſen Ausdruck verſteht, nämlich der Eingeborne vom Vater, wahrhaftiger Gott, der ſich entäußert und Knechtsgeſtalt angenommen hat, als er in das Fleiſch kam, ich ſage, ich begreife es vollkommen, daß Leute, denen Jeſus Chriſtus nur ein Menſch iſt, von Miſſion nichts wiſſen wollen. Das was ſie den Heiden darzubieten hätten, wäre der Mühen und Opfer nicht werth, die die Miſſion fordert. Der Reſt von allgemeiner Religion, der noch bleibt, wenn vom chriſtlichen Glauben der zweite Artikel ausgeſchloſſen oder conſequenterweiſe das ganze apoſtoliſche Glaubensbekenntniß abgeſchafft wird, dieſer Reſt von allgemeiner Religion findet ſich am Ende auch in jedem geläuterten Heidenthum. Im beſten Falle könnten alſo die ſogenannten „Freien Proteſtanten“ Reformatoren des Heidenthums, aber nimmer Miſſionare des Chriſtenthums zu den heidniſchen Nationen entſenden. Allein es hat auch damit gute Wege, da ſie die Reformation ihrer Religion billiger und bequemer den Heiden ſelbſt überlaſſen.

Auf der andern Seite aber kann ich das nimmer begreifen, daß Chriſten, die auf dem Schriftglauben zu ſtehen bekennen, ſich gleichgiltig oder gar gegneriſch gegen die Miſſion ſtellen. Bekennt ihr mit Simon Petrus, daß Jeſus Chriſtus iſt der Sohn des lebendigen Gottes und glaubt ihr wirklich, was ihr bekennt, wie könnt ihr einen ſolchen Glauben für euch behalten? Da muß es heißen: „ich glaube, darum rede ich“ und abermals: „wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht zeugen ſollten“. Sandte Gott in Chriſto Jeſu ſeinen Sohn in die Welt und iſt der Kreuzestod dieſes Sohnes die Verſöhnung für unſre Sünden — ſo ſind das Thatſachen von ſo außerordentlicher Art und ſo ungeheurer Bedeutung, daß es unmöglich iſt, ſie wie ein Licht unter den Scheffel zu ſtellen. Gott hat ein ſo unausſprechlich großes Opfer gebracht, weil er einer ganzen Welt die Rettung zudachte — wie könnt ihr, die ihr an dieſes Opfer glaubt,

seine Wirkung dadurch beschränken, daß ihr einem Theile der Welt die Verkündigung desselben vorenthaltet?

Wir haben ein großes Heil Gottes den heidnischen Nationen darzubieten. Darum darf uns auch kein Menschenleben und kein Geldaufwand zu kostbar sein, um die Darbietung dieses Heils zu bewirken. Gab doch Gott seinen eingebornen Sohn! Diese Erwägung widerlegt alle die Einwände, die man wegen ihrer Kostspieligkeit gegen die Mission fort und fort erhebt. Bedenkt doch, daß das Geld was ihr gebt, selbst wenn es viel wäre, doch niemals einen solchen Werth hat, daß damit das Heil, das die Mission verkündigt und die Rettung der Seelen, die sie bewirkt, aufgewogen werden könnte. Und nun ist es nicht einmal viel was ihr beigetragen habt. Und was die Opfer an Menschenleben betrifft — nun ja, die Mission fordert solche Opfer; aber habt ihr sie schon gebracht und wenn ihr noch keine gebracht habt, ist es wirklich Humanität, aus der ihr gegen sie eifert? Fordern nicht auch die Länderentdeckungen viele Opfer und ist die Rettung von Menschenseelen nicht mehr werth, als die Erforschung unbekannter Länder? Kostet nicht die Vertheidigung des Vaterlandes oft Zehntausende von Menschenleben und ist die Ausbreitung des Reiches Gottes nicht mehr als sie? Wir wollen doch nicht so viel von Opfern reden, die die Mission koste. Gott gab seinen eingebornen Sohn — aber er beklagte sich nicht dabei, daß er so ein großes Opfer bringen müsse. Als dem nun heimgegangenen Missionar Rebmann, der 29 Jahre in Ostafrika unter vielen Entbehrungen und Leiden auf einsamem Vorposten gestanden, wenig Frucht seiner Arbeit gesehen und über ihr die Gesundheit seines Leibes und das Licht seiner Augen verloren, als diesem Märtyrer Jesu Christi ein Missionsfreund in England von den großen Opfern sprach, die er gebracht, da fuhr er auf: „was sagen Sie, Opfer? Es giebt keine Opfer im Dienste des Heilandes. Er hat sich für uns geopfert, aber wenn wir ihm dienen, so ist das Gnade und auch wenn wir in seinem Dienste leiden, so ist das Gnade". Und, gelobt sei Gott, so denken viele Missionare. Den Missionsfreunden daheim, die nicht einmal Söhne oder Töchter, sondern höchstens ein paar Groschen oder Thaler geben, stünde es erst recht an, so zu denken.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab" das heißt aber auch: so und nicht anders hat er

ſie geliebt. Hätte Gott ſeinen Sohn nicht gegeben, ſo könnte die Welt nicht ein Gegenſtand ſeiner Liebe ſein. In Chriſto hat Gott die Welt geliebt, weil er ſie in ihm mit ſich ſelbſt verſöhnte und heiligte. Außer Chriſto ſteht die Welt unter dem Gerichte Gottes. In Ihm, dem Geliebten, hat uns Gott angenehm gemacht, in Ihm uns Vergebung der Sünden, Rechtfertigung des Lebens und Frieden geſchenkt. „Daran iſt erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen". Nicht anders konnte die unter dem Fluche des Geſetzes ſtehende, der gerechten Vergeltung des heiligen Gottes verfallene Welt in die Kindſchaft und das Erbe Gottes wieder eingeſetzt werden, als daß Gott ſeinen eingebornen Sohn als Sühnopfer dahin gab und ihn vorſtellete zu einem Gnadenſtuhl. Nur wenn das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes und des Lammes Gottes uns rein gemacht hat von aller Sünde und wir mit der Gerechtigkeit Chriſti bekleidet ſind, ſind wir gerechtfertigte und gerettete Leute. „Es iſt nur Ein Gott und Ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, nämlich der Menſch Chriſtus Jeſus, der ſich ſelbſt gegeben hat für Alle zur Erlöſung", darum iſt auch „in keinem andern das Heil und kein andrer Name den Menſchen gegeben, darinnen wir ſollen ſelig werden".

Ich kann es abermal begreifen, daß Leute, die dieſe Grundlehre des N. T. von der Verſöhnung mit Gott allein im Blute des Mittlers leugnen, keine Miſſion treiben. Wer der Meinung iſt, der Menſch könne ſelig werden bei jeder Religion, es ſei gleich, ob einer an Confucius, oder Buddha oder Mohammed oder Chriſtus oder wen ſonſt glaube und es thöricht findet, daß Gott um uns als Kinder zu lieben in Chriſto erſt habe eine Verſöhnung bewirken müſſen — für den iſt es eine ſehr überflüſſige Arbeit, die Heidenwelt erſt zu Chriſto zu bekehren. Das iſt es gerade, was die Miſſion ſo unbeliebt, ja ſo verhaßt macht, daß ſie durch Wort und Werk mit ſolcher Entſchiedenheit die Lehre der Schrift von den Dächern predigt: „es iſt kein Heil außer in Chriſto, dem Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt und hinwegträgt". Wie kein andres Werk der chriſtlichen rettenden Liebe hat die Miſſion „das Wort vom Kreuz" auf ihre Fahne geſchrieben und dieſes Wort iſt auch den modernen Juden und Judengenoſſen ein Aergerniß und den Griechen des neunzehnten Jahrhunderts eine Thorheit.

Hingegen ist mir das völlig unbegreiflich, wie auch Leute, die „das Wort vom Kreuz“ als eine Gotteskraft bekennen und zustimmen, daß allein in Christo Gott uns angenehm und gerecht macht, sich fremd gegen die Mission stellen können. Wie? Ihr glaubt, es giebt nur Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen und ohne die Kraft seines Versöhnungsblutes keine Errettung — heißt es dann nicht geradezu die Heiden von der Erlösung ausschließen, die doch ausdrücklich für Alle geschehen ist, so ihr diesen einigen Mittler ihnen nicht verkündigen helft? In wem sollen sie denn sonst das Heil finden? So ihr euch nicht an der Mission betheiligt, beweist ihr damit nicht entweder, daß ihr ohne Liebe zu euren schwarzen und braunen und gelben Mitmenschen seid, oder daß ihr denkt, für sie habe Gott einen Rettungsweg, der nicht über Bethlehem und Golgatha führt? Die Heiden sind Menschen wie wir, sie tragen dasselbe Herz in der Brust wie wir, sie sehnen sich nach demselben Frieden wie wir, sie suchen dieselbe Versöhnung wie wir, wie z. B. die Opfer, die sie aller Orten bringen, euch deutlich beweisen. Wenn die Wege, die sie einschlagen auch noch so verkehrt sind, wenn z. B. ein Hinduweib, weil sie meint der Gott zürne ihr, ihren blühenden Knaben in den Ganges wirft, um den zürnenden Gott zu versöhnen und dann vor Schmerz sich das Haar zerrauft und die Brust zerschlägt — zeigt euch das nicht, daß sie einen Versöhner sucht? Und ihr, die ihr in Christo diesen Versöhner habt und glaubt, daß es außer ihm keinen zweiten giebt, ihr könnt ruhig zusehen, daß die Heiden so verkehrte Wege gehen, auf denen sie den Frieden, den sie suchen, doch nimmer finden? Wo bleibt da die Barmherzigkeit?

IV.

Gott hat nun aber das in Christo den Sündern bereitete Heil an eine bestimmte Bedingung gebunden. „Auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden“, sagt unser Text. Es war dies eine ganz neue und überraschende Botschaft, mit welcher das Evangelium in die Welt trat. Alle bis dahin bekannten Religionen erklärten: thue das oder das, so wirst du selig; das Evangelium aber sagte: „glaube!“ Nicht dein Werk oder dein Opfer oder deine Selbstpeinigung, sondern der Glaube macht dich selig. Nicht du kannst dir das Heil auf irgendeine Weise selbst bereiten oder verdienen, sondern Gott hat es dir bereitet in Christo Jesu, seinem

Sohne, du brauchſt es nur zu nehmen. Deine Errettung iſt Gabe Gottes und die Hand, mit der du die Gabe in Empfang nimmſt, iſt der Glaube. Der Glaube umfaßt aber weſentlich zwei Stücke: einmal die feſte Ueberzeugung, daß Jeſus Chriſtus wirklich der Sohn Gottes und die Verſöhnung für die Sünden der Welt iſt und ſodann das zuverſichtliche Vertrauen, daß ſeine Verſöhnung auch dir zu gute kommt. Haſt du ſolchen Glauben, ſo wird er das Mittel, durch welches du dir die Gerechtigkeit Chriſti aneigneſt. Es iſt nicht ſo, wie die „freien Proteſtanten" die Schrift verfälſchen, daß ein Menſch glauben kann, was er will, wenn er nur von dem, was er glaubt auch wirklich überzeugt iſt. Dann müßte auch der in ſeiner Art gläubige Buddhiſt, Mohammedaner oder Socialdemokrat ſelig werden. „Alle, die an Ihn glauben, ſollen nicht verloren werden" ſagt unſer Text. Es wäre ein überflüſſiges Werk durch viele Belegſtellen den Beweis zu führen, daß dies die übereinſtimmende Lehre des ganzen N. T. iſt. Dieſe Lehre folgt ganz von ſelbſt daraus, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn gab zur Verſöhnung für unſre Sünden und daß es außer ihm keinen Mittler und kein Heil giebt. Machte uns jede beliebige Ueberzeugung oder machten uns eigne Werke ſelig, ſo hätte Gott ſeinen Sohn nicht in den Tod zu geben brauchen. Nun er das aber gethan hat und zwar in der beſtimmten Abſicht um dadurch die verlorne Welt zu retten, ſo iſt offenbar, daß dies die einzige Rettung für ſie ſein mußte und daß alſo nur ſelig werden kann, wer durch den Glauben Jeſum Chriſtum als ſeinen Heiland ergreift.

Auch mit dieſer Fundamentallehre des N. T. hängt die Miſſion aufs engſte zuſammen. Es war kein zufälliges Zuſammentreffen, daß derſelbe Apoſtel, der am klarſten und kräftigſten die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben gepredigt hat, auch „der Apoſtel der Heiden" wurde. St. Paulus wurde mit Nothwendigkeit Heidenmiſſionar und es beruhte auf ſeiner klaren Durchſchauung des Zuſammenhangs zwiſchen der rettenden That des Kreuzestodes Chriſti und der Allgemeinheit des dadurch erworbenen Heils, daß er das Recht der Heidenmiſſion ſiegreich vertheidigte gegen alle jüdiſche Kurzſichtigkeit und Engherzigkeit. Iſt in Chriſto allein das Heil und alſo die Aneignung deſſelben allein an den Glauben gebunden, ſo folgt 1) daß dieſes Heil für Alle da ſein muß, denn glauben können

Alle und 2) daß Christus Allen gepredigt werden muß, denn der Glaube kommt aus der Predigt und die, welche gerettet werden wollen, müssen Alle glauben. Ich deute diese Gedanken nur an, um die weitere Ausführung einmal eurem eignen Nachdenken zu überlassen. Nur eine Bemerkung füge ich hinzu. Unsre evangelische Kirche hält die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben für ihr herrlichstes Kleinod. So trete sie denn auch mit derselben Energie wie ihr großer Lehrer Paulus für die Consequenz dieser Lehre, für die Heidenmission, ein. Je besser unsre Kirche ihre Fundamentallehre versteht, desto mehr muß sie eine Missionskirche werden!

V.

Endlich macht auch der Zweck, den die Liebe Gottes bei der Gabe des eingebornen Sohnes im Auge hat, die Mission uns zur heiligen Pflicht. Dieser Zweck ist kein geringerer, als „daß wir das ewige Leben haben". Es wäre schon viel: „daß wir nicht verloren werden", aber Gott hat Größeres mit uns vor, wir sollen „das ewige Leben" haben. Welch eine Gabe! Bist du schon einmal zum Tode krank gewesen und alle Hoffnung auf Genesung war aufgegeben und dann wurdest du wieder gesund und der Appetit kam wieder und neue Kräfte stellten sich ein — dann hast du eine Erfahrung davon gemacht, wie wohlig das neue Lebensgefühl ist, das den Körper durchströmt. Und es ist doch nur leibliches Leben, das dir wieder geschenkt wurde und dieses Leben welkt über kurz oder lang doch dahin. Aber die Gabe Gottes in Christo ist: ewiges Leben! Man kann dieses Leben einem Andern nicht beschreiben, aber wenn man es hat, weil man durch Christum sich versöhnt weiß mit Gott und der Vergebung seiner Sünden gewiß geworden ist und der Frieden mit Gott die Seele so selig erquickt und ein neues geistliches Kraftgefühl zur Heiligung stärkt und das Thun des göttlichen Willens eine Speise für die Seele wird — dann weiß man etwas davon was „ewiges Leben" ist. Und doch ist das nur ein Angeld auf das und ein Unterpfand von dem, was uns Gott vorbehalten hat im Reiche seiner Herrlichkeit!

Ist nun die Gabe der Erlösung Christi eine so große, wie kann ein Christ die Verantwortung auf sich nehmen, daß diese große Gabe Jemand vorenthalten werde? Denke dir, du wüßtest, daß Jemand an einer tödtlichen Krankheit darniederliegt und du

könnteſt ihm Geſundheit und Leben wiedergeben, weil du ein ſicherwirkendes Mittel gegen ſie hätteſt, träfe dich nicht eine große Schuld, wenn du den Menſchen ſterben ließeſt? Laſſen wir jetzt die Frage ganz auf ſich beruhen, ob Gott den Heiden, denen durch unſre Nachläſſigkeit das Evangelium Chriſti in dieſer Weltzeit vorenthalten wird, nicht nach dem Tode auf irgend eine Weiſe „das ewige Leben“ darbiete — iſt es nicht ſchrecklich genug, wenn ſo viele Millionen Heiden in dieſer Zeitlichkeit hinleben und hinſterben ohne die Kraft und den Troſt des ewigen Lebens in Chriſto? Ich will davon ganz ſchweigen, daß wir die Heiden ſchon um eine ganze Reihe irdiſcher Segnungen bringen, ſo wir ſie nicht in das Reich Gottes einführen, da die Miſſion überall auch eine chriſtliche Geſittung und Cultur begründet — womit wollen wir aber das entſchuldigen, daß wir ſie alle die geiſtlichen Segnungen entbehren laſſen, die in aller Arbeit und Mühe dieſes zeitlichen Lebens ein Menſchenherz laben, tröſten und ſtärken, das „des ewigen Lebens“ theilhaftig geworden iſt?

Und umgekehrt muß die große und gute Gabe, die wir bringen, uns nicht mit Luſt zur Miſſion erfüllen? Wer wäre nicht gern der Ueberbringer einer guten Botſchaft und einer großen Gabe? Wenn du für einen Todtkranken Geneſung, für einen Gefangenen Freiheit, für einen Verſchuldeten Bezahlung haſt, iſt dir's nicht eine Freude ſolches darzubieten? Und dieſer Freude wolltet ihr euch berauben, die ihr doch glaubt, daß das „ewige Leben“ in Chriſto Jeſu eine große und gute Gabe iſt?

Wir mögen die Sache alſo anſehen, von welcher Seite wir wollen, immer ſteht die Miſſion im Centrum des Evangelii. Giebſt du das nicht zu, ſo ſiehe wol zu, ob du ſelbſt etwa nicht außerhalb dieſes Centrums ſtehſt. Soviel iſt außer allem Zweifel, fühlſt du ſelbſt den Herzſchlag der unausdenklichen Liebe Gottes in Chriſto Jeſu, ſo fragſt du nicht mehr, ob du Miſſion treiben ſollſt, ſondern du ſprichſt mit dem großen Heidenapoſtel: „die Liebe Chriſti dringet mich alſo“ und mit deinem Heiland: „ich muß die andern Schafe herführen“. Amen.

IV. Die Liebe Christi Fundament und Triebkraft der Mission.

„Auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe; auch erkennen, die Liebe Christi, die doch alle Erkenntniß übertrifft." Epheser 3, 18. 19.

Zu jeder Arbeit im Reiche Gottes, also auch zur Missionsarbeit, gehört eine innerlich treibende Kraft. Wir sind ja, zur Mission verpflichtet, da uns ein ganz bestimmter Befehl zu ihr gegeben ist, aber durch die bloße Vorhaltung dieses Befehls entsteht noch kein Missionsleben. Es thut heutzutage doppelt noth, mit Nachdruck daran zu erinnern. Unsre Zeit ist in mehr als einer Beziehung wieder ins Judenthum zurückgesunken trotz alles Fortschritts, mit dem sie sich brüstet. Sie geberdet sich gerade so, als ob ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen. Daher die fieberhafte Hast, mit der man immer neue Gesetze fabrizirt; als brauchte man nur neue Gesetze zu machen, so würden alle Uebel aus der Welt geschafft. Könnten Gesetze helfen, so müßte unser Zeitalter das goldene sein; denn die Fluth der Gesetze geht heutzutage so hoch, daß wir fast in ihr ertrinken. Und doch — Noth, Unzufriedenheit, Verwahrlosung, Verbrechen überall! So ist's im Reiche Gottes erst recht nicht damit gethan, daß man nur immer das Gesetz predigt. So wenig z. B. eine christliche Sonntagsfeier allein dadurch bewirkt wird, daß man blos an das Gebot erinnert: „du sollst den Feiertag heiligen", ebensowenig wird man ein wirkliches Missionsleben erzeugen, so man sich darauf beschränkt, die Missionspflicht vorzuhalten. Das muß ja auch geschehen, und oft und recht nachdrücklich geschehen, aber es genügt nicht. Man kann durch solche Gesetzespredigt die Gewissen aufrütteln, die Gleichgiltigkeit gegen die Mission als eine Unterlassungssünde zum Bewußtsein bringen ꝛc.; aber bei den meisten Menschen wird es doch nur sein, wie wenn man an einer Uhr den Zeiger von außen schiebt. Die Uhr muß ein inwendig treibendes Uhrwerk haben, dann bewegen sich die Zeiger von selbst.

Welche ist nun in der Missionsarbeit diese inwendig treibende

Kraft? Wir müſſen auf Gott ſchauen, um ſie zu erkennen, denn in ihm liegt der Grund der Miſſion. Warum ſandte Gott ſeinen Sohn in die Welt? Antwort: weil er die Welt liebte. Wird dieſe Liebe Gottes, die wir auch die Liebe Chriſti nennen können, weil ſie in Chriſto in ihrer ganzen Fülle erſchien, gleichſam ſich verkörperte, wird dieſe Liebe Chriſti durch den heiligen Geiſt ausgegoſſen in ein Menſchenherz, ſo hat es eine innerliche Triebkraft zur Miſſion. Wenn St. Paulus ſchreibt: „Die Liebe Chriſti dränget uns alſo", ſo meint er nicht ſowol die Liebe, die er zu Chriſto hat, obgleich auch in dieſem Sinne die Liebe Chriſti ihn erfüllte, ſondern recht eigentlich die Liebe, die Chriſtus ſelber hat, mit welcher Chriſtus ihn geliebet hat. Dieſe Liebe dränget, ſie läßt nicht Ruhe bis der Menſch, in dem ſie eine Wohnung gefunden, in der Liebesthätigkeit Gottes Nachfolger geworden.

Bezüglich dieſer Liebe Gottes in Chriſto ſtellt nun der Apoſtel in unſerem Texte eine auf den erſten Blick etwas ſonderbare Forderung, daß wir nämlich ihre Breite, Länge, Tiefe und Höhe begreifen möchten, obgleich ſie doch alle Erkenntniß überſteige. Indeß ein Mann wie Paulus weiß, was er will und redet keine Widerſprüche. Um die Unergründbarkeit der Liebe Chriſti zu erkennen, muß man eben im rechten Ernſt den Verſuch machen, dieſe Liebe nach allen Seiten hin zu meſſen. Es iſt mit der Liebe Chriſti ähnlich wie mit dem Sternenhimmel. Wer eine Vorſtellung von ſeiner unſer Denken überſteigenden Größe bekommen will, der muß ſich daran machen, die einzelnen Geſtirne und die Bahnen, die ſie durchlaufen und die ungeheuren Räume, die zwiſchen ihnen liegen, zu meſſen. Verſuchen wir das Gleiche mit der Liebe Gottes in Chriſto, ſo wird ſie uns erſt groß und immer größer, bis wir zuletzt erkennen, daß ſie alle Erkenntniß überſteigt.

Nun dieſen Verſuch wollen wir heut in aller Schwachheit machen. Wir wollen die in Chriſto geoffenbarte Liebe Gottes nach ihrer Breite, Länge, Höhe und Tiefe ein wenig meſſen und dabei zeigen, daß dieſelbe nach allen dieſen Seiten hin Fundament und Triebkraft der Miſſion iſt.

I.

Zuerſt die Breite. Wie breit iſt denn die Liebe Gottes? Die Schrift antwortet: „alſo hat Gott die Welt, d. h. die ganze

Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab". Gottes Liebe ist also so breit, daß sie die ganze Welt umfaßt. Die ganze Welt, das ist freilich leicht gesagt, aber man muß sich die Gesammtheit: „Welt" erst ein wenig in ihre Einzelheiten zerlegen, um zu begreifen, welche Breite darin steckt. Kein Volk, kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand, kein Mensch ist ja von der Welt und also von der Liebe Gottes ausgeschlossen. Es leben jetzt auf der Erde etwa 1424 Millionen Menschen. Man würde um diese Menschen nur zu zählen, wenn sie alle bei einander wären und man jede Minute 60 und täglich 15 Stunden lang zählte, gegen 80 Jahre brauchen! Und alle diese Menschen, die auch nur zu zählen mehr Zeit erfordern würde, als gewöhnlich ein Menschenleben dauert, alle diese Menschen hat Gott geliebt! Aber nicht blos das gegenwärtige Geschlecht, auch alle die Geschlechter, die in den hinter uns liegenden Jahrtausenden gelebt haben und die in der Zukunft noch leben werden, sie alle sind der Gegenstand der göttlichen Liebe! In der That ein ganz außerordentlicher Gedanke, sowie man sich ihn nur ein wenig auseinanderlegt! Wenn man alle diese Millionen mal Millionen Menschen in eine Reihe stellen wollte, hat der Apostel nicht Recht, so er sagt, die Breite der göttlichen Liebe sei so groß, daß sie alle Erkenntniß übersteigt?

Auf dieser Breite der Liebe Gottes beruhet zunächst der Missionsgedanke. Da Gott nämlich alle Menschen liebt, so will er auch, daß ihnen allen geholfen werde und da es für die Sünder nur Einen Helfer giebt und gerade in der Darbietung dieses Einen Retters Jesus Christus die innerste Liebe Gottes besteht, so ist es eine in dieser Liebe liegende Naturnothwendigkeit, daß das Evangelium gepredigt werde aller Kreatur. Dieser Gedanke ist so groß, so einzigartig, wie die Breite der göttlichen Liebe groß und einzigartig ist und schon in dieser Großartigkeit trägt er das Siegel des Himmels. Es ist daher auch begreiflich, daß es uns nicht leicht wird, ihn zu fassen und mich dünkt, wir bedürfen keines Beweises weiter um einzusehen, daß der Missionsgedanke aus einem menschlichen Kopfe nicht entsprungen sein kann. Er muß seinen Ursprung im Herzen Gottes haben, das mit seiner Liebe die Welt umfaßt.

So viel nun von dieser Liebe in unser Herz ausgegossen ist, soweit sind wir voll Begeisterung für die Mission. Fehlt diese Begeisterung, so fehlt uns die Liebe oder doch unsrer Liebe die Breite.

Das ist im letzten Grunde die Ursache der Missionslauheit, daß wir Menschen von enger Liebe sind. Man rühmt sich heutzutage so gern der Weitherzigkeit als einer großen Tugend. Aber es geht mit diesem Rühmen wie mit so vieler andrer Prahlerei — es ist ein leeres Schellengeklingel. Die gerühmte Weitherzigkeit ist eine inhaltslose Phrase, die im Grunde nichts besagt, als daß man in religiösen Dingen ganz und gar gleichgiltig sei und alles gewähren lasse. Wollt ihr wirkliche Weitherzigkeit lernen, so gehet bei der Liebe Gottes in die Schule. Hier ist in Wahrheit ein weites Herz, weil es für seine Liebe keine Grenzen kennt. Es sind engherzige Leute, die von der Mission nichts wissen wollen, Leute, die für ihre Liebe sehr enge Grenzen ziehen. Es ist eine sehr beliebte Ausrede für die Nichtbetheiligung an der Mission, daß man sagt: es giebt in der Heimath so viel leibliches und geistliches Elend, dessen Beseitigung uns näher läge als die Heidenbekehrung. Zunächst steckt viel Lüge in dieser Ausrede, denn es ist offenbar und am Tage, daß diejenigen, welche sich gegen die Mission ereifern, gemeiniglich auch nichts thun zur Linderung des heimathlichen Elends. Fragt doch herum, ob es etwa die Gegner der Heidenmission oder nicht vielmehr ihre Freunde sind, die z. B. das Werk der innern Mission treiben. Es ist immer bequem die Tugend Andrer zur Sünde zu stempeln, denn dann erscheint die eigne Sünde leicht als Tugend. Aber redlich ist es gewiß nicht und jedenfalls thäten die Gegner der Heidenmission besser sie schwiegen, als daß sie sich durch die Hinweisung auf eine andre Pflicht, die sie gleichfalls nicht üben, noch eine größere Blöße gäben. Man täuscht sich aber auch sehr über sich selbst, wenn man angeblich über der Pflicht für die Nähe die für die Ferne hintansetzt. Man malt sich einen Heiligenschein um das Haupt wegen großer Gewissenhaftigkeit und verdiente doch einen schwarzen Strich wegen großer Engherzigkeit. Es fällt ja keinem Missionsfreunde ein zu behaupten, man dürfe das Nahe über dem Fernen vergessen, sondern sie sagen: du sollst das Eine thun und das Andre nicht lassen; „ich bin ein Schuldner beider, der Juden und auch der Heiden", der Christen und auch der Nichtchristen. Wer ist nun gewissenhafter und wer hat das weitere Herz? O macht euch doch nicht selbst einen Dunst vor, die ihr die Freunde der Mission der Vernachlässigung der heimathlichen Liebespflichten beschuldigt — diese Beschuldigung ist nichts anderes als ein Feigenblatt für eure eigne

Liebesenge. Ihr macht euch gerne breit in der Welt, aber mit der Breite eurer Liebe ist es nicht weit her; sonst würdet ihr sie über den engen Kreis der euch nächststehenden Menschen hinausgehen lassen weiter und immer weiter, bis sie auch zu den Heiden kommt. Wenn die Liebe Gottes erst das Herz ausgeweitet hat, wird auch der Gesichtskreis und der Wirkungskreis größer; dann heißt es auch nicht mehr: die Heiden wohnen so weit entfernt von uns. Ein von der Liebe Christi weit gemachtes Herz reicht seine Rettungshand bis an die Enden der Erde, zumal in der Zeit der Dampfwagen und der Telegraphen, die uns die fernen Heiden fast vor die Thüre legen.

II.

Zum andern redet der Apostel von einer Länge der Liebe Gottes. Rückwärts und vorwärts reicht diese Liebe in die Ewigkeiten hinein. Von dem zu Bethlehem gebornen Kindlein singen wir: „das ewige Licht geht da herein, giebt der Welt ein neuen Schein" und über dem Kreuze auf Golgatha stehet geschrieben: „hier ist eine ewige Erlösung erfunden". „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit". Ehe Himmel und Erde geschaffen wurden, liebte Gott und wenn Himmel und Erde längst vergangen sein werden, hat die Liebe Gottes noch kein Ende gefunden. Diese Liebe höret nimmer auf. Und auch die Gabe, das Glück, das sie giebt, höret nimmer auf. Alle menschlichen Güter verbleichen und alle menschlichen Freuden verlieren mit der Zeit ihren Werth, aber das Erbe, das die Liebe Gottes uns im Himmel aufbewahret hat, ist unvergänglich und unverwelklich; der Genuß, den es gewährt, wird nicht durch Gewöhnung geschwächt. Wie die Liebe Gottes, so hat die Seligkeit, die sie bescheert, Ewigkeitsart. Und endlich weil Gott mit einer ewigen Liebe liebt, läßt er sich nicht irre machen durch Widerstände, auf die sie stößt. Gott ist beharrlich, treu in seiner Liebe. Wenn wir nun abermals versuchen nach dieser Seite hin die Liebe Gottes zu messen, und uns klar machen wollen, wie lange sie schon dauert und wie lange sie noch dauern wird und wie alles, was sie gewährt, auf eine von den wechselnden Geschicken dieses zeitlichen Lebens unabhängige, ja auf eine ewige Dauer angelegt ist, wenn wir dazu nehmen, auf welche harte Proben die menschliche Unempfänglichkeit, Undankbarkeit und Wandelbarkeit die Liebe Gottes beständig gesetzt hat und immerfort setzt und sie dadurch doch nicht verbittert noch ermüdet wird — müssen wir mit dem

Apoſtel nicht abermals ſagen: die Länge der Liebe Gottes iſt ſo groß, daß ſie alle Erkenntniß überſteigt?

Auch auf dieſer Länge der göttlichen Liebe beruht der Miſſionsgedanke. Zunächſt in einer ganz äußerlichen Beziehung: wir treiben nichts Neues, indem wir miſſioniren. Der Miſſionsgedanke iſt ſo alt wie die Liebe Gottes ſelbſt. Als Gott den großen Weltmiſſionar, Jeſus Chriſtus, vom Himmel auf die Erde ſandte, da führte ſeine Liebe einen Ewigkeitsrathſchluß aus. Und als der Sohn Gottes ſeinen Jüngern den Miſſionsbefehl ertheilte, da ſprach er nur aus, was von Anbeginn des Vaters Wille geweſen. Und wenn wir heut Miſſion treiben, ſo thun wir, was die chriſtliche Kirche ſeit ihrer Begründung geübt. Allerdings hat es Zeiten gegeben, wo die Kirche des HErrn ihrer Miſſionsaufgabe vergeſſen zu haben ſchien; aber wenn ſie dann wieder erwachte und zu ihrer Pflicht zurückkehrte, ſo beſann ſie ſich nur auf ihre alte Aufgabe und knüpfte einen zeitweiſe abgeriſſenen Faden wieder an. Es iſt ſonderbar, daß wir uns darüber erſt vertheidigen müſſen. Sonſt will die Welt doch gern etwas Neues, und huldigt auch auf dem religiöſen Gebiete dem Fortſchritt. Aber wenn ein friſcher Glaube den alten väterlichen Schlendrian durchbricht und ſich zu kräftiger Thätigkeit auch für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden aufrafft, dann muß es als eine Entſchuldigung der Trägheit und Liebloſigkeit dienen, daß man ſagt: das iſt eine Neuerung!

Aber die Miſſion thut in viel tieferem Sinne ein Ewigkeitswerk. Es iſt zunächſt nicht das leibliche Wohl der Heiden, um deßwillen ſie ihr Werk treibt. Die Miſſion hat ja freilich ein reiches Maß irdiſchen Wohlbefindens in ihrem Gefolge und durch ſie erfüllt ſich recht ſichtbar das Wort, daß die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze iſt und nicht blos die Verheißung des zukünftigen, ſondern auch dieſes Lebens hat. Jede Miſſionsſtation iſt das Mutterhaus einer chriſtlichen Cultur im Heidenlande. Aber das eigentliche Ziel, das ſie ſich ſteckt, iſt ein höheres: ſie will eine Gabe bringen die Ewigkeitswerth hat, ein Rettungswerk an unſterblichen Seelen üben, Sünder für das Himmelreich gewinnen. Die Miſſionsarbeit reicht alſo in die Ewigkeiten hinein, und verlangt darum eine gewiſſe Länge der Liebe. Die Liebe der meiſten Menſchen iſt wie ſehr ſchmal, ſo auch ſehr kurz — ſie erſtreckt ſich nur auf eine kurze Spanne Zeit. Nehmt z. B. die Liebe der meiſten Eltern zu ihren Kindern. Ich will durchaus nicht ſagen, es gebe nicht

viel Elternliebe, aber das sage ich: diese Liebe geht meist nicht über das Zeitliche hinaus, sie sorgt meist nur für das irdische Fortkommen der Kinder; sie liebt nicht in die Länge, nicht in die Ewigkeiten hinein; sie vergißt den Kindern das „unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe“ zuzuwenden, das die Liebe Gottes uns behält in den Himmeln. Und so ist es mit vieler Liebe der Menschen. Es ist nicht allzu schwer auch in großen Massen ein mitleidvolles Erbarmen rege zu machen über große leibliche Nothstände, z. B. bei einer Hungersnoth, die Tausende hinrafft, oder bei einer Ueberschwemmung oder einem gewaltigen Brande oder bei den vielen Leiden, die der Krieg in seinem Gefolge hat. In allen solchen Fällen kann man auf eine gewisse natürliche Barmherzigkeit rechnen. Aber ganz anders ist es, wo es sich um Hilfe aus geistlichen Nöthen handelt. Da reicht die natürliche Barmherzigkeit nicht aus, da sind es nur die Ewigkeitsmenschen, auf die man rechnen kann. Da es nun die Mission mit einem Rettungswerke für den Himmel zu thun hat, so verlangt sie zu ihren Arbeitern Menschen, die über die Zeit und das Zeitliche hinauslieben. Kannst du dich nicht für sie erwärmen, so liegt es daran, daß deiner Liebe die Länge, die Ewigkeitstendenz, fehlt.

Und noch in einer andern Beziehung fehlt der menschlichen Liebe so oft die Länge: unsre Liebe ist so unbeständig, sie läßt sich so leicht ermüden und erkaltet oder hört ganz und gar auf. Ich wende mich jetzt nur an die Missionsfreunde. Wie oft haben die Missions-Gesellschaften zu klagen über Strohfeuerliebe und wie viel müssen sie blasen, daß der Brand nicht gar verlösche. Eure Liebe entbehrt der göttlichen Geduld, d. h. der göttlichen Ausdauer, weil sie noch nicht genug Ewigkeitsart an sich hat. Wenn nicht alles nach Wunsch geht, wenn große Widerstände nicht gleich überwunden oder große Erfolge nicht bald erzielt werden, wenn Missionare fehlen oder junge Heidenchristen fallen, wenn ein Unglaubenssturm viel Staub aufwirbelt gegen das ganze Werk oder eine Geschäftsstille euer Gottvertrauen in Versuchung führt, wie leicht wird dann eure Liebe lau und das Gebet lahm und der Beitrag abgekürzt! O, meine Freunde, nehmet eine solche Erscheinung in eurem geistlichen Leben nicht leicht. Es ist ein sehr ernstes Wort, das der Geist den Gemeinden sagt: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest“. Nicht blos wenn ein Gläubiger in grobe Sünden zurückfällt, sondern „wenn er die

erſte Liebe verläßt" hat Gott etwas wider ihn! Wie furchtbar iſt das, wenn Gott etwas wider mich hat! Und hat Gott nicht vielleicht auch wider dich, daß du die erſte Liebe verlaſſen haſt? O kehre zurück zu ihr und lerne Ausdauer in der Liebe. Es iſt eine Pflicht der Treue, daß du aushältſt auch in deiner Miſſionsliebe, eine Pflicht der Treue gegen Gott, gegen die Miſſion und gegen dich ſelbſt. Gott verlangt ſolche Arbeiter in ſeinem Dienſt, auf die er ſich verlaſſen kann unter allen Umſtänden. Unzuverläſſige Menſchen ſind überall, auch in der Miſſion, nur ein Hemmniß. Darum willſt du ein echter Miſſionsfreund ſein, ſo lerne in der Schule der Liebe Gottes, deren Treue du dich getröſteſt, Ausdauer in deiner Liebe.

III.

Wir kommen jetzt zur Tiefe der Liebe Gottes. Dieſe Liebe iſt ſo tief als der Himmel unter der Erde iſt. Welch eine Tiefe der Liebe, daß der Sohn Gottes „ſich entäußerte und nahm Knechtsgeſtalt an und ward gleich wie ein andrer Menſch." Es wäre ſchon eine Tiefe der Liebe geweſen, wenn der Eingeborne vom Vater auf dieſe Erde gekommen wäre „in göttlicher Geſtalt", wie er ſie bei dem Vater von Ewigkeit hatte; aber daß er als Menſch, von einem Weibe, in einem Stalle geboren ward — überſteigt das nicht ſchon alles menſchliche Denken? Und doch iſt das noch nicht die tiefſte Tiefe der Liebe Gottes. Von Bethlehem geht es über Gethſemane nach Golgatha! Er, der Heilige Gottes, den Niemand einer Sünde zeihen konnte, an dem der Vater ſein vollkommenſtes Wohlgefallen hatte, er „erniedrigte ſich und ward gehorſam bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze!" Nie wäre es in eines Menſchen Sinn gekommen, daß Gott die Welt ſo lieben könnte. Für Menſchen, die in den Augen des heiligen Gottes nichts Liebenswürdiges haben konnten, die durch ihr Sündenleben aufs tiefſte geſunken waren, giebt Gott ſeinen Sohn als Sühnopfer in den Tod! Und wie hat dieſer Sohn, ſo lange er im Fleiſch wandelte, ſich zu den Niedrigſten und Geſunkenſten herabgelaſſen! Gerade die Sünder hat er aufgeſucht und den Verlornen iſt er mit ſeiner Liebe nachgegangen. Wenn ihr nun verſucht euch den Abſtand ein wenig klar zu machen zwiſchen Gott und Menſch, zwiſchen dem Heiligen und den Sündern, zwiſchen dem Fürſten des Lebens und dem Tode und dann den Erniedrigungsweg verfolgt: „geboren von der Jungfrau Maria —

gelitten unter Pontio Pilato — gekreuziget, geſtorben und begraben" — — müßt ihr nicht abermals dem Apoſtel Recht geben, daß auch die Tiefe der Liebe Gottes alle Erkenntniß überſteigt?

Und — wieder auf dieſer Tiefe der Liebe Gottes beruht der Miſſionsgedanke. Nachdem der Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde gekommen iſt, ſteht für uns kein Menſch zu tief und iſt für uns kein Menſch zu weit entfernt, daß wir ihm nicht ſollten das Heil in Chriſto anbieten, auch wenn dieſe Anbietung von uns die größte Selbſtverleugnung, Erniedrigung und Opferwilligkeit fordern ſollte.

Es iſt ja wahr, viele Heiden ſtehen ſehr tief und ſind in die gemeinſten Greuel verſunken; manche ſind ſo weit entartet, daß ſie ſelbſt Menſchenfleiſch freſſen und wie die Thiere des Feldes leben. Und auch von den „gebildeten" Heiden unſrer Tage gilt die Beſchreibung, die der große Kenner des Heidenthums von den „gebildeten" Heiden ſeiner Zeit, Römer am erſten, entwirft — ſie ſind allzumal in Götzendienſt, Aberglauben und Unſittlichkeit tief verſunken. Jedenfalls befinden ſich diejenigen Miſſionsfreunde in einer grundverkehrten ſentimentalen Schwärmerei, die immer von den „lieben" Heiden reden. Ich will nicht an die Feuerländer oder Eromanganer oder Papuas oder Dajaks oder Battas erinnern, die die Boten des Evangelii des Friedens getödtet haben; fragt nur die Miſſionare, die unter den Hindus oder den Chineſen arbeiten, ob das „liebe" Heiden ſind. Sie werden euch von tauſend großen und kleinen Quälereien, Schändlichkeiten und Greueln zu erzählen haben, die eure ſentimentale Schwärmerei gänzlich zerſtören. Die Heiden ſind in den allermeiſten Fällen ſehr unliebenswürdig und machen es geradeſo mit den Boten Chriſti, wie einſt die Juden mit dem HErrn ſelbſt: „Er kam in ſein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf." Erſt jüngſt ſchrieb ein unter den Battas auf Sumatra arbeitender, von Haus aus tapfrer Miſſionar: „die nackte Wirklichkeit iſt ganz anders wie die Phantaſie. Auch bei der Miſſion unter den Battas iſt viel Geduld und Glaube nöthig und ein ſtetes Ringen und Flehen zu Gott, daß die erbarmende Liebe, auch gegen ein widerſpenſtiges und verkehrtes Volk nicht erkalte. Wo einem Miſſionar dieſe Liebe entſchwindet, wird er's auf die Dauer in ſeinem Berufe nicht aushalten können". Und ein anderer meldete ſeinen Freunden aus Oſtafrika: „das Miſſionsleben iſt keine

Romantik". Die Liebe muß ſich tief herunterlaſſen und tief gegründet ſein, wenn man Miſſion treiben und über der Arbeit nicht ermüden ſoll. Ich habe je und je auch von Miſſionaren gehört, die davon gegangen ſind, weil ſie „die Stöße des Heidenthums" nicht auszuhalten vermochten.

Hätten dann aber doch die Gegner der Miſſion nicht Recht, die uns vorwerfen, wir thäten an dem und jenem Heidenvolk ein vergebliches Werk, weil es viel zu tief ſtehe, als daß es das Evangelium aufnehmen könnte? Ja, ſie haben Recht, wenn der Tiefe des Standpunktes der Heiden die Tiefe der Liebe bei denen nicht entſpricht, die ſie retten wollen. Wer nicht, wie es Gott that, da er die Welt ſo liebte, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, wer nicht tief herunterſteigen, nicht Verleugnung und Opfer auf ſich nehmen, nicht mütterliche Geduld als gegen ein kleines Kind üben will, der taugt nicht zu dieſem Werke. Hat aber unſre Liebe etwas an ſich von jener Tiefe der göttlichen Liebe, die „den Himmel hat zerriſſen und ſich zu uns ins Elend niederließ", dann ſtehen uns auch die Hottentotten und Papuas, die Kannibalen der Südſee und die wilden Aſanteer nicht zu tief, daß wir ſie nicht einladen ſollten zur Hochzeit des Lammes, das auch ſie ſich erkauft hat mit ſeinem Blut. Im Gegentheil, je größer das leibliche und geiſtliche Elend iſt, das ein Volk bedrückt und je ſchmachvoller die Knechtſchaft, unter der es ſeufzet, deſto magnetiſcher wird dieſe in der Schule Gottes gelernte Liebe angezogen, daß ſie ſich ſolcher Armer erbarmen muß und wiſſen wir auch, daß es bisweilen lange dauert, bis die Liebe triumphirt, nun tiefe Liebe iſt „langmüthig und freundlich, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie verträgt alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles". Wo man von der Miſſion nichts wiſſen mag, da fehlt es der Liebe an Tiefe.

IV.

Endlich redet der Apoſtel von einer Höhe der göttlichen Liebe. Wie hoch iſt denn dieſe Liebe? Antwort: ſo hoch als der Himmel höher iſt denn die Erde und — das iſt hoch, ſehr hoch. Gottes Liebe will in der That hoch mit uns hinaus. Schon bei der Schöpfung wollte ſie das, da der Menſch zum Bilde Gottes gemacht wurde. Wol hat der niedrig geſinnte Menſch dieſes Bild Gottes entſtellt, aber Gottes Liebe gab deshalb ihre hohen Gedanken

nicht auf; Gott ſandte vielmehr ſeinen Sohn in die Welt, daß die gefallnen Sünder durch ihn die verlorne Macht wieder erhielten Gottes Kinder und Erben zu werden. Man weiß nicht, was man mehr anbeten ſoll: die Tiefe der Liebe Gottes, die den eingebornen Sohn Menſch werden ließ, oder die Höhe der Liebe Gottes, die den gefallnen Menſchen wieder zu einem Kinde Gottes machen will. Kinder Gottes — wir ſind von Jugend auf nur zu ſehr an dieſen Ausdruck gewöhnt und die Gewöhnung hat ihn für Viele zu einer gedankenloſen Redensart gemacht. Aber ſuchen wir uns nur klar zu machen, wer Gott iſt und wer wir ſind und was das ſagen will von Ihm, dem großen, majeſtätiſchen Gott, den der Himmel und aller Himmel nicht faßt, von Ihm zu Seinem Kind angenommen zu werden — ich denke es überkommt dann auch uns ein Gefühl, wie jener Heidenchriſt ihm Ausdruck gab, als er den Spruch überſetzen ſollte: „ſehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir ſollen Gottes Kinder heißen". Der junge Heidenchriſt erklärte nämlich: „nein, nein, das wage ich nicht zu ſchreiben; ich werde ſchreiben: ſehet welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir ihm dürfen die Füße küſſen". Es iſt wieder, wie der Apoſtel ſagt, auch nach der Seite ihrer Höhe, überſteigt die Liebe Gottes alle Erkenntniß.

Hat Gott uns ſo hoch geliebt, ſo muß auch alles daran geſetzt werden, die Kindſchaft Gottes in Chriſto Jeſu der ganzen Welt darzubieten. Da habt ihr wieder den Miſſionsgedanken. Es iſt eine erhabene Aufgabe tief geſunkene Menſchen zum Adel der Kindſchaft Gottes zu erheben. Die Selbſtſucht hat es ihren Spott, der Liebe iſt's ein mächtiger Sporn. Man muß freilich etwas Großes bringen und etwas Hohes zum Ziele haben, wenn man alle die Opfer nicht achten ſoll, die die Miſſion erfordert und durch alle die betrübenden Erfahrungen ſich nicht abſchrecken laſſen will, die ſie mit ſich bringt. Es iſt daher begreiflich, daß die bloßen Civiliſirungszwecke die Welt nicht zu großen Opfern für heidniſche Nationen begeiſtern. Die Miſſion aber will höher hinaus. Darum macht ſie auch an der Grenze der ſogenannten Culturvölker nicht Halt. Solche Schlagbäume giebts für ſie nicht, weil das, was ſie bringt, höher iſt als alle Cultur. Wie der Miſſion kein Volk zu tief ſteht, ſo ſteht ihr auch keins zu hoch, daß ſie ihm nicht den Weg zur Kindſchaft Gottes zeigte. Aber freilich etwas von

der Höhe der göttlichen Liebe muß da ſein, ſonſt fehlt die Begeiſterung. Wer ein Gehilfe Gottes in der Rettung der Sünderwelt ſein will, in dem muß auch dieſelbe Macht wirkſam ſein, die in Gott die Sendung des eingebornen Sohnes bewirkte. Dieſe Macht aber iſt die Liebe.

Und wie wird dieſe Macht in uns wirkſam? Ich weiß keinen andern Weg, als den der fromme Terſtegen angab:

„Wie die zarten Blumen
Willig ſich entfalten
Und der Sonne ſtille halten —
Laß mich ſo,
Still und froh
Deine Strahlen faſſen
Und dich wirken laſſen“.

Komm heiliger Geiſt, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe! Amen.

V. Der Miſſionsdienſt.

„Die aber, ſo zuſammen gekommen waren, fragten ihn und ſprachen: HErr, wirſt du auf dieſe Zeit wieder aufrichten das Reich Iſrael? Er ſprach aber zu ihnen: Es gebühret euch nicht zu wiſſen Zeit oder Stunde, welche der Vater ſeiner Macht vorbehalten hat. Sondern ihr werdet die Kraft des Heiligen Geiſtes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen ſein zu Jeruſalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis an das Ende der Erde." Apgeſch. 1, 6—8.

Unmittelbar nachdem der HErr dieſe Worte geredet, fuhr er auf gen Himmel. Es ſind alſo ſeine Abſchiedsworte, die wir vor uns haben. So mannigfaltigen Bericht uns auch die Evangeliſten über dieſe letzten Worte erſtatten, darin ſtimmen ſie alle überein, daß dieſelben eine Berufung zum Miſſionsdienſte enthalten haben. Dieſe Berufung war demnach die Summa der geſammten Erziehung, die der HErr vor und nach ſeiner Auferſtehung an die Jünger gewendet, gleichſam die Krone aller Aufträge, die er für ſie hatte. Als eine

Berufung zum Miſſionsdienſte

wollen auch wir ſie betrachten und zwar im genauen Anſchluß an den Text erwägen:

1) die Hoffnung, welche dieſe Berufung vorausſetzt;
2) die Arbeit, welche ſie fordert und
3) den Beiſtand, welcher ihr verheißen iſt.

I.

Die Berufung zum Miſſionsdienſt ſetzt freilich nicht blos Hoffnung, ſondern auch Glauben und Liebe voraus. Wenn der Glaube fehlt, von welchem St. Johannes ſagt, daß er „der Sieg ſei, der die Welt überwunden hat" und in weſſen Herzen die „Liebe Chriſti" nicht ausgegoſſen iſt, von welcher St. Paulus bekennt: „ſie dringet uns alſo" — der iſt untüchtig zum Miſſionsdienſt. Allein in Bezug auf ihren Glauben und ihre Liebe hatten die Jünger ihre Examina ſchon beſtanden: das erſte als der HErr fragte: „wer ſaget denn ihr, daß des Menſchen Sohn ſei?" und Simon Petrus in ihrer aller Namen die Antwort gab: „Du biſt Chriſtus des

lebendigen Gottes Sohn"; das zweite als der Heiland insonderheit den Petrus fragte: „Hast du mich lieb" und dieser nachdem er drei Mal die Antwort gegeben: „HErr, du weißt es, daß ich dich liebe", den Auftrag erhalten: „weide meine Schafe".

In unserm heutigen Texte handelt es sich nur um die Hoffnung. „HErr", fragen die Jünger, „wirst du auf diese Zeit — nämlich nicht lange nach diesen Tagen, wenn wir mit dem heiligen Geist getauft werden (v. 5) — wieder aufrichten das Reich Israel"? Es ist bei nicht wenigen Schriftauslegern Sitte geworden, den Jüngern wegen dieser Frage einen Vorwurf zu machen, als wären sie noch immer in lauter äußerlichen, sinnlichen Vorstellungen vom Reiche Gottes befangen gewesen und hätten das Wort ihres HErrn: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" noch gar nicht verstanden. Allein gegen Beschuldigungen dieser Art, dünkt mich, muß man die Frager entschieden in Schutz nehmen. Es ist ja freilich richtig: die Jünger haben sich die Vollendung des Reiches Gottes viel zu nahe gedacht und der HErr hat sie auch darüber zurecht gewiesen. Aber giebt uns das ein Recht, sie herber zu tadeln als der Meister gethan? Abgesehen davon, daß solch ein Tadel jetzt, nachdem 19 Jahrhunderte vergangen, sehr billig ist, frage ich: fehlen nicht die meisten Tadler nach der entgegengesetzten Seite, indem sie die Vollendung des Reiches in ganz unabsehbare Fernen hinausschieben? Ist das etwa das Zeichen einer innigeren Frömmigkeit, als die Hoffnung auf ihr baldiges Eintreten? Ich denke, nein; ehe wir also die Jünger tadeln wegen ihres Irrthums, lasset uns lieber zusehen, ob diesem Irrthume nicht eine Sehnsucht, eine Hoffnung zu Grunde lag, die wir uns zum Vorbild zu nehmen haben.

Gleich bei ihrer ersten Begegnung mit Jesu hatten die Jünger den Eindruck von seiner Person empfangen, daß er der von den Propheten verheißene König Israels sei, der ein herrliches Gottesreich aufrichten werde auf Erden und dieser Eindruck war durch einen dreijährigen Umgang mit dem HErrn der Herrlichkeit zur immer festeren Gewißheit geworden. Zwar hatte diese Gewißheit einen starken Stoß erhalten als er, von dem sie hofften er werde Israel erlösen, den Ränken seiner Feinde zum Opfer fiel und den Tod eines Verbrechers am Kreuze erlitt. Aber die erloschene Hoffnung wurde neu belebt, geläuterter und gewisser als je, als der Gekreuzigte von den Todten auferstanden und ihnen wiederholt erschienen war. Nun konnte keine Macht der Welt ihnen die Ge-

wißheit rauben, daß der Auferſtandene wahrhaftig der verheißene König Iſraels ſei und das Reich, von dem die Propheten geweiſſagt und er ſelbſt ſo oft mit ihnen geredet, zu Stand und Weſen bringen werde. Daß ſie dabei zunächſt nur an Iſrael dachten kann man doch Iſraeliten nicht übel nehmen, die die Verheißungen Gottes auf das altteſtamentliche Bundesvolk beſchränkten und zu der der ganzen damaligen Welt überraſchenden neuen Anſchauung von der Allgemeinheit des neuteſtamentlichen Heils für alle Menſchen noch nicht hinangewachſen waren. So feſt war ihr Glaube und ſo lebendig ihre Hoffnung, daß ſie die Zeit der Reichsoffenbarung für ganz nahe hielten. Mit ſo brennendem Verlangen ſahen ſie derſelben entgegen, daß jede Stunde ſie Verzug dünkte, die ſie noch warten mußten. Und nun wollten wir Leute mit dem kühlen Herzen kommen und den Jüngern aus ihrer brennenden Sehnſucht einen Vorwurf machen?

Wir haben durch Gottes Gnade die Herſtellung eines einigen, ſtarken deutſchen Reiches erlebt. Würde dieſelbe möglich geworden ſein, wenn nicht trotz vieler und herber Täuſchungen die beſten Männer unſeres Volkes die Hoffnung feſtgehalten hätten, obgleich es der Philiſterſeelen ſo viele gab, die über dieſen „Traum der Herrlichkeit“ die Achſeln zuckten, ja ihren Spott hatten? Ein Volk das die Hoffnung verloren hat auf ſeine Einheit und Herrlichkeit, dem fehlt auch die Kraft, die Opfer zu bringen und die Siege zu erkämpfen, die ſein Vaterland groß machen. Es iſt mit dem Reiche Gottes geradeſo. Die Vollendung deſſelben in Herrlichkeit ſetzt Leute voraus, die auf ſie hoffen, nach ihr ſich ſehnen, den Glauben an ſie ſich nimmer rauben laſſen, wenn es auch vor Menſchenaugen noch ſo ſehr ſcheint, als ginge die Sache Jeſu Chriſti nicht einer herrlichen Zukunft, ſondern einem traurigen Untergange entgegen.

Und ſind wir ſolche Leute? Leben und weben wir in der zuverſichtlichen Hoffnung: unſerm großen himmliſchen König Jeſus Chriſtus gehört die Welt; es müſſen noch aller Knie ſich vor ihm beugen und aller Zungen bekennen, daß er der HErr ſei; es iſt nicht Schwärmerei, ſondern gewiſſe göttliche Verheißung, daß das jetzt ſo unſcheinbare und verachtete Gottesreich in herrlicher Vollendung noch prangen und Friede und Gerechtigkeit in ihm ſich küſſen werde? Noch mehr: ſehnen wir uns, ſehnen wir uns in Wahrheit nach dieſem Herrlichkeitsreiche und beten im Ernſt: „Komm, HErr Jeſu, komme bald?“ Nur unter dieſer Vorausſetzung ſind wir rechte

Missionsleute. Denn was ist die Mission anders als die Wegbahnerin für das Kommen des Reiches der Herrlichkeit? Muß nicht zuvor die Fülle der Heiden eingehen, ehe Israel sich bekehrt und der HErr sein Königreich vollendet? Wie soll ich nun mithelfen mit Ernst und Eifer, daß allen Völkern ihnen zum Zeugniß das Evangelium verkündigt werde, so es mir doch gleichgiltig und einerlei ist, ob es überhaupt ein Reich der Herrlichkeit giebt, oder ich mir doch sage, dieses Reich kommt noch lange, lange, lange nicht? Umgekehrt aber, ist es mir eine liebe Hoffnung: mein Heiland kommt wieder in Herrlichkeit und richtet dann auf sein Reich der Herrlichkeit und sehne ich mich, daß dies je eher je lieber geschehe — wie werde ich mich dann rühren, daß das Werk gethan werde, von dessen Hinausführung der HErr seine Herrlichkeitsoffenbarung abhängig gemacht hat? Gewiß, meine Brüder, ein Theil der Missionslauheit und Missionsträgheit kommt daher, daß es auch unter denen, die sich Missionsfreunde nennen, vielfach an der lebendigen Hoffnung auf das Herrlichkeitsreich Jesu fehlt, die einst die ersten Jünger beseelte. Wir haben schon manchmal, ich denke auch mit Begeisterung, gesungen: „wach auf du Geist der ersten Zeugen" — nun, zu diesem Geist gehört auch die Sehnsucht nach der Vollendung des Reichs, die in den Schriften des N. T. einen so bedeutenden Platz einnimmt.

Soweit also wären die Jünger gerechtfertigt. Freilich in Bezug auf die Zeit irrten sie und wegen dieses Irrthumes ertheilt ihnen der Heiland eine Zurechtweisung. Es ist immer bewundernswerth, wie meisterhaft der Heiland auch Zurechtweisungen ertheilt; wie schonend, nüchtern und praktisch er dabei verfährt. Ohne die Hoffnung der Jünger selbst anzutasten, corrigirt er das Verkehrte in ihrer Frage, indem er antwortet: „es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat" und giebt zugleich ihrer Sehnsucht die rechte praktische Richtung, indem er fortfährt: „sondern ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde". Der HErr kann ja sein Reich nicht bauen ohne Leute, die voll Sehnsucht nach seiner Vollendung ausschauen; aber damit diese Leute nicht in unfruchtbare Träumereien gerathen, stellt er sie an die Arbeit. Nicht Gottes Geheimräthe, nicht apokalyptische Rechenmeister sollen sie werden, sondern mit der Kraft des heiligen Geistes ausgerüstete Zeugen und zwar Zeugen bis an das Ende der Erde.

II.

Wie verſteht doch unſer Heiland ſo meiſterlich die Kunſt mit wenig Worten viel zu ſagen! Nehmen wir für's erſte die kleinen Wörtlein vorweg, die das Hauptwort: „Zeugen“ einrahmen. „Ihr — werdet meine Zeugen ſein“. Natürlich nicht die damaligen Jünger allein. Dieſe ſind nur der Vortrab, die Anführer, die Vorbilder eines großen Zeugenheeres, das fortzeugen wird, bis ſein Zeugniß an das Ende der Erde gelangt iſt. Ihr — das meint alſo auch uns; es iſt als ob der Heiland durch dieſe Verſammlung hindurch ginge und vor jedem Einzelnen ſtehen bliebe und ſagte: du und du und du!

„Ihr werdet meine Zeugen ſein“. Er hätte ja auch ſagen können: ihr ſollt. Man kann es nicht oft und ſtark genug hervorheben, daß die Miſſion unſre Schuldigkeit iſt, weil ſie auf einem ganz gemeſſenen Befehle beruht, alſo ſo gut ein Gebot iſt, wie jedes „du ſollſt“ des Zehngebotegeſetzes. Dennoch ſagt der HErr hier nicht: „ihr ſollt ſondern ihr werdet meine Zeugen ſein“. Ein berühmter engliſcher Admiral glaubte das Stärkſte zur Anfeuerung ſeiner Soldaten zu ſagen, als er vor einer entſcheidenden Seeſchlacht die Worte zu ihnen ſprach: „England erwartet, daß heut Jeder ſeine Schuldigkeit thut“. Mich dünkt, der König des Himmelreichs hat hier etwas Aehnliches im Sinn. Er ſagt: „Ich euer HErr und Meiſter und König erwarte von euch mit Beſtimmtheit, daß ihr meine Zeugen werdet.“ Bei ſeinen erſten Jüngern hat ihn dieſe Erwartung nicht getäuſcht; ſie ſind ſeine Zeugen geworden. Wollen wir das Vertrauen, das er in unſer chriſtliches Ehrgefühl, in unſern chriſtlichen Patriotismus ſetzt, zu Schanden machen?

„Ihr werdet meine Zeugen ſein“. Es giebt ja leider auch falſche Zeugen, die an die Stelle des Zeugniſſes von Chriſto und für Chriſtum das eigne ſetzen oder mit dieſem Zeugniß eine Fälſchung begehen. „Unſre Zeit iſt eine Zeit der Fälſchungen — ſchrieb jüngſt ein Miſſionsmann —; der Fälſchung der Nahrungsmittel, der Fälſchung der Waaren, der Fälſchung der Begriffe, der Fälſchung der Lehre. Was uns fehlt, das iſt das ſcharfe, redliche Gewiſſen. Kluge Leute haben wir viele, gewiſſenhafte ſehr wenige“. „Meine Zeugen“, ſagt daher warnend der Heiland, d. h. nicht blos ſolche Leute begehre ich, die treulich, was ſie von mir empfangen haben, weitergeben, ſondern die bei ſolchem

Zeugniß auch nicht das Ihre, eigne Ehre oder eignen Gewinn ſuchen, ſondern ganz ſelbſtlos und uneigennützig meiner Sache dienen.

Und nun die Hauptſache: „meine Zeugen“. Das iſt auch eins von den Worten, über die man ganze Bücher ſchreiben kann. „Zeuge“ ſein — was heißt das oder beſſer wie geſchieht das? Soviel ich ſehe auf dreierlei Weiſe: durch Wort, Werk und Leid.

Zunächſt alſo durch's Wort. Wenn während der letzten Kriege eine Siegesnachricht einlief, ſo konnten wir es nicht laſſen, ſie weiter mitzutheilen. Es drängte uns von ſelbſt zu ſolchem Zeugniß, ohne daß ein Geſetz uns nöthigte. Weß das Herz voll war, deß ging der Mund über. Nun giebt es noch viel größere und erfreulichere Thaten als die unſrer Armeen auf den Schlachtfeldern der letzten Kriege; das ſind die Thaten, die geſchehen ſind durch unſern HErrn Jeſum Chriſtum zur Errettung der Sünderwelt. Dieſe Thaten zu verkündigen, das iſt unſer Aller chriſtlicher Zeugenberuf. Und zwar dieſe Thaten verkündigen begeiſtert, willig, eifrig, weil wir es nicht laſſen können zu reden von allen dieſen Geſchichten. Inſofern iſt jeder Chriſt Miſſionar, denn Jeder, Mann wie Weib, Alt wie Jung, Geiſtlicher wie Nichtgeiſtlicher iſt zur Verkündigung der großen Thaten Gottes berufen. „Ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht“, ſo muß mit dem großen Heidenapoſtel jeder gläubige Chriſt ſprechen. „Wer mich nicht bekennet vor den Menſchen, den werde ich auch nicht bekennen vor meinem himmliſchen Vater“, warnt daher der Heiland. Chriſti Jünger müſſen alle Bekenner ihres Glaubens an den Heiland ſein, ob ſie auch um ihres Bekenntniſſes willen leiden müſſen. Wer ſich vor den Menſchen fürchtet, taugt nicht zu Chriſti Dienſt. Die Hauptwaffe, durch welche der König des Himmelreichs ſeine Kriege führt und ſeine Siege erkämpft, iſt das Wort. Er ſelbſt Jeſus Chriſtus iſt dazu in die Welt gekommen, daß er der Wahrheit Zeugniß gebe. Irdiſche Waffen einer fleiſchlichen Ritterſchaft hat er verſchmäht. Im fröhlichen, muthigen Zeugniß ruht auch heut in der Heimath wie in der Heidenwelt die Macht ſeiner Jünger und das Geheimniß ihrer Siege.

Im Zeugniß — nicht in der Apologetik. Der HErr hat nicht geſagt: ihr werdet meine Vertheidiger oder gar meine Advokaten ſein. Es ſteht allerdings geſchrieben, daß wir „allezeit bereit ſein ſollen zur Verantwortung, ſo Jemand Grund

fordert der Hoffnung, die in uns ist". Aber was der Apostel unter dieser Verantwortung versteht: mit Gründen der Schrift die Wahrheit unsrer Christenhoffnung darzuthun, das ist etwas ganz anderes, als was man heute oft Apologetik nennt. Bei dieser Kunst läuft es nämlich oft genug mit oder ohne Wissen der Apologeten darauf hinaus, der Welt das Evangelium annehmbar zu machen, indem man es — wie St. Paulus so kühn sich ausdrückt — seiner „göttlichen Thorheit" entkleidet. Nicht solche Apologeten, die mit der Weisheit dieser Welt Compromisse schließen und das Evangelium seiner Kraft berauben, indem sie seine „Thorheit" verhüllen, sondern Zeugen Christi sollen wir sein, einfach Herolde der großen Thaten Gottes, Bekenner des Glaubens, der in uns lebt. Beweist es doch auch die Erfahrung sattsam, daß nicht die geschickten Apologeten, sondern die kräftigen Zeugen Christi heut wie zu aller Zeit den Unglauben überwinden, dem Himmelreiche Seelen und dem HErrn Christo Siege gewinnen. Wir richten stets weniger aus, wenn wir mehr sein wollen, als der Heiland von uns verlangt hat. Er ist der Meister, wir die Lehrlinge und Gesellen und Er hat seine guten Gründe gehabt, als er sprach: „ihr werdet meine Zeugen sein".

Freilich sagt er nicht: euer Mund allein soll von mir zeugen. Ihr d. h. ihr ganz, euer ganzes Leben, alle eure Werke sollen meine Zeugen sein: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und — nicht euch — sondern euren Vater im Himmel preisen". Das an guten Werken reiche Leben der Christen ist das beste Zeugniß für das Christenthum und zwar in der Heimath wie in der Heidenwelt. Das ist ein Anschauungsunterricht von der überzeugendsten Beredsamkeit. Mir kommt es immer vor als stünden die Jünger Jesu überall unter einer Art polizeilicher Aufsicht, so scharf achtet die Welt auf ihren Wandel. Findet sie etwas in diesem Wandel, was mit den Forderungen des Evangelii nicht stimmt, so mag das Zeugniß des Mundes noch so beredt sein, es wird seines Eindrucks verfehlen. Unsere Werke müssen das Zeugniß der Worte bewahrheiten, sonst bleibt dieses eine klingende Schelle. Zu den Juden hat der Heiland einst gesagt: „glaubet ihr mir nicht um meiner Worte willen, so glaubet mir doch um der Werke willen". Unter Hinweisung auf ihren Wandel sollen die Jünger Jesu ähnlich reden können. Vor den Thatsachen hat die Welt mehr Respect als vor

den Worten. In ihnen muß auch die Welt eine Kraft des Evangelii anerkennen, an das wir glauben und dieſer Kraftbeweis hat ſchon manchen Zweifler überwunden. Es iſt nicht blos den gottſeligen Weibern befohlen, daß ſie „durch ihren Wandel ohne Wort“ die Männer gewinnen ſollen, die nicht glauben an das Wort, ſondern auch den Männern, den Eltern, den Kindern, den Lehrern, den Paſtoren, überhaupt allen Chriſten gilt dieſe Ermahnung St. Petri.

Ganz beſonders auch in Bezug auf die Miſſion hat ſie ihre Richtigkeit. Wie St. Paulus einſt in Bezug auf die Namenjuden klagen mußte: „um euretwillen wird der Name Gottes geläſtert unter den Heiden“, ſo müſſen wir heut von vielen Namenchriſten klagen. Ihr gottloſer Wandel iſt eins der Haupthinderniſſe für die Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden. Bei der Jahresfeſtfeier eines Studenten-Vereins in Kalkutta ſprach ein junger feingebildeter, heidniſcher Hindu, Surendranath Banardſchi, der längere Zeit in Europa geweſen, ſich alſo aus: „Ich bin kein Chriſt, aber ich habe eine große und aufrichtige Hochachtung vor der Bibel. Was kann lieblicher ſein als die Pſalmen Davids, was erhabener als die Vorſchriften Jeſu? Was giebts Erfriſchenderes für den verzagenden Geiſt eines mit Ungemach kämpfenden Menſchen, als das Beiſpiel des Lebens des unſterblichen Stifters der chriſtlichen Religion, wie er die Welt, ſowol ihre Freuden als ihre Leiden verachtet und blos für ſeinen großen Beruf lebt, ja dieſes Berufes ſich freut und für denſelben auch ſtirbt? Aber was Indien zu ſeiner Wiedergeburt nöthig hat, das ſind nicht chriſtliche Bibelſprüche, nicht chriſtliche Predigten und Vorträge, ſondern die Darſtellung eines warhaft chriſtlichen Lebens, einer Milde, einer Sanftmuth, einer Liebe, einer Vergebung, wie die war, für welche Chriſtus lebte und ſtarb. Der große Abſtand zwiſchen dem, was Chriſtus gelehrt hat und dem, was man in Indien von chriſtlichem Leben zu ſehen bekommt, iſt das größte Hinderniß für die Ausbreitung dieſer Religion geweſen. Zwar die chriſtlichen Miſſionare muß ich ausnehmen; ſie ſind eine höchſt achtungswerthe Klaſſe von Menſchen und haben dieſem Lande ſchon bedeutende Dienſte geleiſtet. Ich muß auch die eingebornen Chriſten ausnehmen; einige von ihnen ſind die leuchtendſten Zierden der indiſchen Geſellſchaft. Aber es giebt Leute in Indien, die ſich Chriſten nennen und die ſich zu den Lehrſätzen dieſes erhabenen Glaubens bekennen, die aber ein höchſt unchriſtliches Leben führen,

das Andenken des ſanften, gekreuzigten Chriſtus beflecken, ſeine Vorſchriften verletzen und nichts als Schmach auf den Chriſtennamen bringen". Und ein andrer Heide, der „beinahe" ein Chriſt war, erklärte: „wenn die engliſchen Chriſten hier nur den zehnten Theil von dem praktiſch ausüben wollten, was ſie bekennen, ſo würde Indien bald bekehrt ſein. Was wir von euch begehren iſt nicht Chriſtenthum, ſondern Chriſten". Das Chriſtenthum leben bleibt das überzeugendſte Zeugniß, auch die beredteſte Miſſionspredigt.

Doch es giebt noch ein drittes Feld für das Zeugniß von Chriſto. Ihr wißt, daß das deutſche Wort „Zeuge" eine Uebertragung des griechiſchen Wortes „Märtyrer" iſt. Unter einem Märtyrer verſtehen wir gemeiniglich einen ſolchen Jünger Jeſu, der auch durch Leiden, ja durch Blut und Tod für Chriſtus zeugt. Dieſer Sprachgebrauch hat ſich nicht willkürlich gebildet. Der Heiland hat vielmehr ausdrücklich bezeugt: „wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich". Kreuz iſt aber in der Sprache das N. T. nicht jedes Leid, ſondern Leid um Chriſti willen, ſo daß der eben angeführte Ausſpruch des HErrn übereinkommt mit dem andern Worte: „ihr müſſet gehaſſet werden um meines Namens willen" oder „alle, die gottſelig leben wollen in dieſer Welt müſſen Verfolgung leiden". Daher iſt die Geſchichte der Zeugen Chriſti eine fortgehende Märtyrergeſchichte. Alle Zeugen Chriſti ſind auch Märtyrer. Die Welt ſorgt immer und überall dafür, daß es ihnen an Kreuz nicht fehlt. Wie das Vaterland von ſeinen Streitern, ſo verlangt das Königreich Gottes von ſeinen Arbeitern Leidensmuth, Opferfreudigkeit. Mit Soldaten, die das Feuer fürchten, gewinnt der beſte Feldherr keine Schlachten. Aber welche Siegesmacht übt ein Zeuge Chriſti aus, wenn er leidensfreudig iſt. Nehmt z. B. einen Paulus. Unter den mancherlei Eigenſchaften, die ihn zu einem ſo ſieghaften Zeugen Chriſti gemacht haben, eine der vornehmſten iſt, — daß er keine Leiden ſcheute um Chriſti willen, ihm alles zum Opfer brachte und die Malzeichen Jeſu an ſeinem Leibe trug — eine Sprache der Ueberzeugung, der keine Macht der Beredtſamkeit gleichkommt. Ja „das Blut der Märtyrer iſt ein Same der Kirche". Die Glaubensfreudigkeit, die auch das Leben für nicht zu theuer achtet, um es für Chriſtus hinzugeben, muß der glaubensloſen Welt den Beweis liefern, daß dieſer Glaube im Beſitze eines Schatzes iſt, dem die Erde kein gleichwerthiges Gut an die Seite zu ſetzen vermag.

Ich könnte nun weiter darauf eingehen, daß auch durch die Art und Weiſe, wie ein Jünger Chriſti die gewöhnlichen Leiden dieſes Lebens trägt, er ein Zeuge Chriſti wird; ich begnüge mich indeß mit der Bemerkung, daß wahre Ergebung, klaglose Standhaftigkeit und ſtille Geduld allezeit der Welt das Evangelium darſtellt als eine Gotteskraft bei denen, die daran glauben und daß mancher, der ſeine Trübſale mit dem leidensmuthigen Sinne ſeines Heilandes getragen hat, ein wirkungsvollerer Zeuge geworden iſt, als der glänzendſte Redner.

Indeß auch mit dieſer dreifachen Auslegung haben wir das Wort „Zeuge" noch nicht erſchöpft. Es muß nothwendig noch ein vierter Umſtand ins Auge gefaßt werden. Zeugen können immer nur ſolche Leute ſein, die etwas geſehen, gehört, erlebt haben. Zeugen Chriſti ſind wir alſo nur, wenn wir aus eigner Erfahrung über Chriſtus und ſein Evangelium reden können, wie es in einem bekannten Liede der Brüdergemeinde heißt:

„Wollt ihr Poſaunen der Gnade ſein
Räumt euch der Gnade erſt ſelber ein;
Werdet durch die Wunder, die ihr verkündigt,
Selber erſt mit Gott verſöhnt und entſündigt —
Danach bekennt".

Ueber das gelobte Land des Heils und Friedens in Chriſto können nur diejenigen in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft reden, die darinnen wohnen; die, welche es nur von Hörenſagen kennen oder höchſtens an ſeinen Grenzen gereift ſind — die „kräuſeln nur an dem Abendgewölk" und ihre ſchönſten Reden ſind doch nur ein „tönendes Erz". Mit einem dunkeln Gegenſtande gar kann ich nicht leuchten und mit einem Eiszapfen kein Feuer anzünden. Wollt ihr Licht bringen, ſo machet zuvor euch ſelbſt auf und werdet Licht. Die erſten Jünger waren „Lichter der Welt". Daher auch geeignet zu Zeugen Chriſti an die Welt. Der Miſſionsdienſt verlangt auch heute Menſchen, die die Eigenſchaft von Zeugen Chriſti haben und daher reden von dem, was ſie ſelbſt gehört und geſehen. Nur ſolchen glaubt die Welt und nur ſolche haben Miſſionstrieb. Es iſt nicht ſo, wie die Gegner der Miſſion ihren Freunden gern vorwerfen, daß dieſe etwas Apartes haben wollten, um vor andern heilig zu erſcheinen. Die Miſſionsfreunde laſſen es wahrlich an Einladungen zur Mitarbeit nicht fehlen; aber alle dieſe Einladungen finden kein Gehör, wo man von der rettenden Macht des Evangelii

Christi keine eigne selige Erfahrung gemacht hat. Nur wo diese Erfahrung stattgefunden, da ist Missionsliebe und Missionstrieb, aber da auch gewiß.

Nun bezeichnet aber der HErr nicht blos die Art und Weise wie seine Jünger sein Reich ausbreiten sollen, nämlich durch Zeugniß, sondern er umschreibt auch den Umfang des Gebiets, auf welchem sie seine Zeugen sein sollen. „Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde". Da habt ihr mit wenigen Strichen den Rahmen der Missionsgeschichte. Achtet nun auf die Weisheit, mit der der HErr der Mission dem Evangelio seinen Lauf vorschreibt und auf die praktischen Winke, die für uns in ihr liegen. In Jerusalem sollten die Jünger ihren Zeugendienst anfangen; aber nur anfangen, nicht auf Jerusalem ihn beschränken, wie ihre damalige Engherzigkeit wol Lust gehabt hätte. Aber ehe den Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan werden sollte, sollte in der Heimath des Heils eine Gemeinde Christi gebildet werden. Der Missionsbaum mußte zuerst Wurzeln schlagen, bevor er Aeste ausbreiten und Blüthen und Früchte tragen konnte. Das ist noch heute die Regel. Sehet doch was für ein nüchterner, praktischer und solider Gärtner und Baumeister unser HErr Jesus Christus ist. Ihr, die ihr Mission treibt, vergesset doch ja die Pflege der Wurzeln in der Heimath nicht. Wir müssen eine lebendig gläubige Missionsgemeinde daheim haben, sonst kann das Missionswerk draußen nicht gedeihen. Es mag sein, daß es unter den Missionsfreunden hier und da etliche giebt, die über der Ferne die Nähe vergessen — im Großen und Ganzen aber haben die Missionsgegner Unrecht, wenn sie der Mission den Vorwurf machen, sie sorge für die Heiden auf Kosten der Heimath. Schon um ihrer selbst willen darf das die Mission nicht thun und sie thuts auch thatsächlich nicht. Bei den meisten Missionsgegnern ist es nicht so, daß sie über der Nähe die Ferne vergessen, sondern sie vergessen beides. Und umgekehrt die Missionsfreunde thun beides: sie sorgen für die Nähe und für die Ferne; sie treiben innere und äußere Mission; sie bauen das Reich Gottes daheim und draußen. Nur eine flüchtige Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse gehört dazu um zu sehen, daß es meist dieselben Personen sind, die die nahen und die fernen Glaubens- und Liebeswerke treiben. Unsre Gegner sollten doch

endlich aufhören sich den Schein zu geben, als lägen ihnen die Nothstände in der Heimath so sehr am Herzen, darum trieben sie nicht Heidenmission. Bevor sie uns das nicht durch Thaten beweisen, werden sie es sich schon gefallen lassen müssen, daß wir's ihnen einfach nicht glauben. Ihr aber, die ihr Missionsfreunde seid, beweist eurerseits desto treuer, daß man euch mit Ungrund beschuldigt, ihr übersähet das Nächste vor eurer Arbeit in die Ferne. Ihr wißt: „wer seine Hausgenossen nicht versorget, der ist ärger denn ein Heide". Seid treue Zeugen Christi in euren Familien. Da habt ihr euer nächstliegendes und überaus wichtiges Missionsgebiet. Seid Zeugen Christi in euren Gemeinden. Die heimische Kirche bedarf dieses Zeugnisses in Wort und Werk heut dringender als je. Durch solches Zeugniß thut ihr noch mehr für die Mission als durch eure Beiträge: ihr stärkt damit die Wurzeln des Baumes, dessen Zweige sich über die Heidenwelt ausbreiten.

Aber Jerusalem ist nur der Ausgangs- nicht zugleich auch der Zielpunkt des den Jüngern aufgetragenen Zeugnisses, das Zeugniß soll weiter dringen, zunächst durch „ganz Judäa und Samaria". Wie auf einer wohlgesicherten Etappenstraße soll es vorwärts gehen, nicht vorwärts fliegen. Schritt für Schritt, nicht in Sprüngen will der HErr das Missionsgebiet ausgedehnt haben. „Den Juden zuerst", lautete die Missionslosung, darnach den „Samaritern", darnach den „Heiden". Auch in der Missionsgeschichte giebt es eine göttliche Pädagogie. Es können und sollen nicht alle Völker zugleich Missionsgebiet werden, sondern eins nach dem andern nach den verschiedenen Wegen, die der HErr bahnt und weist. Ich kann hier die Grundsätze nicht entwickeln, die für eine Missionsleitung sich aus diesen Andeutungen ergeben. Nur so viel will ich sagen: die Missionsfreunde dürfen nicht ungeduldig werden, wenn wir auch heute noch nicht überall Mission anfangen. Man kann auch Missionen verfrühen und das giebt dann lauter schmerzliche Erfahrungen. So wäre es z. B. eine Unweisheit gewesen heut schon in Centralasien eine Mission anzufangen. In Centralafrika scheint die Zeit jetzt gekommen, nachdem der Congo oder „Livingstone", wie ihn sein Entdecker nennt, bekannt geworden. Auch in der Mission muß alles „fein zu seiner Zeit" geschehen.

Nur Geduld! Wir kommen schon noch „bis an das Ende der Erde". Der HErr hat's gesagt: „ihr werdet meine Zeugen

ſein bis an das Ende der Erde". Er iſt ſich ſeiner Sache gewiß; gerade darum kann er warten. Wie in der apoſtoliſchen Zeit die Ausbreitung des Reiches Chriſti nicht inne hielt an den Gränzpfählen Judäas und Samarias, ſo wird auch heute die Miſſion über die Colonialreiche der europäiſchen Staaten, die Küſtengebiete der großen Continente und die Handelsſtraßen des heutigen Weltverkehrs hinausgehen. Soweit die Erde geht, ſoweit geht das Miſſionsgebiet. Erſt die „Enden der Erde" ſind ſeine Grenzen. Welch ein Feld hat alſo der Heiland unſerm Zeugniß geöffnet und wie viel Zeugen und Mittel ſind nöthig, um dies große Feld mit dem Schalle des Evangelii zu erfüllen!

„O daß doch bald dein Feuer brennte!
O möcht es doch in alle Lande gehn!
O HErr gieb doch in deine Ernte
Viel Knechte, die in treuer Arbeit ſtehn!
O HErr der Ernte, ſiehe doch darein,
Die Ernt' iſt groß, die Zahl der Knechte klein.
So gieb dein Wort mit großen Schaaren,
Die in der Kraft Evangeliſten ſein!
Laß eilend Hilf' uns widerfahren
Und brich' in Satans Reich und Macht hinein.
O breite, HErr, auf weitem Erdenkreis
Dein Reich bald aus zu deines Namens Preis!

III.

Wahrlich ein leichtes Werk iſt das nicht und kein Menſch iſt dazu tüchtig und mächtig aus eigner Kraft. Daher fügt der HErr der Berufung eine Verheißung, der Aufgabe eine Gabe hinzu. Schon bei der Ertheilung des eigentlichen Miſſionsbefehles hatte er das gethan. Da hieß es nicht nur: „Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", ſondern auch: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". In unſerm Texte aber lautet die Verheißung, die zugleich Gabe iſt: „ihr werdet die Kraft des heiligen Geiſtes empfangen, welche auf euch kommen wird". Auch hier eine gewiſſe Zuſage: „ihr werdet empfangen. Und das Verheißungswort hat ſeine Erfüllung gefunden: die Jünger haben die Kraft des heiligen Geiſtes empfangen. Ihr wißt, was für ſchwache und ſchüchterne Leute ſie waren, ehe ſie angethan wurden mit der „Kraft aus der Höhe" und was für Zeugen Chriſti ſie geworden ſind und was für Frucht „zu Jeruſalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde" ihr Zeugniß geſchafft hat, nachdem der Tag der Pfingſten erfüllet war.

Nun, meine Freunde, wie der Auftrag des HErrn fortgeht, so geht auch die Verheißung fort und wie wir seine Zeugen sein sollen bis sein Werk vollendet ist, so rüstet er uns auch aus mit der Kraft des heiligen Geistes, so lange er unsern Dienst begehrt. Freilich man darf nicht vergessen, daß alle Geistesmittheilung wiederum an Bedingungen gebunden ist. Geistesmittheilung und Heiligung stehen im unzertrennlichen Zusammenhange mit einander. Gott giebt seinen heiligen Geist nicht in ungeheiligte Herzen. Es ist ganz richtig, daß der Geist Gottes die rechte Heiligung erst wirkt, aber es wird auch ein bestimmtes Maß der Heiligung schon vorausgesetzt, ehe er empfangen werden kann. „Wer mich liebet und mein Wort hält", hat der Heiland gesagt, bei dem macht der heilige Geist Wohnung. Darum kann die Welt diesen Geist nicht empfangen, denn sie liebt Jesum nicht und hält nicht sein Wort und thut über solche Versäumniß auch nicht Buße. Die Jünger aber liebten Jesum, hielten seiner Zucht still und ließen sich aus Glauben in Glauben führen, das machte sie geschickt Gefäße des heiligen Geistes zu werden. Man vergißt diese einfache ABCwahrheit so oft auch in sogenannten gläubigen Kreisen und daher geschieht's, daß so viel Gebet um Ausgießung des heiligen Geistes ganz fruchtlos bleibt. Es fehlt die pfingstliche Vorbereitung, ohne die niemals der Pfingstgeist kommt. Soll also der HErr seine Verheißung an uns erfüllen, so muß es uns ein ganzer Ernst sein, uns für die Erfüllung würdig zu bereiten. Ist diese Bereitung aber da, so kommt auch die Gabe von oben und macht uns tüchtig zum Werk.

Darum keine Klage, wir seien zu untüchtig zu so großem Dienst. Gewiß sind wir das, wenn wir auf uns selbst und die eigne Kraft sehen und es ist sehr gut, so wir das erkennen und bekennen. Aber gerade in dem Schwachen ist des HErrn Kraft mächtig und die leeren Gefäße füllet er mit seiner Gabe. Wollen wir im Ernst seine Zeugen sein, Er giebt dann schon zum Wollen das Vollbringen. Auch heut noch läßt ers dem Aufrichtigen gelingen und giebt er dem Demüthigen Gnade. „Er ist noch bei uns auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben".

VI. Einige Blicke in den Gang des Missionswerkes.

„Es ist hier kein Unterschied unter Juden und Griechen; es ist aller zumal Ein HErr, reich über Alle, die ihn anrufen. Denn wer den Namen des HErrn wird anrufen, soll selig werden. Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden? Wie denn geschrieben stehet: Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, die das Gute verkündigen. Aber sie sind nicht Alle dem Evangelio gehorsam. Denn Jesaias spricht: HErr, wer glaubet unserm Predigen? So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes". Röm. 10, 12—17.

In diesen Worten bezeugt der Apostel der Heiden zuerst die Nothwendigkeit der Mission. In zwei Stücken ist unter Juden und Heiden kein Unterschied: „sie sind allzumal Sünder" und „sie werden beide durch dasselbe Heil gerettet". „Es ist Aller zumal Ein HErr, reich über Alle, die ihn anrufen". „Ein HErr"; daher Ein Heil. „Reich über Alle"; daher langt sein Heil für alle Menschen. Aber soll dieses Heil ihnen mitgetheilt und sollen sie durch dasselbe wirklich errettet werden, so müssen sie „den Namen des HErrn anrufen". Dies ist die allgemeine Bedingung für alle. Da sie nun aber nicht anrufen können, ohne zu glauben und nicht glauben, ohne zu hören und nicht hören, ohne daß Prediger zu ihnen gesendet werden, so ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß Mission getrieben werden muß. Das ist alles so klar, daß man es nicht weiter zu beweisen braucht.

Aber dieselben Worte, durch welche der Apostel die Nothwendigkeit der Mission darthut, enthalten auch eine Darlegung des Ganges des Missionswerkes und unter diesem Gesichtspunkte wollen wir sie jetzt betrachten. Es geht in dem Missionswerke nämlich über folgende Stationen: Senden; Predigen; Hören; Glauben; Anrufen; Seligwerden. Für unsern Zweck sind die beiden ersten dieser Stationen am wichtigsten.

Digitized by Google

Also 1) das Senden. Daß Senden und Mission treiben ganz untrennbare Dinge sind, lehrt schon der Name, denn Mission heißt Sendung und daß der Heiland die Sendung wollte, zeigt er schon dadurch, daß er gleich seine ersten Jünger zu Aposteln, d. h. zu Gesandten machte. Als König des Himmelreichs hat er seine „Gesandten". Es ist nothwendig, daß man sie selbst und die, an welche ihre Sendung geht, darauf hinweist. Die Gesandten eines irdischen Königs genießen um des Amts willen, das sie bekleiden, hohes Ansehen; ihr Wort gilt wie das des Königs und wer sie beleidigt, beleidigt den König selbst. Die Gesandten Jesu dürfen und sollen auch als königliche Boten und Stellvertreter gehalten werden. „So stehen wir nun an Christi Statt, Gott vermahnet durch uns" schreibt daher St. Paulus im Bewußtsein seiner königlichen Sendung. Und der König des Himmelreichs hat selbst ausdrücklich erklärt: „wer euch höret, der höret mich und wer euch verachtet, der verachtet mich". Die Gesandten Jesu selbst sollen das nie vergessen; nicht daß sie sich aufblasen, sondern daß sie muthig und unerschrocken ihren Auftrag ausrichten und immer bedenken, wem sie Rechenschaft schuldig sind. Und die, an welche sie gesandt werden, sollen es auch nicht vergessen, damit sie die Boten Jesu als die Gesandten des himmlischen Königs ehren und bedenken, daß sie den König selbst beleidigen, wenn sie seine Gesandten und ihr Wort verachten. Noch mehr als die heimischen Botschafter Christi bedürfen die zu den Heiden gehenden Missionare der Stärkung durch das Bewußtsein, daß sie Gesandte eines großen Königs sind. Wie die Apostel, so erinnert darum auch sie schon ihr Berufsname daran; denn Missionare heißt Gesandte. Gesandte kommen nicht von sich selbst und nicht in ihrem eignen Namen; ein Größerer sendet und beauftragt sie. Die Apostel waren sich deß ganz gewiß: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" hatte der Heiland ausdrücklich zu ihnen gesagt. „Ich will dich ferne unter die Heiden senden", so lautete sein Auftrag an Paulus.

Doch für unsern jetzigen Zweck ist die Autorität, die für die Gesandten in ihrem Botschafterberufe liegt, nicht die Hauptsache. Wir legen jetzt vielmehr das Hauptgewicht darauf, daß gesendet werden muß auch nachdem Christus selbst von der Erde geschieden ist. Die Sendung geht fort.

Als die ersten Heidenboten ihre erste Missionsreise antraten, wurde ausdrücklich die Antiochenische Gemeinde durch die Stimme

des heiligen Geiſtes zur Sendung aufgefordert. Damit iſt die Frage beantwortet: wer ſendet jetzt? Antwort: die Kirche, d. h. die Gemeinde der Gläubigen. Nicht nothwendig das Kirchenregiment. Paulus und Barnabas waren nicht von dem Jeruſalemer Kirchenregiment, ſondern von der Antiocheniſchen Gemeinde geſendet. Die Glieder und Lehrer derſelben „faſteten und beteten und legten die Hände auf ſie und ließen ſie gehen". Auch die Maſſe der Namenchriſten, die eine Landeskirche bilden, iſt nicht die Senderin. Alle die Miſſion betreffenden Aufforderungen hat Chriſtus ſtets ausdrücklich an die Jünger gerichtet. Alſo die gläubige Gemeinde hat das Recht die Miſſionare zu den Heiden zu ſenden und ſie darf die Ausübung dieſes Rechts an Miſſions-Geſellſchaften übertragen, die ſich aus ihrem Schoße gebildet haben. Dieſe Ordnung, daß freie Miſſions-Geſellſchaften die Heidenboten entſenden, iſt alſo keine willkürlich gemachte, ſondern eine unter der Leitung des HErrn geſchichtlich gewordene und auch bibliſch begründete. Die Gemeinde der Gläubigen braucht Organe, durch welche ſie den Sendungsbefehl Jeſu ausführt und ſie macht Gebrauch von der ihr zuſtehenden Freiheit, wenn ſie dieſe Organe ſich ſelbſt bildet. Es iſt nicht viel von wirklicher Selbſtändigkeit, was unſre Landeskirchen beſitzen. In Bezug auf die heimiſche Organiſirung und Leitung ſind ſie ſehr unfrei. Gott ſei Dank, daß dieſe Unfreiheit nicht auch der Miſſionsthätigkeit anhaftet und wir müſſen eine beſondere Leitung des Hauptes der Kirche darin erkennen, daß von Anfang an die Miſſion die Sache freier Geſellſchaften geworden iſt und nur freie Kirchengemeinſchaften ſie als Kirchenſache betreiben. Die Freiheit iſt eine Lebensbedingung für das Miſſionswerk. Die Freiheit gewährt auch die Hoffnung, daß wirklich die gläubige Gemeinde die Senderin bleibt. Daher, lieben Brüder, beſtehet ja in der Freiheit, damit Chriſtus die Miſſionsgemeinde befreiet hat und laßt euch unter keinem noch ſo kirchlichen Vorwande in ein knechtiſches Joch fangen.

Daß der HErr der gläubigen Gemeinde die Sendung anvertraut hat, darin liegt menſchlich zu reden, die Garantie, daß der Miſſionsbefehl wirklich ausgeführt wird. Und zwar in doppelter Beziehung: bei den Gläubigen durfte der HErr den Willen; bei der Gemeinde derſelben die Macht zur Vollſtreckung ſeines Teſtaments vorausſetzen.

„Nun aber bleibet, schreibt St. Paulus an die Corinther, Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen". Diese christlichen Grundtugenden sind auch die eigentlichen Träger des Missionswerks. Glaubenslose Menschen treiben keine Mission. Ihnen ist Christus weder eine wirkliche Autorität, noch die durch ihn geschehene Versöhnung das einzige Heil der ganzen Welt. Nur wer an Christus glaubt in dem Sinne, wie er selbst nach den Evangelien Glauben an seine Person und an sein Wort verlangt, der gehorcht ihm auch und nur wer an ihn glaubt, hat Freudigkeit und Muth, ihm die Welt erobern zu helfen. Ohne Glauben auch keine Hoffnung; denn die Hoffnung auf den Sieg Jesu, auf seine Wiederkunft und sein Herrlichkeitsreich gründet sich auf seine Verheißung und das Verheißungswort muß ich eben glauben. Ohne Glauben auch keine Liebe; denn ich muß das rettende Heil Christi erst an mir selbst erfahren haben, ehe mein Herz mich treibt, es auch Andern mitzutheilen. Bevor die Liebe Christi ausgegossen werden kann in mein Herz, muß ich sie im Glauben erfaßt haben. Erst als Paulus an Christum wahrhaftig gläubig geworden war, schrieb er: „die Liebe Christi dränget mich also"; vorher drängte sie ihn nicht. Also am Glauben liegts; aber freilich am lebendigen Glauben. Denn der Glaube ist ein unfruchtbarer Baum, der nur darin besteht über die Glaubenslosigkeit Andrer Klagen zu führen und Anklagen zu erheben. Ist der Glaube die Wurzel der Liebe, so ist die Liebe die Frucht des Glaubens. Daher gilt vor dem HErrn nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. In diesem Sinne hat er die Ausführung des Missionsbefehls in die Hände der gläubigen Gemeinde gelegt.

Aber in die Hände der gläubigen Gemeinde, nicht einzelner Gläubiger. Dies ist von ebenso großer Wichtigkeit. Der HErr Jesus legt einen hohen Werth auf die Gemeinschaft der Gläubigen; ihr braucht euch nur an sein hohenpriesterliches Gebet zu erinnern. St. Paulus vergleicht wiederholt die Gemeinde dem Organismus eines Leibes, dessen Glieder gerade durch die Verschiedenartigkeit ihrer Geschäfte dem Ganzen unentbehrliche Dienste thun. Die Mission wäre ganz aufs Ungewisse gesetzt, wenn es lediglich von einzelnen Gläubigen abhinge, das Evangelium zu verkündigen bis an das Ende der Erde. Es wird zwar von schriftgläubigen Christen die Ansicht vertreten, das müsse man ganz den

Einzelnen überlaſſen zu den Heiden zu gehen, eine Sendung ſeitens der Gemeinde dürfte in der jetzigen Weltperiode nicht ſtattfinden. Nun, dieſe ſeltſame Anſicht iſt wie wir ſchon früher geſehen, nur möglich, wenn man den Miſſionsbefehl mißverſteht und von dem wiederkommenden HErrn ſelbſt die Bekehrung der Heidenvölker erwartet. Da aber nach der klaren Schriftlehre die Wiederkunft vielmehr erſt erfolgt, wenn das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugniß geprediget iſt, ſo muß natürlich Sorge getragen werden, daß wirklich Prediger und zwar in genügender Anzahl hinausgehen, die ſolches thun, mit andern Worten: es muß geſendet werden. Wol werden ja auch ohne Sendung ſeitens der Gemeinde je und je einzelne Boten nur in Kraft einer inneren Berufung hinausgehen; aber auf dieſe Weiſe würde die Miſſion ein gelegentliches, einſeitiges und unſtätes Werk, ohne Zuſammenhang und Dauer. Erſt wenn eine ſendende Gemeinde da iſt, werden größere Schaaren angeregt ſich dem Miſſionsdienſte zu widmen, wie ihr das z. B. recht deutlich an der Brüdergemeinde ſehen könnt; als dieſe die Miſſionsſache zu der ihrigen machte, da fanden ſich zahlreiche Miſſionare. Seitdem die gläubige Gemeinde ſich in Miſſions-Geſellſchaften zuſammengeſchloſſen hat, welche die Sendung handhaben, haben ſich erſt Schaaren von Evangeliſten für die Heiden innerhalb unſrer Landeskirchen gefunden. So weckt die Sendung erſt den Miſſionstrieb. Aber ſie erhält und regulirt ihn auch. Wo eine ſendende Gemeinde da iſt, da allein kann für den Unterhalt der Miſſionare in ordentlicher Weiſe geſorgt werden. Auch die Heidenboten haben ein Recht an das Wort: „der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth“. Weder ſind die meiſten von ihnen ſo wohlhabend, daß ſie ihre Ausbildung, ihre Reiſen und ihren täglichen Lebensbedarf aus eignen Mitteln beſtreiten können, noch kann man den Heiden oder den jungen Heidenchriſten zumuthen, daß ſie die Koſten tragen; wir müſſen ſehr zufrieden ſein, wenn die letzteren für den Bau von Kirchen und Schulen ſorgen und das Gehalt für eingeborne Gehilfen aufbringen. Auch iſt es ganz und gar unthunlich, die Miſſionare durch ihrer Hände Arbeit ſich ſelbſt ernähren zu laſſen. Abgeſehen davon, daß dazu auf den meiſten Miſſionsgebieten der Gegenwart gar keine Gelegenheit iſt, die Miſſionare würden auch dadurch ihre Geſundheit untergraben, viel zu ſehr von ihrem eigentlichen Beruf abgehalten und in verſuchliche Händel der Nahrung verflochten werden.

Iſt eine ſendende Gemeinde da, ſo kann endlich jeder, der in den Miſſionsdienſt ſich ſtellt, nach dem Bedürfniß auf dem Miſſionsgebiete wie nach ſeiner eignen Begabung verwendet werden. Auch in der Miſſionsarbeit muß Ordnung und Plan ſein, ähnlich wie in einer Kriegführung. Es kann da nicht jeder hingehen, wo er hin will. Sonſt könnte es leicht geſchehen, daß ein Miſſionsgebiet, welches viel Erfolg verſpricht, überlaufen und ein andres, wo es Steinklopferarbeit giebt, vernachläſſigt wird; oder daß einer, der weder Kenntniß noch genügende Begabung hat, ſich an Bibelüberſetzungen macht, und dergl. Das iſt ein großer Segen der Sendung, daß durch ſie der einzelne Miſſionar Weiſung und Unterweiſung und dadurch eine gliedliche Stellung in einem Organismus und einem feſten Halt erhält. Das alles würde wegfallen, wenn nur einzelne Evangeliſten auf ihre eigne Hand miſſionirten. Eine geordnete, zielvolle Miſſion kann es alſo nur geben, wenn geſendet wird.

Aber wen ſoll man ſenden? Natürlich nur Leute, die Zeugen Jeſu Chriſti ſind; die mit Paulus ſprechen können: „ich glaube darum rede ich", und mit Petrus: „HErr du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich liebe"; Leute, die aus eigner Erfahrung wiſſen, daß „das Evangelium Chriſti eine Kraft Gottes iſt ſelig zu machen alle, die daran glauben". Im heimiſchen Kirchendienſt iſt es ja leider je länger je mehr dahin gekommen, daß man nur fragt: haſt du ſo und ſo viel theologiſche Kenntniſſe; aber nicht: „glaubſt du auch wirklich was die Schrift lehrt und liebſt du auch wirklich deinen Heiland? Das iſt eine beklagenswerthe Verirrung der Kirche, in die zu gerathen die Miſſion ſich ernſtlich hüten muß. Auch unſer HErr und Meiſter hat Examina mit ſeinen Jüngern gehalten. Das erſte verlangte Antwort auf die Frage: „Wer ſaget ihr — nicht blos andre gelehrte und ungelehrte Leute —, daß des Menſchen Sohn ſei?" Das war das dogmatiſche Examen und beſtanden wurde es als in aller Jünger Namen Petrus ſprach: „du biſt Chriſtus des lebendigen Gottes Sohn". Dieſer Glaube iſt der Fels, auf den die chriſtliche Kirche gegründet iſt. Miſſionare ſind Kirchengründer, alſo müſſen die Sendenden ſich vergewiſſern, daß ſie auch den kirchengründenden Glauben — nicht blos wiſſen, ſondern — haben. Das iſt ſo klar, daß man es nur verdunkelt, wenn man es noch weiter beweiſt. Und das zweite, das praktiſche Examen drehte ſich um die Frage: „habt ihr mich

lieb, wirklich lieb, innig lieb?" Es ist beachtenswerth, daß der Heiland nicht fragt: „habt ihr die Schafe lieb, die ihr herführen und weiden sollt?" Diese Schafe kannten sie noch nicht, aber den Heiland kannten sie; ihn zu lieben ist auch leichter als die Menschen lieben, die von Natur recht unliebenswürdig sind. Sentimentale Missionsfreunde reden zwar gerne von den „lieben" Heiden. Sie brauchen das Wort „lieb" wie der reiche Jüngling das Wort „gut" — oft gedankenlos. Nähmen sie es ernster damit, so würden sie nicht immer sprechen und schreiben: der „liebe" N., die liebe X. — sintemalen es mit der Liebe in vielen Fällen gar nicht so weit her ist. Und wenn sie mit den zudringlichen, unreinlichen, lügenhaften, rohen Heiden täglich zu thun hätten, so würden sie begreifen, daß viel dazu gehört, sie wirklich lieb zu haben. Aber man lernts, wenn man Jesum lieb hat. Um seinetwillen erträgt man viel, versagt man sich viel und muthet man sich viel zu. Die Liebe zu Jesus ist die Seele der Missionsarbeit. Ein Missionar ohne Jesusliebe ist ein verlorner, ein unglücklicher und unfruchtbarer Mann. Daher müssen die Sendenden sich vergewissern, ob ihr Bote den HErrn Jesus wirklich lieb hat. Diese beiden Dinge: persönlicher Glaube an den Sohn Gottes und brünstige Jesusliebe sind also die Haupteigenschaften eines Sendboten.

Aber noch nicht die einzigen. Es ist auch ein gewisses Maß der Bildung, der Lehr- und Predigtfähigkeit erforderlich. Zwar es ist nicht unerläßlich nothwendig, universitätsmäßig gebildete Theologen auszusenden. Der Heiland holte sich seine Apostel — mit Ausnahme des einzigen Paulus — auch nicht aus den Hörsälen der Professoren in Israel, sondern von den Fischerbänken und Zollbuden. Die theologische Wissenschaft giebt auch heute keineswegs eine sichere Garantie für ein besonders fruchtbares Wirken für das Reich Gottes. Der HErr braucht in seinem Reiche, auch im Missionsdienste mancherlei Leute. „Es müssen auch Kroaten und Panduren sein", sagte einmal der selige Heldring auf einer Bremer Missions-Conferenz. Der Hirtenknabe David erklärte, als Saul ihm seine Rüstung angelegt: „Herr König, ich kann nicht also gehen", nahm dann seine Schleuder, ging hin und besiegte den Goliath. Wissenschaft ist allein lange nicht mächtig genug das Heidenthum zu überwinden. Dennoch wäre es ganz ungesund und geistlicher Hochmuth sie zu verschmähen. Sie schärft und polirt das Schwert des Geistes und lehrt es in geschickter Weise führen. Daher

freuen wir uns, wenn recht viele theologisch gebildete Missionare ausgesendet werden. Aber wir weisen auch die Kaufleute, Handwerker und Bauern nicht zurück. Sind sie nur von Natur einigermaßen begabt und Leute von fester Willenskraft, so lernen sie schon noch in unsern Missions-Seminaren, was sie brauchen. Ganz und gar kann ihnen die Schulung freilich nicht erspart werden. Der HErr Jesus schulte seine Jünger auch durch den dreijährigen Umgang, den er mit ihnen hatte. Eine gründliche Bibelkenntniß müssen jedenfalls alle Missionare besitzen, auch die Fähigkeit haben Andre in verständlicher Weise zu lehren; dazu ist aber nothwendig, daß sie auch manches Andre lernen, was nicht direct mit der Bibelkunde zusammenhängt. Auch darüber müssen also die Sendenden sich vergewissern, ob ihre Boten „lehrhaftig" sind, wie die Schrift sagt, damit nicht ungeschickte Arbeiter zu den Heiden kommen.

Es gäbe nun immer noch manche Frage zu beantworten in Bezug auf die Sendung. Z. B. wohin ist zu senden? Sollen die Missionare zum Missionsdienst sich melden oder von den Missions-Gesellschaften berufen werden? Allein ich lasse das, um unsre Betrachtung nicht über Gebühr auszudehnen und gehe weiter zur zweiten Station:

2) Dem Predigen. In dieser Beziehung hatten es die Apostel viel leichter als die meisten unsrer heutigen Missionare; denn wohin sie immer kamen, konnten sie sofort predigen, weil sie in einer Sprache redeten, die ihre Hörer verstanden. Dies Glück haben unsre heutigen Missionare nur, wo die Heiden entweder holländisch, wie z. B. theilweis in Südafrika, oder englisch verstehen, wie theilweis in Indien. Ein sehr kümmerlicher Nothbehelf ist es, wenn sie sich eines Dolmetschers bedienen und durchaus verwerflich, so sie aus Bequemlichkeit bei diesem Nothbehelf länger als unumgänglich nöthig ist, verweilen. Jedem Volke muß das Evangelium gepredigt werden in seiner Muttersprache; der Missionar muß also die Sprache der Eingebornen lernen und zwar gründlich lernen; bevor das geschehen, kann er also nicht predigen.

Die Erlernung der fremden Sprache ist aber nur in sehr seltenen Fällen in der Heimath möglich. Wenn eine Missions-Gesellschaft nur ein einziges Missionsgebiet hat und auf diesem nur eine Sprache gesprochen wird, wie z. B. auf dem einen Missionsfelde der Leipziger Missions-Gesellschaft im Tamulenlande, da können wenigstens Vorstudien in der Heimath gemacht werden.

Aber wenn eine Missions-Gesellschaft auf 3, 4 und noch mehr verschiedenen Sprachgebieten arbeitet, da ist auch das nicht möglich. Bei der Ueberfülle der geistigen Arbeit, die den Zöglingen unsrer Missions-Seminare obliegt, kann man ihnen durchaus nicht zumuthen, auch noch diese 3, 4 heidnischen Sprachen zu erlernen. Das müßte man ihnen aber ansinnen, da Jahre lang vor der Aussendung nur in sehr seltenen Fällen Beschluß darüber gefaßt werden kann, auf welches Missionsgebiet die einzelnen Zöglinge gesendet werden sollen; denn das hängt von Verhältnissen und Ereignissen ab, die man ganz unmöglich Jahre vorher berechnen kann. So kann z. B. der plötzliche Tod eines Missionars, ein unvorhergesehener Krieg und dergleichen alle Voranschläge zu nichte machen. Bedenkt ihr nun dazu, daß wir in der Heimath auch selten die Leute haben, welche befähigt sind, die auf den verschiedenen Missionsgebieten gesprochenen Sprachen zu lehren und daß man eine Sprache wirklich verstehen und sprechen lernt nur an Ort und Stelle, so werdet ihr euch nicht mehr darüber wundern, daß die Missionare nach ihrer Ankunft auf dem Missionsfelde noch geraume Zeit brauchen, ehe sie predigen können. Das ist ihnen selbst eine sehr harte Geduldsprobe und schwere Warteschule. Aber was hilfts? Mit gebundener Zunge können sie doch nicht reden und wenn das Herz ihnen noch so voll ist und noch so sehr brennt über all dem heidnischen Unwesen, das sie sehen.

Kommen die Sendboten nun in ein Land, dessen Sprache schon bekannt ist, wo sie an ihren Vorgängern Lehrmeister finden und Grammatik und Lexikon ihnen zu Gebote steht, so mag's noch gehen, obgleich auch da manche harte Nuß geknackt werden muß. Wie schwer ist z. B. die chinesische Sprache zu erlernen, in der oft ein Wort 8 ganz verschiedene Bedeutungen hat, je nachdem es betont wird; oder die Namaquasprache, die ganz eigenthümliche Schnalzlaute besitzt, an deren Hervorbringung sich schon manche europäische Zunge zermartert hat. Und wie niederschlagend muß es nun auf den armen Missionar wirken, wenn er endlich sich die Sprache so weit angeeignet zu haben meint, daß er einen Predigtversuch wagt und — er wird ausgelacht, weil er falsch betont oder falsch geschnalzt oder ein falsches Wort gebraucht hat! Wenn er nun aber erst zu einem Volke gesendet wird, dessen Sprache man noch gar nicht kennt und die er erst so zu sagen entdecken soll. So ging es z. B. den ersten Boten der Rheinischen Missions-Gesellschaft

unter den Herero. Ja, das war eine jahrelange mühſame Arbeit, bis die beiden Brüder Wort um Wort den Leuten wol 10 Mal abgefragt, um ja ſicher zu gehen, und allmählig die Umbildung der Worte in Deklination und Conjugation ihnen abgelauſcht und endlich ein wenig gelernt hatten, auf welche Weiſe ſie ihnen von den Grundwahrheiten des Evangelii, für welche die Worte ganz und gar fehlten, einen auch nur ſchwachen Begriff beizubringen vermöchten. Und wie viel ſolcher Spracharbeit haben unſre Miſſionare thun müſſen! Es iſt ſchon eine ſtattliche Bibliothek, wenn man nur all die Grammatiken und Wörterbücher zuſammenſtellen wollte, welche im Laufe dieſes Jahrhunderts über bis dahin ſo gut wie unbekannte Sprachen die evangeliſchen Miſſionare verfaßt haben.

Es giebt auch noch andere Dinge, die das Predigen aufhalten; So fehlt z. B. in der Aufzählung der verſchiedenen Seiten der Miſſionsarbeit in unſerm Texte ganz und gar das Bauen, das bei uns oft eine große Rolle ſpielt. Selten finden unſre Miſſionare Wohnungen, die ſie beziehen könnten und Kirche und Schule müſſen ſie immer bauen. Das wäre ein Kapitel, das wol eine beſondere Behandlung verdiente. Auch in der Miſſion giebt es eine Wohnungsfrage und iſt mit dieſer „Frage“ viel, ſehr viel Arbeit und Verdruß und Noth und Entbehrung verbunden. Doch ich begnüge mich von dieſem Kapitel nur die Ueberſchrift zu geben, um endlich zu dem Predigen zu kommen.

Beginnen wir mit einem ganz äußerlichen Punkte. Wo ſoll gepredigt werden? Viele Miſſionsfreunde denken ſich, daß der Miſſionar predige, wo er geht und ſteht. In dem Bild, das ſie ſich machen, predigt er beſonders auf den Straßen und Plätzen vor Hunderten von Zuhörern, die dort zuſammenſtrömen. Nun dieſes Bild iſt ja nicht ganz und gar falſch, aber es iſt doch ſehr einſeitig. Denkt euch, daß hier zu Lande mitten im Getriebe des geſchäftlichen Lebens an eine Straßenecke oder einen großen Platz einer unſrer Städte ein Prediger ſich ſtellte, um den ſich zufällig Sammelnden das Wort Gottes zu verkündigen, würde er wol auf große Andacht zu rechnen haben? Würden nicht die Störungen, die unvermeidlich eintreten, euch ſelbſt zu dem Urtheil nöthigen: das iſt nicht der rechte Ort für eine ſo heilige Sache? Meint ihr denn, daß in der Heidenwelt die Straßenpredigt einen würdigeren Eindruck hinterlaſſe als in der Chriſtenheit, daß da andächtigere Zuhörer und weniger Störungen ſein würden? Nun, man hat es genug verſucht;

aber es ist das ziemlich allgemeine Urtheil aller besonnenen und erfahrnen Missionare, daß bei den Straßenpredigten fast aller Same an den Weg gesäet werde. Aber, fragt ihr überrascht, sollen denn gar keine Predigten im Freien an öffentlichen Orten gehalten werden? Hat nicht auch unser HErr Jesus Christus, hat nicht Paulus so gethan? Allerdings; aber stets nur dann, wenn eine Schaar da war, die sie hören wollte, die ausdrücklich zu diesem Zwecke zusammengekommen war. So wars als der Heiland seine Berg- und Wüstenpredigten, so als Paulus seine Rede auf dem Areopag in Athen hielt. Unter dieser Voraussetzung halten auch wir z. B. Missionsfeste im Freien. Ist eine willige Zuhörerschaar da, dann ist jeder Ort zur Predigt recht: der Markt einer Stadt, der Hof eines Häuptlings, die Straße, der Wald, das Meeresufer ꝛc. Aber das scheint mir unzweckmäßig aufs Gerathewohl auszugehen auf die Märkte und dort zu predigen, ohne daß solches vorher bekannt geworden und die Hoffnung vorhanden ist, eine Zuhörerschaft zu finden, die hören will. Aber ist das nicht unbiblisch? fragt ihr abermal. Stehet nicht geschrieben: „gehet aus auf die Straßen und Gassen der Stadt", und ist Paulus nicht auf den Markt in Athen gegangen? Ganz recht; aber es stehet nicht da: stellet euch dorthin und haltet öffentliche Predigten. Paulus hat auf dem Markte in Athen Gespräche geführt und als er durch diese Gespräche die Aufmerksamkeit, wenigstens die Neugier der Athener erregt und diese ihn nun auf den Richtplatz geleitet, um mehr und Genaueres zu hören, da erst predigte er. Auf die Straßen und Märkte gehören mehr die Unterredungen als die Predigten. Paulus predigt in den jüdischen Synagogen oder auch in den Hörsälen der griechischen Philosophen, aber nicht auf den Straßen, außer in Lystra, wo das versammelte Volk, das ihm und Barnabas Opfer bringen wollte, ihn dazu nöthigte. Ihr müßt also in diesem Stück eure Vorstellungen etwas ändern und euch den predigenden Missionar mehr in geschlossenen Räumen, in christlichen Kapellen oder Schulen oder heidnischen Tempeln oder Ahnenhallen ꝛc. denken.

Und was predigt er? Nun, das Wort Gottes, wie unser Text sagt: „so kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes"; oder wie der Heiland befiehlt: „prediget das Evangelium" und abermal: „lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe". Ihr werdet auch freilich eine

Miſſionspredigt vor Heiden etwas anders denken müſſen als eine Predigt in unſern Kirchen. Bei uns wird gemeiniglich über einen beſtimmten Text gepredigt und die Predigt iſt deſto beſſer, je eingehender und tiefer ſie dieſen Text auslegt. In dieſer Weiſe ſoll es der Miſſionar vor heidniſchen Zuhörern nicht thun. Redet er zu der bereits geſammelten chriſtlichen Gemeinde, ſo mag er ein Textprediger ſein, wie wir meiſt daheim es ſind; aber unter den Heiden muß er ein Evangeliſt ſein, d. h. er muß die großen Thaten Gottes erzählen, die geſchehen ſind zu unſrer Erlöſung, vor allem die Geſchichte des Lebens, Wirkens, Leidens und Sterbens Jeſu Chriſti ſammt ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt; dann aber auch die Urgeſchichte der Menſchheit von der Schöpfung der Welt an bis zur Berufung Abrahams und die Hauptzüge aus der Geſchichte des Volkes Iſrael ſammt den wichtigſten Weiſſagungen auf den kommenden Heiland. Der Miſſionar iſt den Heiden gegenüber ungefähr in derſelben Lage wie der chriſtliche Schullehrer unſern Kindern gegenüber. Beide beginnen den Religionsunterricht mit der bibliſchen Geſchichte, die den Heiden ja noch viel unbekannter iſt als unſern Kindern, wenn ſie in die Schule gebracht werden. Es würde recht verkehrt ſein, wollte ein Miſſionar den Heiden gleich mit feinen Lehrauseinanderſetzungen kommen oder mit Auslegungen einzelner Texte; dafür fehlt zunächſt jede Vorausſetzung und jedes Verſtändniß. Das Chriſtenthum iſt ja auch nicht eine Lehre, ſondern es iſt Geſchichte; ſeine Lehren ruhen auf lauter Thatſachen. Dieſe Thatſachen bilden den Hauptinhalt der miſſionariſchen Predigt. Je anſchaulicher, lebendiger und feſſelnder der Miſſionar die großen Thaten Gottes erzählt, deſto beſſer predigt er. Die zuſammenhängende Lehre kommt erſt ſpäter im Taufunterricht, in der bibliſchen Unterredung mit den Getauften, in der ſonntäglichen gottesdienſtlichen Predigt vor der Gemeinde der bereits Gläubigen.

Weiter iſt die Frage zu beantworten: wem predigt der Miſſionar? Antwort: allen, die er erreichen kann; den Reichen und den Armen, den Gebildeten und den Ungebildeten, den Großen und den Kleinen. Unſer HErr Jeſus Chriſtus hat auch die Kinder zu ſich kommen laſſen und ſo dürfen auch ſeine Geſandten an der Jugend nicht vorübergehen. Ja die Miſſion hat auf die Kinder ihr ganz beſonderes Augenmerk zu richten. Auf ihnen ruht die Zukunft des Volks, weshalb man auch bei uns ſagt: „wer die

Jugend oder wer die Schule hat, der hat die Zukunft". Von den Alten ſind viele in den heidniſchen Anſchauungen und Sitten ganz und gar verhärtet und Nikodemus hat in ſeiner Weiſe ganz Recht: „wie kann ein Menſch wiedergeboren werden, wenn er alt iſt?" Je älter der Menſch, deſto ſchwerer gemeiniglich die Bekehrung. Darum verſchiebe du deine Bekehrung ja nicht auf deine alten Tage. Auch auf das chriſtliche Leben leidet das Sprichwort Anwendung: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" und abermals: „Jung gewohnt, alt gethan". Alſo Grund genug für die Miſſionare auch den Kindern zu predigen. Natürlich müſſen ſie dann die Predigt zur Kinderlehre machen, d. h. für die Jugend brauchen ſie die Schule. Freilich auch das Haus muß an den Kindern ſeine Schuldigkeit thun. Selbſtverſtändlich iſt dabei nur auf das chriſtliche Haus zu rechnen. Heidniſche Eltern können ihre Kinder nicht zum Heiland führen; weshalb Miſſionare auch die kleinen Kinder heidniſcher Eltern nicht taufen dürfen. Aber ſelbſt wo chriſtliche Eltern ihren Kindern Lehrer und Vorbilder ſind, muß die Miſſion ihnen zu Hilfe kommen durch Unterweiſung der getauften Kinder in der chriſtlichen Wahrheit. Bei heidniſchen Eltern bleibt ihr natürlich dieſe Aufgabe ganz allein. Nicht als ob ſie irgendwelchen Zwang auf Eltern oder Kinder ausüben dürfte. Aber ſie muß die Pforten der Schule, die ſie für die chriſtlichen Kinder errichtet, auch für die heidniſchen offen halten, damit auch dieſe die Stimme des guten Hirten vernehmen. Oft genug haben ſie damit freilich ſehr ihre Noth, denn die Alten wie die Jungen ſind, beſonders im Anfang, nicht gerade paſſionirte Freunde der Schule. Da braucht der Miſſionar wie in ſo vielen andern Stücken viel, viel Geduld. Dadurch, daß er ſobald als möglich ſich Gehilfen aus den Eingebornen heranzubilden ſucht, die ihm im Unterricht und ſpäter wol auch in der Predigt zur Seite ſtehen, erleichtert er ſich das ſchwere Geſchäft ein wenig und verhütet es, daß die Schule nicht etwa eine Feſſel werde, die ihn zu ſehr an die Station bindet. Denn der Miſſionar iſt ein Reiſeprediger, der ein weites Ackerfeld mit dem Samen des göttlichen Wortes zu beſäen hat und daher nicht wie ein Paſtor in der Heimath ſeine ganze Zeit an ſeinem Stationsorte zubringen darf.

In der Miſſionsſchule handelt ſichs natürlich nicht blos um Rechnen und Schreiben, ſondern die Hauptſache iſt, daß das Wort Gottes, inſonderheit die bibliſche Geſchichte gelehrt werde. Ganz

naturgemäß wird die Miſſionsſchule auch ein allgemeines, weltliches Bildungsmittel, wie es in der Natur der Sache liegt, daß jede Miſſionsſtation auch eine Culturſtätte wird. Aber es muß doch ganz entſchieden die Loſung bleiben: zuerſt das Reich Gottes; dann wird die weltliche Bildung und Cultur von ſelbſt als Zugabe folgen. — Einen beſondern Miſſionsdienſt leiſtet die Schule dadurch, daß ſie leſen lehrt. Bis jetzt haben wir nämlich die Predigt nur als mündliche Verkündigung betrachtet und als ſolche iſt ſie ja beſonders im Anfang der Miſſionsthätigkeit und unter literariſch nicht gebildeten Völkern immer das Hauptmiſſionsmittel. Aber ſie ſoll nicht blos das einzige bleiben. Wir haben auch ein geſchriebenes Wort und es iſt die Pflicht der Miſſionare, ſobald ſie die Sprache der Eingebornen wirklich beherrſchen, wenigſtens Theile der heiligen Schrift zu überſetzen und unter dem Volke zu verbreiten. Jedes ſolches in Curs geſetzte Exemplar der Bibel oder eines bibliſchen Buchs iſt dann in ſeiner Art auch ein Prediger und viele dieſer Prediger haben große Erfolge erzielt. Zunächſt allerdings iſt die Ueberſetzung der Bibel ein Bedürfniß für die getauften Chriſten, damit ſie in „dem Buche“ forſchen, ob ſichs alles alſo verhalte, wie ihnen der Miſſionar geſagt hat, damit ſie ſich befeſtigen in ihrem allerheiligſten Glauben und immer bereiter werden zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihnen iſt. Aber auch unter den Heiden iſt die Bibel oft eine Werberin. Viele Heidenchriſten ſind zum Glauben gekommen zuerſt durch das Leſen eines bibliſchen Buchs. Darum muß die Miſſion Fleiß thun, die Kunſt des Leſens unter Chriſten und Heiden ſoweit als möglich zu verbreiten und ſchon aus dieſem Grunde muß ſie mit Nothwendigkeit die Mutter der Schule werden.

Es iſt nun nicht meine Abſicht unſerm Texte weiter zu folgen zu dem Hören, Glauben, Anrufen, Seligwerden. Die Betrachtung dieſer Stationen würde uns nothwendig in die Miſſionsgeſchichte führen und geſchichtliche Bilder wollte ich jetzt nicht geben. Allerdings würde ſich auch reichlich Gelegenheit bieten dabei weitere Blicke in die Arbeit des Miſſionars zu thun; wie er die Hörenden in ſpecielle Unterweiſung nimmt; die Glaubenden tauft; die Getauften zu einer Gemeinde organiſirt; die Gemeindeglieder in ſpecielle Seelenpflege nimmt und dergl. Es iſt ja ſehr lehrreich, ja es iſt nothwendig für die Miſſions-

freunde, daß ſie von allen dieſen Dingen wenigſtens einige Kenntniß und dadurch über die Miſſionsarbeit einiges Urtheil haben, Dennoch will ich es für dies Mal genug ſein laſſen. Wills Gott, bieten ſpätere Bilder aus der Miſſionsgeſchichte wiederholt Veranlaſſung auf denjenigen Theil der Miſſionsarbeit zurückzukommen, der eintritt, ſobald die Heiden zu hören und zu glauben anfangen. Heut ging mirs nur um einige Blicke in die Anfangsſtationen des Miſſionswerks.

Und nachdem ihr zum Sehen eingeladen worden ſeid, was ſollt ihr nun thun? Erſtens: „bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter ſende in ſeine Ernte“. Zweitens: thut reichliche Handreichung durch eure Miſſionsgaben, daß wenn der HErr Arbeiter erweckt, es den Miſſions-Geſellſchaften an Mitteln nicht fehle, ſie auszuſenden und Drittens: Gedenket der ausgeſandten Arbeiter in eurem Gebet, daß der HErr ihnen beides aufthue, die Thüre des Worts und die Thüre der Herzen, damit ihre Predigt Viele finde, die da hören, glauben, anrufen und ſelig werden.

Digitized by Google

VII. Arbeiter in die große Ernte.

„Und da Er das Volk ansah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende". Matth. 9, 36—38.

Wenn Jemand eine Anzeige öffentlich bekannt macht, von der er wünscht, daß sie ja nicht übersehen werde, so läßt er sie mit großen Buchstaben drucken und mehr als ein Mal wiederholen. In Bezug auf die Grundwahrheiten des Evangelii macht es der HErr unser Gott ebenso: er läßt sie mit großen Buchstaben drucken und mehr als ein Mal wiederholen. Ein jüngst heimgegangener, weithin bekannter Professor der Theologie pflegte zu sagen: „die meisten Menschen werden selig durch die großgedruckten Stellen in der Bibel". Stellen wie die: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben", oder: „das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen", oder: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern HErrn Jesum Christum" — solche und ähnliche Kraftstellen, die in unsern alten Bibeln auch wirklich mit großen Buchstaben gedruckt waren, die kennt und faßt jeder nach der Gerechtigkeit hungernde Mensch, während den innern Gedankenzusammenhang der Johanneischen oder Pauliniſchen Schriften lange nicht jeder gläubige Christ versteht.

Nun, zu diesen großgedruckten Grundwahrheiten des Evangelii gehören auch die Missionsgedanken. Es sind zwar alle Grundthatsachen der evangelischen Geschichte, wie alle Grundwahrheiten der evangelischen Lehre so von Missionsgedanken durchzogen, daß wir Mission treiben müssen, selbst wenn nicht ein expresser Missionsbefehl uns dazu nöthigte. Will doch Gott, daß allen Menschen geholfen werde und „ist in keinem andern das Heil, auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir können selig werden,

denn allein der Name Jesu Christi". Aber es geht mit der Verwebung der Missionsgedanken in und durch das ganze Evangelium wie z. B. mit dem Zusammenhange des Römerbriefes: die meisten graben nicht tief genug, um die eine wie den andern zu fassen. Gott hat sich daher zu unsrer Schwachheit und Trägheit herabgelassen, indem er eine stattliche Reihe unmißverstehbarer Missionsworte mit großen Buchstaben hat in die Bibel setzen lassen, z. B. „ich habe noch andre Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle und dieselben muß ich herführen"; „es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker und dann wird das Ende kommen"; „gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur" und dergl. Diese Worte kennen und verstehen wir alle, ja wir wissen sie alle von Kind auf auswendig und haben daher keine Entschuldigung, so wir unsre Missionspflicht versäumen.

Auch der obige Text ist ein von diesen ganz bekannten, groß gedruckten Missionsworten. Möge die Betrachtung desselben es uns tiefer verstehen und ernstlicher befolgen lehren, als es bisher der Fall gewesen. Es sind 4 Hauptpunkte, auf die es unsre Aufmerksamkeit lenkt:

1) daß eine große Ernte da ist,

2) daß nur wenige Arbeiter in ihr stehen,

3) daß wir den HErrn der Ernte um mehr Arbeiter bitten sollen und

4) daß wir ein jammerndes Herz haben müssen, um solches Gebet wirklich zu thun.

I.

Legen wir zunächst den Finger auf das Wörtlein groß: „die Ernte ist groß". Die Welt betrachtet die Mission gerne als eine Winkelsache, die zu unbedeutend sei, als daß man es großen Geistern, gebildeten, reichen und hochgestellten Leuten zumuthen könne, sich an ihr zu betheiligen. Nun, sie redet von der Mission wie der Blinde von der Farbe, wie das gemeiniglich der Fall ist, wenn sie über Sachen des Reiches Gottes urtheilt. Sie kennt das Werk nicht, das sie so wegwerfend behandelt und sollte daher wenigstens schweigen; denn man giebt sich immer Blößen, so man über etwas urtheilt, was man nicht kennt. Wie steht doch die Sache? „Gehet hin in alle Welt" hat der Heiland gesagt „und machet zu meinen

Jüngern alle Völker". Ist das ein unbedeutendes, kleinliches Werk, dessen Aufgabe es ist, für unsern HErrn Jesus Christus die Welt zu erobern und sein Reich auszubreiten „bis an die Enden der Erde"? Man kann diese Aufgabe überspannt nennen, man kann an ihrer Lösung Zweifel hegen — das vermag ich zu verstehen. Aber das vermag ich nimmer zu verstehen, wie Jemand sagen kann, die Mission treibe ein kleines Werk und es gebe Menschen, die zu groß seien, als daß es sich für sie schicke an ihm sich zu betheiligen. Ich habe nie gehört noch gelesen, daß irgend ein Eroberer, den die Weltgeschichte mit dem Beinamen des Großen ehrt, auch nur den Gedanken gefaßt hätte, sich alle Völker der ganzen Erde zu unterwerfen. Aber der Mann von Golgatha, obgleich ihm keine Kriegerheere zu Gebote standen, hat diesen Gedanken gefaßt und im Ernst seinen Jüngern, so klein an Zahl und so verachtet sie waren, befohlen, ihn auszuführen und „es soll nicht Friede werden, bis seine Liebe siegt und dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt". Wer der Begeisterung fähig ist, muß schon für die bloße Idee sich begeistern. Aber unser HErr Jesus Christus war ein nüchterner Mann, der nicht um großer Ideen willen, die er aussprach, die Bewunderung der Welt suchte. Er wußte, was er sagte und wußte auch, was er konnte, als er sprach: „gehet hin und erobert mir den Erdkreis". Die Ideen, die er seinen Jüngern einhauchte, die hat er auch ausgeführt. Oder ist es nicht eine der Bewunderung werthe Ausführung der Missionsidee, wenn heut die gebildetsten und einflußreichsten Völker der Erde und unser deutsches Volk unter ihnen in seine Jüngerschaft wirklich eingeführt sind? Und wenn wir nun wie vor uns die Apostel und die Heidenboten des Mittelalters, heut im Ernst ans Werk gehen, die noch nicht christianisirten Länder der Erde gleichfalls zur Kirche Jesu Christi hinzuzuthun — thun nicht auch wir ein großes Werk? Wer will es für eine Kleinigkeit erklären, die Hindus und Chinesen und Japanesen, die Neger und die Südsee-Insulaner und wie die nichtchristlichen Völker alle heißen, zur Annahme des Evangelii Christi zu bewegen und das Reich Gottes unter ihnen zu bauen? Wahrlich die Mission hat sich nicht zu schämen unter den großen Werken, die unsre Zeit treibt; sie ist mit nichten das kleinste unter ihnen, die Welt verstehe es oder verstehe es nicht.

„Die Ernte ist groß". Ich habe lange über das Wort Ernte hinweggelesen, als ob der Heiland etwa gesagt hätte, der

„Acker" oder das „Arbeitsfeld" iſt groß. Aber je beſſer ich lerne, daß man ſeine Worte ſo nehmen muß, wie ſie lauten und ſie nicht verallgemeinern darf, deſto mehr finde ich, wie tiefſinnig gewählt ſie ſind. Zweifellos ſagt er auch hier mit Grund: die Ernte. Auf den erſten Blick freilich ſcheint es, als ſei dieſe Bezeichnung wenig paſſend, wie das unſre Oberflächlichkeit ſo manchmal bei den Worten des Heilandes denkt. Ueberraſchend iſt ſie freilich. Man ſollte erwarten: „das Saatfeld" iſt groß. Wie kann er denn ſagen: die Ernte, ſo doch das Feld damals noch gar nicht beſäet war? Antwort: der Heiland betrachtet das Feld mit dem Blick der Hoffnung und mit dem Blick der Erbarmung und in dieſem Blick ſieht er, was vor Andrer Augen verborgen, ja ſieht er, was zur Zeit noch nicht da iſt. Ich achte wir, auch viele Miſſionsfreunde, betrachten die Heidenwelt ſehr einſeitig. Wir ſehen gemeiniglich nur Greuel und Finſterniß und ein Feld voller Todtengebeine. Aber es giebt noch eine andre Betrachtung, die für den Miſſionsarbeiter und Miſſionsfreund ganz unentbehrlich iſt, obgleich ſie ihm leider oft genug fremd bleibt. Auch die Heiden tragen in ſich und an ſich noch einen Reſt des göttl. Ebenbildes und ihre Seele iſt ihrer beſſern Natur nach eine Chriſtin, wie ein alter Kirchenlehrer ſagt. Als Paulus Athen durchwandelte, da ſah er nicht blos die Greuel der Abgötterei, ſondern dieweil er mit dem Blicke ſeines Meiſters die Götteraltäre betrachtete, las er auf ihnen auch das Suchen und Sehnen nach dem unbekannten Gott und gab den Athenern das Zeugniß, daß ſie ſehr götterfürchtig ſeien. Nachdem Gott die Heiden hingegeben hat zu gehen ihre eignen Wege, da ſind ja freilich dieſe Wege in Nacht gehüllt und durch Irrthum verderbet und mit Sünden und Schanden reichlich befleckt; aber auch wenn ſie in der Ferne von dem lebendigen Gott die Säue hüten, verbindet ſie noch ein geheimes Band mit dem verlaſſenen Vaterhauſe und manches, was wir als Grauſamkeit verdammen oder als Thorheit verlachen, iſt nichts anderes als ein entſtellter Verſuch: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm ſagen: Vater, ich habe geſündiget". Auch bei den verlornen Kindern erkennt dies das Auge der Liebe, das ein Vater hat und das Vaterherz giebt die Hoffnung nicht auf.

Nun, unſer HErr Jeſus Chriſtus hat dieſes Auge der Liebe und der Hoffnung, darum erſcheint ſeinem Blicke die Heidenwelt als eine Ernte. Er ſieht auch in den verkommenſten Heiden noch

rettbare Menſchenſeelen und glaubt an die Macht ſeines Evangelii auch an den Verlorenſten. Ja, meine Freunde, auch der Heiland ſelbſt hat Glauben und auch von dieſem Glauben gilt, er überwindet die Welt. Er glaubt an die Rettbarkeit der Welt, der verlornen Welt und darum betrachtet er ſie als eine Ernte für das Himmelreich. „Meine Schafe", ſagt er ein ander Mal in ganz ähnlichem Sinne, „meine Schafe — nicht Wölfe, Tiger, Hunde und dergl. — werden meine Stimme hören". Er weiß es gewiß, ſein Evangelium kommt nicht leer zurück. In dieſer Gewißheit nimmt er den Erfolg der Miſſion voraus. Der Sieg iſt ihm zweifellos. Es wird eine Ernte geben, wie ſeine Schafe ſeine Stimme hören werden. Das Feld bleibt kein Todtenfeld, obgleich unſer hoffnungsloſer Blick und — ſagen wir es nur rund heraus — auch unſer erbarmungsloſes Herz unter dieſem Bild vorwiegend die Heidenwelt, beſonders die zur Zeit unfruchtbaren Miſſionsgebiete betrachtet. Auch die Chineſen, die Hindus, die Papuas ſind eine Ernte, wenngleich die Stunde jetzt noch nicht da iſt, wo dieſe Ernte eingebracht wird.

Was folgt aus alledem für uns? Ich denke zuerſt das, daß wir voll Hoffnung ſein müſſen, wenn wir Miſſion treiben wollen. Mit hoffnungsloſen Soldaten gewinnt der beſte Feldherr keine Schlachten. Unſer HErr Jeſus Chriſtus wird und muß zuletzt ſiegen. Glauben wir, daß er alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, ſo muß uns das hoffnungsfreudig und ſiegesgewiß machen. Oder haben wir unter den Schwierigkeiten des Werkes und den Widerſtänden der Feinde den Glauben an den Sieg Jeſu und an die rettende Macht ſeines Evangelii verloren? Faſt ſcheint es manchmal ſo, wenn man die Niedergeſchlagenheit der Gläubigen ſieht und ihre ewigen Klagelieder hört. Es iſt als ob ſie mehr um den Glauben disputirten, als ihn ſich aneigneten. Und das iſt eine böſe Krankheit, eine Quelle der Ohnmacht. Darum: „HErr mehre uns, ſtärke uns den Glauben!"

Und das zweite iſt das: wir müſſen ein erbarmungsvolles Herz haben. Es iſt ein Menſch untüchtig zur Rettung andrer, der da meint, an ihnen ſei Hopfen und Malz verloren. Solche Hoffnungsloſigkeit iſt aber ebenſo ſehr die Folge der Glaubensloſigkeit, wie der Liebloſigkeit. Die erbarmende Liebe hat manchen gerettet, den die Liebloſigkeit längſt aufgegeben. Je mehr Liebe, deſto mehr Ernte, hier wie in der Heidenwelt. Haben wir mehr

Erbarmung, dann klagen und ſchelten wir weniger, aber wir beten und arbeiten mehr.

Und noch ein drittes: iſt eine Ernte da, wie groß iſt unſre Verantwortlichkeit, wenn wir ſie auf dem Felde verfaulen laſſen. Je länger ſie ſteht, ohne daß die Schnitter kommen, deſto mehr verdirbt ſie. Das Heidenthum ſinkt immer tiefer, je ſäumiger wir ſind unſre volle Miſſionsſchuldigkeit zu thun. Und wie viel von der großen Ernte ſteht noch auf dem Halme. Von den 1400 Millionen Menſchen, die jetzt die Erde bewohnen, ſind noch nicht 400 Millionen dem Namen nach Chriſten. Die Ernte iſt erſt angemäht, aber noch lange nicht abgemäht. Alſo der Arbeit iſt noch viel, ſehr viel zu thun. Wo aber ſind die Arbeiter?

II.

Dies führt uns zum zweiten Theile unſrer Betrachtung, zu der Klage des HErrn: „wenige ſind der Arbeiter". Es iſt dies eine allgemeine Klage, die ſich nicht blos auf die Miſſion beſchränkt. Auch in der heimiſchen Kirche giebt es heut eine Arbeiterfrage, die eine dunkle Ausſicht für die Zukunft eröffnet. Nicht nur, daß die Zahl der Theologen abnimmt, man klagt auch über die Qualität. Und unter den Laien vermehren ſich trotz Synodalverfaſſung und Gemeindewahl wol die Opponenten gegen den kirchlichen Glauben, aber nicht die Arbeiter für das Reich des HErrn, wenigſtens iſt das bis heute der thatſächliche Zuſtand. Wir wollen indeß hier die Klage des HErrn nur auf die Miſſionsarbeiter beſchränken. Was Miſſionsarbeiter für Leute ſein ſollen, das hat einmal Vater Goßner trefflich geſchildert, als er den Miſſionar Sternberg mit folgenden Worten entließ: „Wenn jeder Bruder nur eine Heidenſeele erobert, erbetet und gewinnt, welch ein Gewinn! Und das müſſen ſie. Sagen Sie allen und jedem, daß, wenn nicht jeder einige Hindus mit in den Himmel bringt, ſo werde ich ſie ewig ſchelten als Taugenichtſe. Es ſoll jeder ſo lange auf ſeinem Angeſicht liegen und weinen und flehen vor den durchbohrten Füßen JEſu, bis er einen oder mehrere Heiden ſelig gebetet hat, — und das wird ſtets wiederholt, ſo bekommt man zuletzt wie Jakob, ganze Heerden. Auf, Brüder! Ihr ſollt euch nicht allein und ohne Beute vor mir blicken laſſen, wenn ich euch im Himmel wiederſehe; ihr dürftet ſchon nicht hinein in den Himmel, wenn ihr allein ohne Heiden kämet; ihr müßt Beute mitbringen. Das

merkt euch! Nur frisch voran! Ihr Brüder, wohlan, das bleibe euer Plan: nicht fröhlich zu sein, es gehen denn Schaaren zum Leben hinein. Man kann Alles erbeten — Gott hat's gesagt — bittet, so wird euch gegeben. Sollte Er was sagen und nicht halten? O daß euch meine Stimme erreichte! O daß ich alle Tage euch in die Ohren und Herzen schreiben und sprechen könnte: Glaubet, hoffet, liebet, betet, brennet und scheinet, wecket die Todten auf! Haltet an am Gebet, ringet wie Jakob, lasset nicht ab — verflucht ist, wer das Werk des HErrn lässig treibt! — Seid nicht Wolken ohne Wasser, nicht zweimal erstorbene unfruchtbare Bäume, sondern Pflanzen der Gerechtigkeit, — Paradiesbäume, die alle Monate Früchte tragen. — Auf, auf! Brüder, seht, der HErr kommt und wird jeden fragen, wo hast du die Heidenseelen gelassen? Dem Teufel? Geschwind suchet, suchet Seelen und kommt nicht ohne sie vor Sein Angesicht; Er nimmt euch nicht an. Welcher unter euch die Heidenseelen verloren gehen läßt, geht selbst verloren. Merket euch das!" Es kommt also auch hier nicht blos auf die Menge, sondern auf die Güte an.

Was aber die Zahl der Missionare betrifft, so hat sich diese allerdings seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeutend vermehrt, von kaum 200 auf mehr als 2300; nehmen wir dazu, daß auch die Zahl der Missionsfreunde sehr bedeutend gestiegen und die Summe der jährlichen Missions-Beiträge von kaum 1 Million Mk. auf c. 24 Millionen in die Höhe gegangen ist, so dürfen wir uns zuerst wol freuen über solches Wachsthum und einen Lobgesang anstimmen, daß der HErr noch bei uns ist mit seinem Geist und Gaben und ein Unterpfand darin sehen, daß das Senfkorn des Missionswerks auch in dieser dritten Missionsperiode ein Baum werden wird, der die Heidenvölker der Gegenwart überschattet. Indeß der heutige Text nöthigt uns zu einer Betrachtung nach der andern Seite hin. Wir wollen die Klage des Heilands nicht entkräften. Ja es ist eine stattliche Zahl: 2300 Missionare — aber im Blick auf die 1000 Millionen Nichtchristen, die es heute noch giebt auf der Erde, muß man doch sagen: „was ist das unter so viele?" Nehmt z. B. nur das große Kaiserthum China mit seinen mehr als 400 Millionen Einwohnern, in dem nur c. 200 Missionare thätig sind — ist da die Klage nicht berechtigt: „wenige sind der Arbeiter"? Wenn innerhalb der Christenheit hier und da Gemeinden von 20, 30 oder gar 50tausend Seelen von Einem Pastor

verſorgt werden müſſen, ſo bezeichnen wir das mit Recht als einen großen Nothſtand. Und wie viel mehr Seelen kommen auf dem Miſſionsfelde durchſchnittlich auf Einen Miſſionar! Bedenkt man dazu, daß draußen in der Heidenwelt ſich der Miſſionar meiſt erſt eine Gemeinde ſammeln und ſeine Zuhörer und Schüler zuſammenſuchen muß, daß er nicht blos zu predigen, ſondern auch Schule zu halten, literariſche Arbeiten zu liefern und wer weiß wie viel Geſchäfte der äußerlichſten Art zu beſorgen hat — wie ſoll da die Kraft Eines Mannes ausreichen ſo Vielen auf ſo vielerlei Weiſe zu dienen, zumal auch in den meiſten Fällen das Klima nicht geſtattet, beſtändig die volle Kraft einzuſetzen? Wol ſuchen unſre Miſſionare ſobald als möglich ſich Gehilfen aus den Eingebornen heranzubilden, die in Unterricht und Predigt ſie unterſtützen und auf manchem Miſſionsgebiete, z. B. auf den Südſee-Inſeln iſt ihnen das auch trefflich gelungen; aber im Verhältniß zur großen Menge der noch vorhandenen Heiden gilt auch von den eingebornen Gehilfen: „der Arbeiter ſind wenig". In Indien z. B. giebt es neben den etwa 600 europ. und amerik. Miſſionaren gegen 400 ordinirte Paſtoren und Evangeliſten aus den Eingebornen. Aber Indien iſt ein großes Land, deſſen Einwohnerzahl ſich als eine immer größere herausſtellt, je genauer ſie gezählt wird. Die engliſchen Beſitzungen in Indien allein ſind von wenigſtens 200 Millionen bevölkert — und angeſichts dieſer Zahlen kann Niemand die Klage für unberechtigt halten: „wenige ſind der Arbeiter". —

Ich ſagte, daß heut etwa 2300 — männliche, ordinirte — Miſſionare unter den Heiden thätig ſind. Von dieſen ſind aus Deutſchland und der Schweiz entſendet nach den Jahresberichten von 1876: 514, alſo noch nicht der vierte Theil der geſammten Zahl. Nun beträgt aber die evangeliſche Bevölkerung unſres Vaterlands reichlich den dritten Theil der Kopfzahl der evangeliſchen Chriſten überhaupt — wir ſtellen demnach nicht einmal im Verhältniß zu England und Amerika das Contingent, das uns gebührte. Die Zahl unſrer Miſſionare müſſe ſich auf 7—800 belaufen, wenn wir auch nur im Verhältniß zu der vorhandenen Miſſions-Arbeiterſchaar unſre Schuldigkeit thun wollten.

Und warum thun wir unſre Schuldigkeit in ſo geringem Maße? Offenbar weil der Miſſionsarbeiter in der heimiſchen Kirche ſo wenig ſind. Es iſt ja nicht möglich die Zahl der Miſſionsfreunde in unſrem Vaterlande zu beziffern. Aber wir können in etwa auf

ſie ſchließen, wenn wir einen Blick auf die Höhe der Miſſions-*Beiträge* werfen. Nach den letzten Jahresberichten vereinnahmten die ſämmtlichen deutſchen Miſſions-Geſellſchaften etwa 2,300,000 Mark, eine Summe, die auf die geſammte evang. Bevölkerung Deutſchlands und der Schweiz vertheilt, auf den Kopf etwa 7 Pfennige austragen mag. Nun hat aber die ganze evangeliſche Chriſtenheit im Jahre 1876 faſt 24 Millionen Mark für Miſſionszwecke aufgebracht — Deutſchland ſich alſo an dieſer Summe nur mit dem zehnten Theile betheiligt, während es im Verhältniß zu ſeiner evangeliſchen Bevölkerung reichlich 8 Millionen beigeſteuert haben ſollte! Das iſt beſchämend für unſern Patriotismus — aber es rechtfertigt die Klage: wenige ſind der *Geber*. Es giebt ja Gott ſei Dank Miſſionsfreunde unter uns, die reichlich und gern geben, es giebt auch ganze Gemeinden und Bezirke, die reichlich ſteuern, aber im Verhältniß zur Kopfzahl der deutſchen evangeliſchen Chriſten bleibt die Zahl der Geber und der Gaben für die Miſſion doch klein.

Und nun klagt der HErr *nicht*: „wenige ſind der *Geber*, ſondern der *Arbeiter*". Wie viele meinen ſich von der eigentlichen *Arbeit* für die Miſſion durch die Gabe, die ſie beiſteuern, *loskaufen* zu können! Allein ſo wenig man ſich in unſerm Vaterlande vom Kriegsdienſte loskaufen kann, ſo wenig wird Jemand von dem Dienſte für die Sache Gottes entbunden, wenn er einen Miſſions-Beitrag zahlt. *Es giebt auch im Reiche Gottes eine allgemeine Dienſtpflicht*. Nicht blos dein Geld, ſondern *dich ſelbſt* will der HErr. Und wenn man nun zuſieht, wie es unter uns ſteht mit dem *Beten* für die Miſſion und mit dem *Werben* für ſie — wie klein wird dann die Zahl der *Arbeiter* in der ſo ſchon kleinen Zahl der Miſſionsgeber! Arbeiter ſucht der HErr, d. h. Leute, die wirklich in ſeinem Dienſt *arbeiten*! Und wie bekommt er ſie?

III.

Es wäre verkehrt, wenn man meinte, man brauchte nun nur recht eindringlich zu ermahnen: „ſo werdet ihr Arbeiter", dann wäre die Sache gethan. Mit der bloßen Ermahnung macht man ſo wenig Arbeiter im Reiche Gottes, wie man Staatsmänner oder Feldherrn oder Künſtler macht, wenn man nur tüchtig ermahnt: werdet doch Staatsmänner oder Feldherrn oder Künſtler. Die

Arbeiter muß der HErr geben. St. Jacobus warnt ſogar einmal: „es unterwinde ſich nicht Jedermann Lehrer zu ſein“. Es können ſich auch ſolche zum Dienſt drängen, die zu ihm untauglich, ja unwürdig ſind. So muß man z. B. heutzutage angeſichts des Paſtorenmangels, wo der Weg zum geiſtlichen Amt ſo leicht gemacht wird, ſehr beſorgt ſein, daß Leute in daſſelbe kommen, die es nicht ehren, ſondern verunehren. Mit ſolchen „Arbeitern“ iſt das arme Volk noch mehr geplagt, als wenn es ohne Hirten bliebe. Der HErr will keine Miethlinge, ſondern treue und fähige Arbeiter in ſeinen Dienſt und die muß, wie geſagt, Gott ſenden. Aber was können wir dazu thun? „Bittet den HErrn der Ernte“ antwortet der Sohn Gottes, „daß Er Arbeiter ſende in ſeine Ernte“.

Ein ſehr merkwürdiges Wort. So ein menſchlicher Herr eine Ernte hat, braucht ihn Niemand darum zu bitten, daß er Arbeiter in dieſelbe ſende. Er thut das ganz von ſelbſt. Nun iſt doch offenbar dem großen Gott im Himmel an Seiner Ernte mehr gelegen, als dem intereſſirteſten Gutsbeſitzer an ſeinen Feldfrüchten; handelt es ſich bei der Ernte Gottes doch um unſterbliche Menſchenſeelen und wir wiſſen, wie theuer geachtet Eine Menſchenſeele in ſeinen Augen iſt. Warum ſendet Er denn die Arbeiter nur, wenn wir ihn darum bitten? Es giebt wol kaum eine andre Stelle der heil. Schrift, die uns die Bedeutung des Gebets im Reiche Gottes ſo groß und wichtig machte als dieſe. Gott ſendet die Arbeiter, Gott baut ſein Reich, Gott legt den Segen auf unſre Arbeit, ohne Ihn können wir nichts thun; aber Er will auch — menſchlich geredet — ohne uns nichts thun. Er bauet ſein Reich in dieſer Welt durch Menſchen, nicht blos durch ihre Arbeit, ſondern vornämlich durch ihre Gebete. Darum macht er, ich rede wieder menſchlich, von ihren Gebeten ſeine Kraft- und Segenszuflüſſe abhängig. Das iſt freilich ein großes Geheimniß, aber es iſt die lautre Lehre der Schrift und der Tag, an welchem alles offenbar gemacht wird, wird uns zeigen, wie die Gebete der Gläubigen es geweſen, durch die Gott ſein Reich gebaut, in deren Kraft er die Arbeiter, auch die rechten Miſſionsarbeiter in ſeine Ernte geſandt hat, ja es laſſen ſich ſchon jetzt erbauliche Geſchichten darüber erzählen. Es iſt das eine ſtaunenswerthe Demuth des großen Gottes. Er braucht uns nicht, Er thut zuletzt auch das ganze Werk, wir ſind im beſten Falle immer nur die Gefäße, die er mit ſeiner Gnadenkraft erfüllt und doch verhält er

ſich ſo, als ob alles auf uns ankäme und als ob wir das Werk ausgerichtet hätten; weil er uns in der Ewigkeit die Freude machen will, die Bauleute ſeines Reiches geweſen zu ſein!

Auf der andren Seite aber, welche Verantwortung iſt damit wieder auf uns gelegt! Von unſern Gebeten hängt es ab, ob Arbeiter in die große Ernte geſendet werden oder nicht. Wir können das Werk der Miſſion aufhalten, wenn wirs an Gaben fehlen laſſen und es iſt ein trauriger Gedanke, daß der Geldgeiz der Chriſten den Heiden das Evangelium vorenthält. Aber von ganz andrer Wichtigkeit als das Geld, ſind die Arbeiter. Man kann mit Geld keine Arbeiter für das Reich Gottes kaufen, die dieſen Namen mit der That verdienen. Die Arbeiter müſſen erbetet werden und welch ſchwerer Verſäumniß machen wir uns nun erſt ſchuldig, wenn wir dieſes Gebet unterlaſſen oder ohne Ernſt thun? Das Gebet iſt der Dampf, der die Maſchine treibt; fehlt der Dampf, ſo ſteht die Maſchine ſtill. Wenn viele unſrer Miſſions-Geſellſchaften ſchon klagen müſſen über ein Geldbefizit, das ſie drückt — wie groß wird es das Gebetsbefizit ſein. Wer nicht einmal giebt, der wird gemeiniglich erſt recht nicht beten. Einen Thaler kann ich ſchon hingeben für eine Sache, die mir nicht eigentlich am Herzen liegt, zumal wenn ich beweglich darum gebeten werde; aber beten, wie es vor Gott im Himmel gebetet heißt, kann ich nur für eine Sache, die mir wirklich am Herzen liegt. Doch darüber mehr in unſerm letzten Theile. Jetzt müſſen wir noch ein wenig bei der Aufforderung ſtehen bleiben: „bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in ſeine Ernte ſende".

Alſo um Arbeiter zu bitten, das iſt das Hauptgebet. Die Hauptwerkzeuge, die der HErr braucht, das ſind Menſchen, lebendige Perſönlichkeiten, Leute, die ſich ganz ſeinem Dienſte hingegeben haben. Es iſt dies auch eine von den ABC-Wahrheiten im Reiche Gottes, die man, wie ſoviele andre heutzutage, zu vergeſſen in Gefahr ſteht. Ueber all den Vereinen und Conferenzen, Synoden und Verfaſſungen, Organiſationen und kirchenpolitiſchen Kunſtſtücken hat man kaum Zeit zu beten: „HErr gieb uns Männer, Arbeiter, Geiſtesmenſchen, die dein Reich bauen". Selbſt die beſten Organiſationen ſind todter Schematismus, wenn die lebendigen Perſönlichkeiten fehlen, die ſie erſt beſeelen. Ein Paulus hat mehr ausgerichtet als viele Miſſionsconferenzen und Ein Luther

mehr als alle Concilien. Auch heute brauchen wir Männer voll heiligen Geiſtes und Glaubens und weil Gott dieſe Männer giebt, nicht aber Verfaſſungen u. dergl. ſie machen, ſo müſſen wir um ſie beten. „HErr, ſende Arbeiter in deine Ernte“ — das iſt recht eigentlich das Gebet für unſre Zeit. Auch das Hauptmiſſionsgebet iſt es. Die Menge der Miſſionare thut's wahrlich nicht. Hier und da ſind ihrer vielleicht, wie einſt im Heere Gideons, zu viel. Solche Miſſionare brauchen wir, die nach der Sprache des N. T. wirklich Arbeiter ſind. Solche Leute brauchen wir auch aus den Eingebornen. Die abendländiſchen Miſſionare können und ſollen es nicht allein thun. Aber die Gehilfen, die unter ihren Landsleuten das Reich Gottes wirklich bauen ſollen, müſſen Leute ſein, von denen es heißt: „ich glaube, darum rede ich“. Und weil man ſolche Leute nicht machen kann, auch nicht in den beſten Schulen, ſo müſſen wir beten, daß der HErr ſie giebt. Ebenſo iſt es mit der Förderung und Pflege der Miſſion in der Heimath. Es iſt ganz gut, daß wir Miſſionsvereine gründen und pflegen, aber wenn dieſe Vereine, wie das leider faſt bei ¾ von ihnen der Fall, nur auf dem Papiere ſtehen, oder ein ſieches Daſein friſten, ſo helfen ſie der Miſſion wenig. Ohne lebendige Menſchen in den Vereinen ſind die Vereine nur eine todte Maſchinerie. Ein lebendiger und rühriger Miſſionsfreund iſt mehr werth als ein Dutzend halbtodter Vereine. Soweit meine Kenntniß reicht ſehe ich, daß überall wo ein Miſſionsleben blüht, eine lebendige Perſönlichkeit, ein Arbeiter Gottes, nicht ſchöne Statuten und dergl. das Werkzeug geweſen, durch welches es entſtanden und genährt iſt. Und es ſollen nicht blos Paſtoren ſein, die ſolche Arbeit thun, obgleich dieſe doppelt dazu verpflichtet ſind. Der Heiland hat uns um Arbeiter, nicht etwa blos um Theologen beten gelehrt und Arbeiter können und ſollen auch die Laien, ja ſelbſt die Frauen und Kinder ſein — jeder nach dem Maße ſeiner Berufung und Kraft, in ſeiner Weiſe und in ſeinem Kreiſe. Darum wer Ohren hat zu hören, der höre: „Bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter ſende in ſeine Ernte!“

IV.

Aber wer wird dieſes Gebet wirklich thun und ſo thun, daß es vor Gott etwas vermag? Man kann nie Trauben leſen von den Dornen, noch Feigen von den Diſteln. Es gehört ſchon

eine gewiſſe Reife im Chriſtenthum dazu, um ſolches Gebet vor Gott zu bringen. An ſeine Jünger, nicht an die Welt, auch nicht an die bloßen Namen- oder Sonntagschriſten richtete daher der HErr die Gebetsaufforderung unſres Textes. Willſt du beten, ſonderlich willſt du Fürbitte thun lernen und auch deiner Miſſionsgebetpflicht nachkommen, ſo mußt du zuvor ein bekehrter Jünger Jeſu geworden ſein. Sonſt kannſt du wol Gebetsworte machen, aber nicht beten. Erſt als aus dem Saulus ein Paulus geworden war, erklärt der HErr von ihm: „ſiehe, er betet!“

Dazu kommt noch ein anderes. Ich kann nur beten für eine Sache, die mir wirklich am Herzen liegt. Wenn du oder dein Weib oder dein Kind todtkrank, ſo kannſt du um Geneſung beten ernſtlich und beweglich. Das macht, daß in dieſem Falle dir deine oder der Deinen Geſundheit am Herzen liegt. Warum iſt aber dein Gebet nicht ſo innig und kräftig, wenn du beteſt: „dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geſchehe“? Einfach darum nicht, weil dir die Verherrlichung des Namens, die Ausbreitung des Reiches, die Erfüllung des Willens Gottes nicht ſo am Herzen liegt als deine oder der Deinen Geſundheit. Daraus erklärt es ſich, daß die Miſſionsgebete ſo ſelten und viele von denen, welche geſprochen werden, ſo lau ſind. Erſt wenn mir die Miſſion wirklich eine Herzensſache geworden iſt, bete ich für ſie, bete ich auch um Arbeiter in die große Ernte.

Eine Herzensſache wird mir aber die Miſſion, wenn die Liebe Gottes ausgegoſſen iſt in mein Herz. Dieſe Liebe macht mich gehorſam gegen den Miſſionsbefehl meines himmliſchen Königs und voll Erbarmung gegen die armen Heiden, die ſo unglücklich ſind, den Heiland und ſein ſeligmachendes Evangelium noch nicht einmal zu kennen.

Bevor der HErr Jeſus von der großen Ernte und dem Gebet um Arbeiter in ſie zu ſeinen Jüngern ſprach, berichtet uns unſer Text: „Und da er das Volk ſahe, jammerte ihn deſſelbigen“. Ach, meine Freunde, was iſt das, wenn es den Heiland jammert! O, wenn man ihm dabei in ſein Herz ſehen könnte! Eigentlich heißt es: „es bewegten ſich ſeine Eingeweide“ oder wie wir ſagen: das Herz im Leibe drehte ſich ihm herum. Habt ihr ſchon einmal einen recht großen Jammeranblick gehabt, etwa auf einem Schlachtfelde oder in einem Spitale — nicht wahr, ihr habt da ganz im buchſtäblichen Sinne des Worts eine Bewegung in eurem Herzen ge-

ſpürt? Nun, eine ſolche Bewegung ging durch das Heilandsherz, als er das Volk ſah, „ſo verſchmachtet und zerſtreut, gleich Schafen, die keinen Hirten haben“. Und ſein Blick erweiterte ſich von dieſem Volke, das vor ſeinen Augen ſtand, über die ganze Erde. Ueberall lauter Leute, die für ihre hungernde Seele keine Speiſe, für ihr unruhiges Herz keinen Frieden, für ihr erſchrocknes Gewiſſen keinen Troſt, für ihre irrenden Wege keinen Führer, für die Gefahren ihres inwendigen Menſchen keinen Schutz hatten. Das bewegte ihn bis in die tiefſte Tiefe ſeines mitleidvollen und hilfsbereiten Herzens und daher forderte er die Jünger auf: „bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter ſende in ſeine Ernte“.

Wenn ein Paulus ſpäter ſagt: „die Liebe Chriſti, d. h. die Liebe, die Chriſtus hat und die in unſre Herzen ausgegoſſen iſt, die Liebe Chriſti dringet uns alſo“, ſo iſt auch von dieſem Jammern Jeſu über die verſchmachteten und zerſtreuten Schafe etwas in ſeiner Seele lebendig geworden und hat ihn zu einem Arbeiter in der großen Ernte gemacht. Meine Brüder! Wir brauchen das jammernde Herz über der Heiden Elend, wie es der Heiland und ſein Knecht Paulus hatte, wenn wir Miſſionsbeter und Miſſionsarbeiter werden wollen. Und zwar ein jammerndes Herz nicht blos über das äußerliche Elend, unter deſſen Laſt die meiſten Heidenvölker ſeufzen: über den Menſchenmord, die Erniedrigung des Weibes, die Unbarmherzigkeit gegen Kranke und Alte, die Sklaverei und dergl., ſondern ein jammerndes Herz erſt recht über ihr Seelenelend, daß ſie todten Götzen und Geiſtern dienen, daß ſie durch Furcht beſtändig Knechte ſind, daß ſie trotz Opfer und Blutvergießen keinen Frieden finden, mit einem Wort, daß ſie den Heiland nicht haben, der ſie erlöſet, erworben und gewonnen hat von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels.

Und haben wir dieſes jammernde Herz? Ihr habt wol ſchon manche Schilderung heidniſchen Elends gehört oder geleſen, was war der Eindruck, den es auf euch gemacht hat? Hat es euch nur zur Unterhaltung gedient? Iſt's nur eine intereſſante Lectüre geweſen? Oder hats euch das Herz im Leibe bewegt? —

Oder habt ihr dergleichen Schilderungen noch nicht vernommen? Von dem Heiland leſen wir: „Und da er das Volk ſah“. Sehen, kennen lernen muß man freilich das Elend, wenn's Einem das Herz bewegen ſoll. An Gelegenheit dazu fehlts auch euch nicht. Es gibt der Bücher und Miſſionsblätter genug, die es ſchildern. Leſet ſie!

Digitized by Google

Es gibt auch der Miſſionsſtunden und -feſte genug, beſuchet ſie! Aber dann macht's nicht, wie der Prieſter und Levit — ich ſchäme mich allemal wieder, daß es ein Prieſter und Levit geweſen! — die ſahen den Unglücklichen auch, der unter die Mörder gefallen war, aber es rührte ſie nicht. Der Samariter, wie der Heiland, ſah mit ganz anderm Auge. „Und da er ihn ſahe, jammerte ihn ſein, ging hin zu ihm, verband ihm ſeine Wunden und goß drein Oel und Wein und hob ihn auf ſein Thier und führte ihn in die Herberge und pflegte ſein". Und nun ſage nicht blos: „eine meiſterhafte Schilderung, eine edle That"; ſondern — „gehe hin und thue desgleichen". Iſt das jammernde Herz da, ſo braucht's nun nicht mehr vieler Ermahnung, auch nicht der Treiberei zum Gebet. Das Gebet iſt die Sprache, die das jammernde Herz von Natur redet. Wie es dich ins Gebet treibt, wenn der Jammer über deine eigne Sünde und dein eignes Verderben in dir lebendig wird, ſo treibt es dich auch ins Gebet, wenn es dich Andrer wirklich jammert, die ohne einen Heiland dahinleben. Du wirſt dann nicht bitter gegen ſie, fällſt nicht harte Urtheile, beſchwerſt dich nicht, daß du von ihnen viel leiden mußt und mancherlei Mühe haſt — du beteſt für ſie. O, wie viel weiter würden wir auch daheim kommen, wenn wir mehr beteten, als uns zur liebloſen Kritik fortreißen ließen, mehr ein jammerndes als ein verbittertes Herz hätten gegen die Gefallenen, auch gegen die Ungläubigen und mehr bedächten, daß ſie unglücklich, als daß ſie böswillig oder feindſelig ſind.

Daß der Heiland ein jammerndes Herz hatte, dem verdanken wir unſre eigne Rettung. Wollen wir ſeine Jünger ſein, ſo laſſet uns immer mehr geſinnet werden wie er geſinnet war und an Andern üben, was er an uns gethan. Amen.

VIII. „Handelt bis daß Ich wiederkomme“.

„Ein Edler zog fern in ein Land, daß er ein Reich einnähme, und dann wiederkäme. Dieser forderte zehn seiner Knechte, und gab ihnen zehn Pfund, und sprach zu ihnen: Handelt, bis daß ich wiederkomme. Seine Bürger aber waren ihm feind, und schickten Botschaft nach ihm, und ließen ihm sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Und es begab sich, da er wiederkam, nachdem er das Reich eingenommen hatte, hieß er dieselben Knechte fordern, welchen er das Geld gegeben hatte, daß er wüßte, was ein jeglicher gehandelt hätte. Da trat herzu der erste, und sprach: HErr, dein Pfund hat zehn Pfund erworben. Und er sprach zu ihm: Ei du frommer Knecht, dieweil du bist im geringsten treu gewesen, sollst du Macht haben über zehn Städte. Der andere kam auch, und sprach: HErr, dein Pfund hat fünf Pfund getragen. Zu dem sprach er auch: Und du sollst sein über fünf Städte. Und der dritte kam, und sprach: HErr, siehe da, hier ist dein Pfund, welches ich habe im Schweißtuch behalten: Ich fürchtete mich vor dir, denn du bist ein harter Mann; du nimmst, das du nicht geleget hast, und erndtest, das du nicht gesäet hast. Er sprach zu ihm: Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk. Wußtest du, daß Ich ein harter Mann bin, nehme, das ich nicht geleget habe, und erndte, das ich nicht gesäet habe; Warum hast du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben: Und wenn ich gekommen wäre, hätte ich es mit Wucher erfordert. Und er sprach zu denen, die dabei standen: Nehmt das Pfund von ihm, und gebt es dem, der zehn Pfund hat. Und sie sprachen zu ihm: HErr, hat er doch zehn Pfund. Ich sage euch aber: Wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat“.

Lucas 19, 12—26.

Man kann Missionsfeste unter einem mehrfachen Gesichtspunkte feiern. Zuerst als Freudenfeste. Gelobt sei Gott, die Missionsarbeit ist nicht vergeblich. Wir suchen nicht blos was verloren ist, der HErr läßt uns auch finden. Daher dürfen wir auch gleich

jenem Manne, der ſein Schaf und jenem Weibe, die ihren Groſchen wieder gefunden, zu den Miſſionsfreunden ſagen: „Freuet euch mit uns!“ Aber es giebt nicht lauter Freudiges zu berichten. Die Miſſion geht auch einen Paſſionsweg, draußen unter den Heiden, wie hier in der Heimath. Auch wenn wir auf die Menſchen blicken, die ihr dienen und dienen ſollen, da giebts viel Klage und — Anklage. Miſſionsfeſte ſind Tage der Rechnungsablage und Tage der Rechenſchaft müſſen für uns immer Bußtage ſein. Klage und Anklage iſt aber erſt eine halbe Buße. Sinn und Leben ändern und hinfort beſſer machen, was man in der Kraft Gottes beſſer machen kann, das iſt die rechte volle Buße. Miſſionsfeſte ſind daher auch Rüſttage zu energiſcherer und treuerer Arbeit, als wir ſie bisher gethan haben. Wie das Sonntagschriſtenthum wenig taugt, das man nicht mit aus der Kirche hinausnimmt und von dem man in der Woche, in Haus und Amt und Geſchäft nichts zu ſehen bekommt, ſo haben auch die Miſſionsfeſte wenig Werth, auf welche keine friſchere Miſſionsarbeit folgt. Was das Kommen des Reiches Gottes hier wie draußen unter den Heiden am meiſten aufhält, das iſt nicht der Widerſtand der Feinde, ſondern — die Trägheit der Freunde! „Seid nicht träge, was ihr thun ſollt“ — das iſt eine der Grundmahnungen des Heilands, die er uns an jedem Miſſionsfeſte zuruft. Unſer faules Fleiſch kann ſie nicht oft genug hören. Der HErr braucht Arbeiter. Hört ihr wol, nicht blos Bewundrer, Schönredner, gefühlige Schwärmer; auch nicht blos Geber und Beter, Er braucht Arbeiter! Arbeiter, das ſind Leute, die wirklich arbeiten, nicht nur von Arbeit reden, Leute, die mit ihrer ganzen Perſönlichkeit in den Dienſt des HErrn treten und ſich's in ſeinem Weinberge ſauer werden laſſen. Es gilt auch von der Arbeit im Reiche Gottes: „im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen“. Nun, ihr Miſſionsfreunde, wo iſt euer Schweiß in eurer Arbeit für das Reich Gottes? Heut kommt der HErr um uns von neuem als Arbeiter zu miethen. Er thut dies durch das Textwort, das ihr vorhin vernommen habt. Sein Grundgedanke iſt:

„Handelt bis daß ich wiederkomme“.

Faſſen wir

1) die Aufgabe ins Auge, die uns damit ertheilt und
2) die Vergeltung, die uns in Ausſicht geſtellt wird.

I.

Der „Edle, der ferne in ein Land zog, daß er ein Reich einnähme und dann wiederkäme“ ist unser HErr Jesus Christus. Das Land, in das er zieht, ist der Himmel; das Reich, das er einnehmen will, die Erde. Nachdem er sich erniedrigt hat bis zum Tod am Kreuz, hat ihn der Vater erhöhet zum HErrn über alles. Nun soll er die ganze Erde als sein Reich einnehmen. Darum ist er hingegangen zum Vater, daß er von ihm mit der Weltherrschaft belehnt würde. Weil ihm der Vater gegeben hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden, darum will er auch als König herrschen über die ganze Welt und darum sprach er, als er in das ferne Land ging zu seinen Jüngern: „nun gehet hin und erobert mir den Erdkreis“. Ich will jetzt den Gedanken nicht wieder ausführen, daß die Ausrichtung dieses Königlichen Befehls das großartigste Werk ist, welches jemals Menschenhänden anvertraut worden, sondern streng beim Texte bleibend, vielmehr darauf hinweisen, daß der Edle wiederkommen wird und zwar dann, nachdem er das Reich eingenommen hat.

Die Zeit, die zwischen dem Weggange Jesu und seiner Wiederkunft liegt, ist die Missionszeit, nicht blos eine Zeit des Wartens auf, sondern auch eine Zeit der Arbeit für den HErrn. Es ist nicht Jesu Schuld, wenn seine Jünger so manches Mal in Bezug auf die Wiederkunft sich verrechnet haben oder wenn das Warten je und je sie träumerisch und träge gemacht hat. Er hat deutlich genug gesagt, daß er erst wiederkommen wird, nachdem er das Reich eingenommen hat. Erst wird das Evangelium gepredigt werden allen Völkern zu einem Zeugniß, dann wird mit der Wiederkunft Jesu das Ende dieser Weltzeit kommen. Wenn der HErr wiederkommt, dann missionirt er nicht mehr, dann herrscht er; nicht eine neue Zeit der Aussaat kommt dann, sondern die Zeit der Ernte. Die Zeit bis zur Wiederkunft ist die Missionszeit. Für diese Zeit, da er abwesend ist, giebt der Edle seinen Knechten den Auftrag: „Handelt bis daß ich wiederkomme“. „Sie meinten das Reich Gottes sollte alsobald geoffenbaret werden“ (v. 11) und Er sagt: „Handelt“. Sie fragten: „HErr wirst du auf diese Zeit — nämlich wenn die Geisttaufe stattfindet — wieder aufrichten das Reich Israel?“ Und Er antwortet: „Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, sondern ihr werdet meine Zeugen sein bis an der Welt Ende“ (act. 1, 5—8).

Das ist doch deutlich geredet. Von unserm Handeln und Zeugen hängt, menschlich geredet, das Kommen des Reiches der Herrlichkeit ab. Es ist wichtig, daß die Gläubigen gerade in einer Zeit der Bedrängniß, wie die jetzige, wo sie mehr als sonst beten: „Komm HErr Jesu, komme bald", solches nicht vergessen. Nur die Hände nicht in den Schoß gelegt unter der Vertröstung auf die baldige Wiederkunft Jesu; „handelt"!

Damit sein Werk gethan werde während seiner Abwesenheit, „forderte der Edle zehn seiner Knechte", oder wie es genauer heißt: „seine 10 Knechte". Diese zehn waren seine Knechte alle, er hatte nicht mehr. Wol hat er neben den Knechten auch noch Bürger, aber auf diese kann er nicht rechnen, die „sind ihm feind und wollen nicht, daß dieser über sie herrsche". Warum sie das nicht wollen, sagen sie nicht, sie haben auch keinen Grund dafür; sie wollen einfach nicht und wenn sie nicht wollen, so meinen sie sei das Grund genug. Also der Edle kann sich nur auf seine Knechte verlassen. Es ist ja selbstverständlich, daß Leute, die nicht wollen, daß Jesus über sie selbst herrsche, auch nicht mithelfen werden, daß er über andre herrsche. So oft daher der Heiland zur Arbeit für sein Reich, sonderlich zur Missionsarbeit auffordert, wendet er sich nur an seine Jünger. Knechte nennt er sie hier weil er Gehorsam und Arbeit von ihnen erwartet. Und zwar rechnet er darauf, daß jeder seiner Knechte seine Schuldigkeit thut. Daher fordert er sie alle zehn, keiner wird ausgenommen. Er hat ja nur zehn — keine große Menge. Noch immer gilt die alte Klage: „der Arbeiter sind wenige". Was soll denn nun werden, wenn diese Wenigen die Hände in den Schoß legen wollten?

Aber wer sind die Knechte? Antwort: alle, denen es nicht eine leere Redensart ist, wenn sie Jesum ihren HErrn heißen. Ich denke, wir rechnen uns zu diesen Leuten. Es giebt auch keine größere Ehre für einen Menschen, als ein „Knecht Jesu Christi" zu sein. Es ist viel ein „Kind Gottes" sein, aber wenn das Kind auch ein Knecht wird, indem es Dienst und Arbeit thut im Reiche Gottes, das ist noch mehr. Doppelt Christi Knechte sind aber alle diejenigen, welche einen amtlichen Dienst in seiner Kirche haben. Auch bei der Missionsarbeit rechnet der HErr doppelt auf die Pastoren. Es soll ja keine leeren Titel geben im Reiche Christi. Zumal wer sein Brot isset, der soll auch sein Werk treiben.

Damit das die Knechte können und keine Entschuldigung haben giebt ihnen der HErr zehn Pfund, also jedem eins. Unser Gleichniß unterscheidet sich demnach von dem ihm ähnlichen bei St. Matthäus am fünfundzwanzigsten, wo die Knechte Centner und zwar die einzelnen verschieden viele erhalten. Die Pfunde können demnach hier nicht solche Gaben bedeuten, die verschieden ausgetheilt sind, als: materielle Güter, geistige Begabungen, Stellungen und Wirkungskreise in Welt und Kirche. Vielmehr muß hier unter den Pfunden die Summa der geistlichen Gnadengaben zu verstehen sein, die wir im Evangelio Christi besitzen, das Wort und Sacrament, an welchem alle Gläubigen den gleichen Antheil haben. Es ist sehr tiefsinnig und liegt eine feine Ironie darin, daß der HErr diese Gnadengaben mit Pfunden, die Naturgaben Matth. 25 mit Centnern vergleicht. Ein Centner oder Talent ist wol 50 Mal größer als ein Pfund oder eine Mine. In den Augen der Menschen, oft genug auch der gläubigen, haben die Naturgaben viel größeren Werth, als die einfachen Gnadengaben des Evangelii. Ein natürlich begabter, reicher, hochgestellter Mann, so denken wir oft genug, kann mehr für das Himmelreich thun, als ein andrer, der einfach das Wort Gottes in Anwendung bringt. Gewiß, die Naturbegabung in den Dienst des Reiches Gottes gestellt, ist eine mächtige Waffe, aber mächtiger ist das Wort Gottes. Luther hat nicht darum die Reformation durchgesetzt, weil er ein so hoch begabter Mann war. Es waren wol manche unter seinen Zeitgenossen begabter oder mindestens ebenso begabt als er. Er hat gesiegt, weil er das Pfund umsetzte, d. h. mit dem Worte Gottes handelte. „Das Wort", so hat er wiederholt bekannt, „das Wort hat es alles gethan und ausgerichtet". Nicht die hochbegabten Menschen sind die gesegnetsten im Reiche Gottes, sondern die das Wort Gottes am treusten, energischsten und gläubigsten gebrauchen. Das beweist die gesammte Kirchen- und auch die Missionsgeschichte. Ueberall ist unsre Macht „das Wort", so gering dieses Pfund auch gehalten wird.

Nur darf dieses Pfund nicht todtes Kapital bleiben. Weil das leider so oft auch bei den Gläubigen der Fall, das hat die Kraft des Pfundes in Mißcredit gebracht. Dann sind die Jünger Christi ein dumm gewordenes Salz, wenn sie von dem Pfund, das sie besitzen, keinen Gebrauch machen. Der Welt ist das ganz recht; dann wird ihr das Evangelium nicht unbequem

und ſie hält ſich für berechtigt das Salz zu zertreten. Daher ermahnt der HErr die Knechte, denen er das Pfund gegeben, „handelt“. Mit dieſer Aufforderung ſtellt er ihnen die Kaufleute zum Vorbild hin, die niemals ihr Kapital im Kaſten liegen laſſen, ſondern es fleißig umſetzen. Ein ſolches Umſetzen meint der HErr im doppelten Sinne: daß wir Gebrauch machen von dem Pfund für uns ſelbſt und für andre. Da das zweite ohne das erſte kaum geſchieht, oder wenn es geſchieht ein todtes Ding iſt, ſo müſſen wir zunächſt ein paar Worte über das Handeln mit dem Pfunde für uns ſelbſt reden. Wer an Andern miſſioniren will, muß zuerſt das Evangelium an ſich ſelbſt miſſioniren laſſen. Leider laſſen viele, die ſich doch zu den Gläubigen zählen, das Wort Gottes für ſich ſelbſt ganz und gar im Schweißtuch gewickelt. Der Heiland, an den ſie glauben, iſt ein todter Mann, in Leinentücher gehüllt, den ſie, wenns hoch kommt, mit Specereien ſalben. Mit ſolchem Dienſt iſt er aber nicht zufrieden. Wir ſollen ſein Wort in unſerm eignen Leben anwenden und gebrauchen und ihm, als einem lebendigen Vorbild nachfolgen. Dann aber gebrauche ich das Wort, wenn ich thue, was es mir ſagt, wenn ich z. B. meine Unverſöhnlichkeit, meinen Zorn, meine Unfreundlichkeit überwinde, meine Zunge im Zaum halte, den Geiz, den Geldgeiz wie den Ehrgeiz mit Ernſt bekämpfe; wenn ich meinem Vater im Himmel wirklich traue dadurch, daß ich im Leid geduldig und in der Noth ſorglos bin; wenn ich meinen Heiland kühnlich bekenne vor den Menſchen und durch keinen Spott und keine Drohung der Welt mich einſchüchtern laſſe. Dann offenbart das Pfund ſeine Kraft, ich ſelbſt lebe von ihm als von einer Speiſe. Das Pfund trägt Zinſen und indem auch die Welt dieſe Früchte ſieht und anerkennt, handle ich für meinen HErrn, der von ihnen Ehre hat. So miſſionire ich auch ohne direct Andern das Evangelium anzupreiſen.

Aber der HErr will, daß wir das uns gegebene Pfund auch direct für Andre gebrauchen. Wir haben eigentlich Alle das Evangelium nur unter der Bedingung bekommen, daß wir es weitergeben. „Wer die Wahrheit kennet und ſaget ſie nicht, der iſt fürwahr ein erbärmlicher Wicht“, heißt es in einem bekannten Liede. Wie kann der wirklich von der Wahrheit des theuren Evangelii von der Rettung des Sünders zu einem ſeligen Leben in der Gemeinſchaft Gottes überzeugt ſein, dem es einerlei iſt, ob auch Andere an dieſer großen Erlöſung Theil haben oder nicht? Gieb es alſo

weiter das Pfund, das du empfangen haſt, weiter zunächſt deinem Nächſten, d. h. ganz buchſtäblich den Menſchen, die dir in dieſer Welt die nächſten ſind: deinem Weibe, deinem Manne, deinen Kindern, deinen Eltern, deinen Freunden. Und dann immer weiter: deinen Nachbarn, deinen Mitbürgern, deinen Landsleuten und — denen, die das alles nicht ſind, deinen Mitmenſchen jenſeit der Weltmeere, den ſchwarzen, gelben und braunen Heiden, die noch ganz und gar in Finſterniß und Todesſchatten wohnen. Gieb es weiter!

Ich ſagte, der Heiland ſtelle ſeinen Jüngern die Kaufleute zum Vorbilde hin. Nun die Kaufleute treiben nicht blos einen Kleinhandel in der nächſten Nähe, ſie treiben auch Großhandel in die Ferne. Heute iſt die Zeit des Weltverkehrs und des Welthandels. Das Evangelium iſt auch eine Sache des Welthandels. Es iſt beſtimmt zur Religion für alle Völker und der Heiland hat ſeinen Jüngern ausdrücklich geboten: „gehet hin in alle Welt". Der Weltverkehr der modernen Zeit ermöglicht und fordert dieſen Welthandel mit dem uns anvertrauten Pfunde. Es iſt Miſſionszeit, in der wir leben. Alſo handelt, damit die Heiden bis an der Welt Ende in den Beſitz des Evangelii gelangen.

Aber wie handeln? Es braucht nicht nothwendig Jeder ſelbſt hinauszugehen, obgleich ich nicht einſehe, warum die Jünglinge, die heut hier ſind, die Frage ſich nicht vorlegen ſollten: „will mich etwa der HErr ſenden?" Es gehen ja ſo viele hinaus um irdiſcher Geſchäfte und weltlicher Gewinne willen und achten die Gefahren des Meeres, der Wüſte und des tödtlichen Klimas nicht — warum ſo zaghaft, wenn es gilt mit dem Evangelio Handel zu treiben, um unſterbliche Menſchenſeelen für den Himmel zu gewinnen! Aber nicht jeder Kaufmann, der überſeeiſche Geſchäfte treibt, geht ſelbſt hinaus. Er ſendet Andre, für deren Unterhalt er ſorgt. Könnt ihr nicht ſelbſt gehen, ſo ſorgt, daß Andre gehen und verſorgt ſie. Ihr ſeid ja die Kaufleute, welche handeln ſollen; die Miſſionare ſtehen alſo in eurem Dienſt und haben demnach ein Recht darauf, daß ihr ſie verſorgt. Es ſind eure Miſſionare, ſeid nicht karg gegen ſie. Derweilen ſie das Pfund umſetzen, oft genug im Schweiße ihres Angeſichts, laßt ſie nicht Noth leiden. Sie thun eure Arbeit, darum iſt es billig, daß ſie auch euer Brot eſſen. Alſo gebt für die Miſſion und gebt reichlich, daß eure Gaben nicht ein Zeichen eures Geizes, ſondern eurer Liebe ſind. Und betet

um Arbeiter in die Ernte und für sie, „daß das Wort des HErrn laufe und gepriesen werde“. Ja „helfet ihnen kämpfen durch euer Gebet für sie zu Gott“. Sie bedürfen solcher Fürbitte und begehren sie ernstlich. Wer recht betet, der handelt auch mit seinem Pfund. O laßt euer Gebetsrecht und eure Gebetsmacht ja nicht im Schweißtuch liegen. Die Gebete der Gläubigen bauen mit Gott die Kirche. Am großen Tage der Offenbarung aller Heimlichkeiten, wenn unser Vater, der ins Verborgne sieht, auch die Gebete im Kämmerlein ans Licht bringen wird, werden wir mit Staunen sehen, was die Gebete der Gläubigen ausgerichtet — und mit Beschämung, was sie versäumt haben. Aber laßt euer Gebet ernstlich sein, energisch, aufrichtig, anhaltend, damit es wirklich etwas vermöge. Nur dann habt ihr mit eurem Kindesprivilegio, dem Gebete, gehandelt. Und endlich werbet für die Mission. Da sind so Viele, die sie noch nicht kennen und lieben, sucht sie zu gewinnen. Bringt einen Freund, einen Nachbar, einen Hausgenossen mit, wenn ihr die Missionsstunde oder das Missionsfest besucht. Euer Missionsverein muß größer werden, werbet ihm neue Mitglieder. Verbreitet gute Missionsschriften, begründet Missions-Lesevereine, sammelt Missionsgaben! Wenn ihr nur handeln wollt — die Liebe ist erfinderisch und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

II.

Es hängt nicht blos für die Kirche Christi, es hängt auch für uns selbst viel davon ab, ob und wie viel wir gehandelt haben. Zwar der oberflächlichen Betrachtung scheint es nicht so, weil die Vergeltung jetzt nicht immer zu sehen ist. Aber der Edle kommt wieder und dann bringt er alles in Ordnung. Wir sind gewohnt im Kreise gläubiger Christen mit der Wiederkunft Christi nur immer Trostgedanken zu verbinden. Es ist gewiß recht, daß das geschieht, denn er selbst, der HErr, hat gesagt: „dann hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung nahet“. Aber wir dürfen nicht einseitig sein. Der Tag der Wiederkunft ist auch ein Tag der Rechenschaftsablage und der Vergeltung. Es ist nöthig, daß auch diese Seite der Betrachtung zu ihrem vollem Rechte komme. In unserm Texte nimmt sie jedenfalls einen bedeutenden Raum ein. „Und es begab sich da er wiederkam, nachdem er das Reich eingenommen hatte, hieß er dieselben Knechte

fordern, denen er das Geld gegeben hatte, daß er wüßte, was ein Jeglicher gehandelt hätte".

Welcher von den Knechten hat nun die meiste Freudigkeit vor den HErrn zu treten? Der dessen Pfund zehn Pfund erworben hat. Es ist nicht bedeutungslos, daß dieser zuerst kommt. Um eine Freudigkeit auf den Tag des Gerichts zu haben, dazu gehört nicht blos, daß wir fest und ganz an die Gnade Gottes in Christo glauben, sondern auch, daß wir diese Gnade nicht vergeblich empfangen haben. Im Gerichte schaut der HErr auf die Früchte des Glaubens und fragt nach den Werken, die wir gethan haben. So lehrt uns überall das N. Testament, wenn es vom Gerichte redet. Ein gutes und fröhliches Gewissen hat darum nur der Gläubige, der mit seinem Pfunde auch wirklich gehandelt hat. Geht es uns nicht schon jetzt so, daß wir am fröhlichsten sind, wenn wir für den Heiland etwas Reelles gethan, oder wenn wir in der Macht seiner Stärke einen rechtschaffnen Sieg über unsern alten Menschen davongetragen haben? Es wird ja keinem schriftgläubigen und über die Schriftlehre klaren Christen einfallen zu wähnen, daß er durch solche Früchte des Glaubens sich selbst rechtfertige vor Gott oder auch nur etwas beitrage zu seiner Rechtfertigung; aber die Freundlichkeit Gottes hat es so geordnet, daß sie ein Gefühl der Befriedigung, ein gutes Gewissen, eine Freudigkeit zur Gnade auch im Gerichte geben. Nicht als ob je Einer mit sich ganz zufrieden sein könnte, wenn er mit seinem Pfunde auch wirklich gehandelt hat. Es wird immer ein Beben durch die Seele gehen, wenn's heißt: „thue Rechnung von deinem Haushalten" und Niemand wird den Muth haben zu sagen: „ich habe gethan, was ich konnte". Aber es ist etwas von dem verborgenen Segen, den Gott auf das treue Handeln mit dem anvertrauten Pfunde legt, daß je weniger wir die Gnade Gottes vergeblich empfangen, desto mehr unser Glaube uns Muth giebt zur überschwänglichen Gnadenkraft der großen Versöhnung Christi ein herzhaftes Vertrauen zu haben. Nicht der träge, sondern der fleißige Knecht hat den stärksten Glauben in die freie Gnade Gottes, die ihn allein zu retten vermag.

Also der Thätigste der Knechte kommt zuerst. „HErr", sagt er „dein Pfund hat zehn Pfund erworben". „Dein Pfund"; nicht: ich. Der Erfolg hat den Mann nicht verblendet, noch eitel

gemacht. Nicht seine Arbeit rühmt er, sondern das Pfund, das ihm der HErr gegeben. Ohne dies Pfund hätte er's zu nichts gebracht. Das erkennen alle Knechte Gottes, die wirklich etwas Reelles für das Reich Gottes gethan haben. Auch der zweite spricht: „HErr, dein Pfund hat fünf Pfund getragen". „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle", sagt Paulus, „aber — setzt er sofort hinzu — „nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist", nachdem er schon vorher versichert hat: „von Gottes Gnade bin ich, was ich bin und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen". „Ich habe nichts gethan, das Wort hat es alles gethan und ausgerichtet", bekennt Martin Luther. Je größer der Erfolg desto lebendiger das beugende Gefühl: „ich bin ein sündiger Mensch". Die Gefahr hochmüthig zu werden ist viel größer bei kleinen, als bei bedeutenden Erfolgen. Gerade bei den letzteren ist es für einen Knecht Christi doch zu überzeugend: „das hat der HErr gethan!" Daß das gering geachtete Evangelium die Welt überwunden, zuerst die griechische und römische, dann die germanische und slavische Welt und daß es diese Ueberwindungskraft auch an den heidnischen Völkern der Gegenwart wieder offenbart, das liegt nicht an der Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit der Menschen, die es verkündigt — das Pfund hat es gethan. Wenn die Südsee-Insulaner, die Karenen, die Kolhs, die Madagassen zu Tausenden, ja zu Hunderttausenden Christen werden — das Pfund hat seine alte Kraft bewiesen!

Dennoch belohnt der HErr den Knecht. „Ei du frommer Knecht, dieweil du bist im Geringsten treu gewesen, sollst du Macht haben über zehn Städte." Für die zehn Pfunde, die er gewonnen, konnte er sich kaum ein Häuschen kaufen und Gott setzt ihn über zehn Städte! Könige belohnen königlich, Gott belohnt göttlich. Oder haben wir Unrecht, wenn wir diese überschwängliche Liberalität Gottes als Belohnung bezeichnen? Es giebt manche Gläubige, die dieses Wort weit abweisen und sagen: wir begehren nimmer eines Lohnes, dadurch hörte unsre Arbeit auf eine lautre zu sein und das Vertrauen allein auf die Gnade würde getrübt. Lassen wir uns nicht Sand in die Augen streuen. Das menschliche Herz ist ein sehr listig Ding und der feinste Hochmuth geht einher im Gewande der Demuth. Ich fürchte wer von einer Belohnung nichts wissen will, der hält für Demuth, was eitel Hochmuth und Selbstgerechtigkeit ist. Wenn doch der Heiland von einem „Lohn" der Arbeiter, von „eines Propheten und eines Gerechten Lohn" redet und ausdrücklich sagt, „es

ſoll euch im Himmel wohl belohnet werden" und abermal: „euer Lohn iſt groß im Himmel" und abermal: „ſiehe ich komme bald und mein Lohn mit mir", und wenn der große Prediger der freien Gnade, Paulus, einen Lohn kennt, der aus Gnaden zugerechne wird und verſichert: „wird Jemandes Werk bleiben, ſo wird er Lohn empfangen" und auch St. Johannes ſchreibt: „ſehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, ſondern vollen Lohn empfangen" — wenn die Schrift uns alſo Lohn in Ausſicht ſtellt, ſollen wir doch den Bettelſtolz fahren laſſen, der verſchmäht, was Gott nach dem Reichthum ſeiner überſchwänglichen Gnade huldvoll gewährt. Es iſt ein ganz ander Ding von Verdienſt zu reden und von Lohn. Verdienſt ſchließt die Gnade aus, Lohn ſchließt ſie ein. Wir können keinen Lohn fordern, aber Gott ſchenkt ihn aus Gnade. Unſer Gott iſt — laſſet es mich einmal ſo ſagen — ein nobler HErr. Er braucht uns nichts dafür zu geben, wenn wir für ihn arbeiten. Er hat alles im voraus ſchon überreichlich bezahlt und was wir erwerben iſt die Frucht ſeines Pfundes. Aber er will, ſo zu ſagen, von uns nichts umſonſt gethan haben, darum ſoll ſelbſt der Becher kalten Waſſers, den wir in ſeinem Namen einem ſeiner Geringſten reichen nicht unbelohnt bleiben. Wir wollen alſo nicht ſcheel ſehen, daß der HErr ſo gütig iſt, ſondern uns freuen, daß wenn er kommt, auch ſein Lohn mit ihm kommt und uns zu deſto treuerer Arbeit antreiben laſſen.

Worin aber beſteht eigentlich die Belohnung, oder was bedeuten die Städte? Gewiß nicht die Seligkeit, ſondern eine beſondere Herrlichkeit im Seligkeitsreiche. Welche Herrlichkeit, das iſt freilich in dieſer Weltzeit ſchwer zu ſagen. Ohne Zweifel ſind gewiſſe himmliſche Realitäten gemeint, nur fürchte ich gerathen wir leicht ins fruchtloſe Phantaſiren, wenn wir eine beſtimmte Auslegung zu geben verſuchen. So viel ſteht feſt, es giebt im Herrlichkeitsreiche Jeſu Chriſti der Ehrenbezeugungen, Rangordnungen, Herrſchaftsgebiete und Wirkungskreiſe mancherlei. Es iſt dort nicht alles egaliſirt. Der eine erhält zehn, der andre nur fünf Städte. Je nachdem unſre Treue die Gnade Gottes praktiſch verwerthet hat, wird unſre Stellung im Herrlichkeitsreiche bemeſſen. Nur müſſen wir das nicht falſch verſtehen. Gott läßt ſich nicht blenden durch das, was in den Augen der Menſchen großer Erfolg iſt. Wir wiſſen, daß der Heiland auch zu manchem, der in ſeinem Namen große Thaten gethan zu haben ſich rühmt, ſprechen wird: „weiche

von mir du Uebelthäter". Die Treue, mit der wir das Pfund umgesetzt, ist das Maß des Lohnes. Es kann sein, daß nicht immer an Andern großer Erfolg herauskam, aber Frucht bleibt nicht aus, wo wirklich von der Gnade Gottes Gebrauch gemacht wird, sei es daß dieselbe nur an uns sich zeigt oder daß sie ein verborgner Same aufs Zukünftige ist und erst Andre die Ernte einbringen. So ist auf verschiedenen Missionsgebieten der Erfolg der Arbeit ein ganz verschiedener, ohne daß man immer sagen kann, wo der geringere Erfolg, da ist die geringere Treue. Z. B. die Boten der Norddeutschen Missions-Gesellschaft auf Afrikas mörderischer Westküste haben gewiß nicht mit geringerem Eifer ihr Pfund umgesetzt, als die Goßnerschen Missionare unter den Kolhs, obgleich vor Menschenaugen der Erfolg der ersteren ein weit geringerer ist als der der letzteren. Thue also nur jeder treulich was er kann; den Werth des Erfolgs taxirt Gott und je nach diesem von Gott taxirtem Werthe richtet sich deine Herrlichkeit. Deine Herrlichkeit, nicht deine Seligkeit. Es ist nicht schriftgemäß von verschiedenen Seligkeitsgraden zu reden, wol aber lehrt die Schrift, daß es verschiedene Herrlichkeitsgrade giebt. Es ist jeder Bürger des Himmelreichs ganz selig, aber nicht jeder dem andern gleich an Herrlichkeit. Der Schächer am Kreuz ist derselben Gnade theilhaftig geworden wie Paulus, aber Paulus genießt einer größeren Herrlichkeit als er. Dennoch ist kein Neid unter den verschieden Verherrlichten, ein jeder weiß sich an seinem rechten Platze und ist gerade da auch am seligsten.

Nun haben aber nicht alle Knechte ihr Pfund umgesetzt. Ziemlich zaghaft kommt der dritte: „HErr, siehe da, hier ist dein Pfund, welches ich habe im Schweißtuch behalten". Das Pfund also hat er noch. Er hat's nicht getrieben wie der verlorne Sohn, der all das Seine verzehrte, er hat die Gnade für sich nicht eigentlich weggeworfen, er hat sie aber ins Schweißtuch gewickelt, statt sie anzuwenden. Er war nicht ein Ungläubiger geworden, sondern ein träger Gläubiger geblieben. Und statt nun seine Trägheit reuevoll zu bekennen, sucht er auch noch sich zu entschuldigen. „Ich fürchtete mich vor dir, denn du bist ein harter Mann, du nimmst was du nicht geleget hast und erntest, was du nicht gesäet hast". Merkwürdige Ausrede, die uns einen Blick in das Herz des armen Mannes thun läßt. Er fürchtete sich vor Gott, also er liebte ihn nicht. Er hielt Gott für einen harten Mann, also er be-

trachtete seinen Dienst als Frohndienst. Er warf Gott Ungerechtigkeit vor, also er verklagte ihn. Bei solcher Gesinnung konnte er gar nicht ein Arbeiter Gottes sein. Wer den Dienst Gottes als eine Zuchthausarbeit ansieht und Gott als einen Kerkermeister, der ist unmöglich geschickt zum Baue des Reiches Gottes.

Aber die Ausrede war auch lauter Lüge. Gott wollte nicht ernten, wo er nicht gesäet hatte. Der Knecht hatte ja das Pfund bekommen. Es war also ein Kapital in seine Hände gelegt und Gott hatte ein Recht, die Zinsen dieses Kapitals zu verlangen. Darum kommt der Knecht auch mit seiner Ausrede nicht durch. Es wird Niemand etwas helfen, wenn er im Gericht seine Trägheit damit rechtfertigen will, daß er sagt: Gott hat zu viel von mir verlangt. Wir können alle leisten, was wir leisten sollen. Wo Gott Aufgaben stellt, giebt er zuvor Gaben und die Gaben sind den Aufgaben gewachsen. Wenn der erste Knecht zehn, der zweite fünf Pfund gewann, warum konnte der dritte nicht wenigstens eins erwerben? Die Schuld liegt an uns, wenn wir mit leeren Händen kommen. Wir haben Zeit und Kraft und Gabe auch für die Mission thätig zu sein. Gott verlangt nicht zu viel.

Doch es steckt noch ein andrer Hintergedanke in der heuchlerischen Ausrede und er, der die Herzen durchschaut, erkennt ihn wol. Merket, der Knecht sagt nicht: „ich habe das Pfund im Schweißtuch behalten, weil ich zu ängstlich war es zu verlieren", sondern „weil ich fürchtete, du könntest nehmen, was du nicht geleget hast". Das wird ganz klar aus der Erwiderung des HErrn: „Hättest du dich wirklich gefürchtet vor mir — warum hast du denn dein Geld nicht in die Wechselbank gegeben? Und wenn ich gekommen wäre, hätte ich es mit Wucher erfordert?" Würde das Pfund in die Wechselbank gegeben, so erhielt der HErr gerade seine Zinsen; nicht mehr. Der Knecht muß also Gott in Verdacht gehabt haben, er könne sich mehr nehmen, als ihm rechtmäßig zukam und weil er ihm das nicht gönnte und nicht arbeiten wollte, ohne selbst etwas davon zu haben, darum legte er das Pfund lieber ins Schweißtuch. Es war also im letzten Grunde die nackte Selbstsucht, die den Menschen regierte. Er wollte sich nicht umsonst plagen und meinte, er bringe es weiter und habe mehr davon wenn er für sich arbeite, als wenn er Gottes Pfund umsetze. Und das ist die Ursache der Trägheit bei vielen: das Reich Gottes bauen, das bringt nichts ein, Andern dienen, davon wird man nicht satt. Im letzten Grunde

fehlt es immer an der Liebe, die nicht das Ihre ſucht, ſo man auch von der Miſſion nichts wiſſen will. Wo aber dieſe Selbſtſucht regiert, da traut man Gott zu, was man ſelbſt thut und denkt, Gott wolle uns nur ausbeuten; da glaubt man ihm nicht, wenn er uns verſichert: die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens, da iſt Gott ein harter Mann und die Arbeit für ihn Frohndienſt.

Armer Knecht, wie ſchlecht haſt du deinen HErrn gekannt und wie ſchlecht biſt du mit deinem Mißtrauen gegen ihn gefahren! Es wäre alles dein geweſen, wenn du mit dem Pfunde gehandelt hätteſt. Nicht blos, daß der HErr die fleißigen Knechte über 10 und 5 Städte geſetzt hat, er hat ihnen auch die Pfunde gegeben, die ſie erworben; das erfahren wir ſo gelegentlich, als die übrigen ſich wundern, daß das Pfund des dritten dem erſten noch gegeben werden ſolle, der doch ſchon 10 Pfunde habe. Was haben wir für einen über die Maßen gütigen Gott: er ſchenkt uns Kapital und Zins und noch eine überſchwängliche Extrabelohnung dazu. Und das ſoll ein harter HErr ſein, der erntet, wo er nicht geſäet hat! Alles was durch unſre Arbeit für Gottes Sache gethan iſt, läßt uns Gott als unſer Eigenthum, unſer ſoll ewiglich die Freude darüber ſein und der Ruhm davon, als hätten wirs erworben und nicht ſein Pfund. So ſelbſtlos iſt Gott.

Aber der faule Knecht erfährt ſeine ganze Strenge. Ihm wird das Pfund genommen. Die Gnadenſchätze des Evangelii, die er bis jetzt äußerlich noch beſeſſen, ohne ſie jedoch innerlich jemals zu ſeinem wirklichen Beſitz gemacht zu haben, die hat er nun auch nicht mehr zum Schein. Vor dem Richterſtuhl Gottes hört aller Scheinbeſitz auf. Hier erſcheint jeder als das, was er wirklich iſt und behält nicht mehr als das, was er wirklich hat. Nicht, die blos „HErr HErr“ geſagt, ſondern die den Willen des Vaters im Himmel gethan, beſtehen im Gericht und gehen ein ins Reich der Herrlichkeit.

Die Knechte wundern ſich über beides, über die Güte Gottes gegen die fleißigen, wie über die Strenge Gottes gegen den faulen Knecht. Aber der HErr antwortet ihnen, es geht hier nach einem Naturgeſetz im Reiche Gottes, welches lautet: „wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat“. Ein tiefſinniges Wort voll hohen Ernſtes, ebenſo wahr als es dem oberflächlichen Menſchen ſonderbar

vorkommt. Wer hat? Offenbar der, welcher von seinem Besitz wirklich Gebrauch macht. Wer das nicht thut, hat so gut wie nicht. Ein reicher Geizhals, der sein Geld in den Kasten schließt, hat eigentlich nicht, er ist so gut wie arm. Ein mit hohen geistigen Gaben ausgerüsteter Mensch, der diese Gaben vernachlässigt, hat eigentlich nicht, er ist so gut wie unbegabt. Ein Namenchrist, der das Evangelium Christi kennt und bekennt, aber dasselbe in seinem innern und äußern Leben nicht verwerthet, hat eigentlich nicht, er ist so gut wie ein Nichtchrist. Nun geht es ganz natürlich zu, daß eine Gabe, die ich nicht gebrauche, allmählig sich vermindert, bis ich sie zuletzt wirklich gar nicht mehr habe. Und umgekehrt, eine Gabe, die ich treulich gebrauche, vermehrt sich mir unter den Händen und macht mich immer reicher. Lies die Bibel fleißig und thue, was du liest, so werden ihre Schätze dir immer mehr aufgethan. Halte an am Gebet und du wirst immer mehr Gebetskräfte empfangen. Es ist in dieser Beziehung mit dem Menschen wie mit einem Magneten; je mehr man allmählig an ihn hängt, desto mehr kann er tragen. Gott vollzieht also nur ein ewiges Naturgesetz, wenn er am Tage des Gerichts denen, die von ihrem Pfunde Gebrauch gemacht haben giebt, daß sie die Fülle haben und denen, die es im Schweißtuch liegen ließen, nimmt, was sie nur scheinbar besaßen.

Nun, ein Mensch, der Mission treibt, gehört zu denen, welche haben; denn er macht zum Heile Anderer Gebrauch von seinem Pfund. Darum gilt der Mission auch die Verheißung, daß sie reich macht. Die Kirche, welche Mission treibt, belebt sich selbst; die Gemeinde, welche Mission treibt, baut sich selbst; der einzelne Christ, der Mission treibt, segnet sich selbst. Es heißt hier: „wer da hat, dem wird gegeben werden“ und abermals: „Gebet, so wird euch gegeben“; schon in diesem und erst recht im ewigen Leben.

Ich eile zum Schluß. Welchem Knechte gleichen wir heut? Was haben wir bis jetzt mit unserm Pfunde erworben? Und wenn's nun noch im Schweißtuch liegt, wollen wirs nicht endlich herauswickeln und in Umlauf setzen, da uns heut der HErr so beweglich zugerufen hat:

„Handelt bis daß ich wiederkomme“? Amen.

IX. Die Miſſionsgaben.

„Gebet, ſo wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maaß wird man in euren Schooß geben; denn eben mit dem Maaß, da ihr mit meſſet, wird man euch wieder meſſen". Luc. 6, 38.

Die heilige Schrift giebt einen dreifachen Rath reich zu werden:

1) Wer da hat, dem wird gegeben werden. Wer hat denn? Nun offenbar der, dem ſein Beſitz nicht ein todtes, ſondern ein lebendiges Kapital iſt, das er fleißig umſetzt. Ein Kapital, das man nicht gebraucht, beſtehe es in Geld oder in geiſtiger Begabung oder in einem geiſtlichen Gut, das iſt ſo gut wie nicht vorhanden und ſchwindet allmählig dahin. Aber ein Kapital, das man treu verwerthet, das wächſt Einem unter den Händen. Wer das Wort Gottes wirklich anwendet im Leben, das Heil in Chriſto wirklich ergreift, mit jedem geiſtlichen Pfunde wirklich handelt, dem wird gegeben, daß er immer reicher wird.

2) Bittet, ſo wird euch gegeben. Natürlich iſt hier nur die Rede von dem ernſtlichen Gebete des Glaubens, das vor Gott als Gebet gilt. Das bloße Wortemachen hat keine Verheißung. Auch iſt nicht ausſchließlich an das Bitten um irdiſche Dinge zu denken. Der Heiland drückt ſich abſichtlich ganz allgemein aus. Ein Menſch, der wirklich betet, gleichviel ob er Bitte, Fürbitte, Dankſagung oder Anbetung vor den Thron Gottes bringt, der empfängt etwas. Vielleicht nicht immer gerade das, was er erbeten hat, aber etwas wird ihm gegeben. Man kann niemals in Wahrheit Gott nahen, ohne aus dem Verkehr mit ihm etwas mitzunehmen. Auch nicht einen Schritt thut man in die ewige unſichtbare Welt, ohne mit den Kräften derſelben geſtärkt zu werden. So macht jedes Gebet reicher.

3) Gebet, ſo wird euch gegeben. Dieſer Rath klingt am verwunderlichſten. Die Welt meint: „nehmet, ſo werdet ihr reich; aber wenn ihr gebet, ſo werdet ihr ärmer". Allein das Himmelreich iſt eine verkehrte Welt. Hier macht das Geben reich. Je einfältiger und fröhlicher du giebſt, deſto mehr giebt dir Gott wieder. Freilich auch hier darfſt du den Ausſpruch Jeſu nicht blos auf das Geldgeben beſchränken. Gott ſpricht auch: „gieb mir dein Herz". „Als Gabe für die Miſſion gebe ich meinen einzigen

Sohn", ſchrieb ein Vater ſeinem zu den Heiden gehenden Sohne ins Album. Das ſind größere Gaben als Geldgaben. Und Gott giebt meiſt auch Größeres als Geldgaben. Zu Abraham ſprach er: „Ich bin dein ſehr großer Lohn". Jedenfalls verzinſt er jede ihm dargereichte Gabe mit hohen Prozenten. Verſuch's nur. Geben iſt ſelig und geben macht reich.

So iſt alſo die Miſſion ein ſichres Mittel reich zu machen. Zuerſt gleicht ſie dem Knechte, der das ihm anvertraute Pfund wirklich hat, ſodann übt ſie fleißig Gebet und Fürbitte und zum dritten giebt ſie, damit Gottes Reich unter den Heiden gebauet werde: Geld, Zeit, Kraft, Menſchen. Darum wird ihr wiedergegeben. Die miſſionirende Kirche belebt ſich ſelbſt gleich jenem Wandersmanne, der einen bereits halb erfrornen Menſchen im Schnee ſitzend fand und indem er ihn kräftig rieb, ſich ſelbſt von der Ermattung befreite, die ihn beſtändig zum Niederſitzen zog und ſo mit dem Tode bedrohte. Die Miſſionsfeſte ſind die Erwecker und Pfleger eines neuen geiſtlichen Lebens; die äußere Miſſion iſt die Mutter der innern geworden. Wo wäre eine miſſionseifrige Gemeinde, die durch ihre thätige Miſſionsliebe nicht neue Segenskräfte empfangen hätte; wo ein einzelner Miſſionsfreund, der nicht ſagen müßte: ich habe mehr empfangen, als ich gegeben habe? „Merke, was ich ſage", ſchreibt St. Paulus ſeinem lieben Timotheus: „es ſoll der Ackersmann, der den Acker bauet, der Früchte am erſten genießen". Das iſt die Sprache des Glaubens, der Erfahrung hat.

Das Geben ſpielt in der Miſſion eine bedeutende Rolle, ſo daß es wol gerechtfertiget iſt, wenn wir ihm eine beſondere Betrachtung widmen. Und zwar wollen wir uns in dieſer Betrachtung ausſchließlich mit den Geldgaben beſchäftigen, durch welche wir das Werk der Miſſion unterſtützen. Wie vorhin angedeutet wurde, darf man ja freilich die Aufforderung des HErrn: „gebet" noch in einem viel weiteren und tieferen Sinne verſtehen. Der HErr verlangt, daß wir uns ſelbſt, daß wir unſre Kinder, daß wir unſre Kräfte, Begabungen und Kenntniſſe ihm geben und in ſeinen Dienſt ſtellen. Wir wollen indeß dies Mal bei dem nächſten Sinne des Wortes ſtehen bleiben. Unzweifelhaft hat der HErr weſentlich das irdiſche Gut im Auge, wenn er auffordert: „gebet" und wir werden ſehen, daß ſelbſt wenn wir ſeine Ermahnung auf die Geldgaben für die Miſſion beſchränken, der Ausſpruch immer noch ſo inhaltsvoll wird, daß wir ihn durch unſre

Betrachtung lange nicht erschöpfen. Ganz naturgemäß zerlegt er sich uns in eine Aufforderung und in eine Verheißung. Die erstere lautet: „gebet"; die zweite: „so wird euch gegeben".

I.

Die Mission bedarf unsrer Geldgaben. Das Werk, welches sie treibt, ist mit sehr bedeutenden Geldkosten verknüpft. Um euch einen Einblick in dieselben zu geben, ist es das Beste, wenn ich den Ausgabeetat einer unsrer Missions-Gesellschaften durchnehme. Ich wähle dazu die Rheinische Missions-Gesellschaft; mit geringen Veränderungen paßt das über sie Gesagte aber auch auf jede andre Missions-Gesellschaft.

Nach dem letzten Jahresberichte (also 1876) betrug die Gesammtausgabe der Rheinischen Missions-Gesellschaft 344,000 M. Wofür wird nun eine solche bedeutende Summe verausgabt? Da ist zunächst ein beträchtliches Personal in der Heimath, welches seinen Lebensunterhalt von ihr zu beziehen hat. An der Spitze des ganzen Werkes steht ein dirigirender Inspector, dem 2 theologisch gebildete Männer zur Seite gegeben sind. Diese 3 Männer, sämmtlich verheirathet, haben durch Correspondenz mit den Missionaren die gesammte Arbeit unter den Heiden zu leiten, für die Ausbildung der Missionszöglinge zu sorgen und die heimathlichen Missionsangelegenheiten zu betreiben, insonderheit die große Missionsgemeinde durch mündliches und schriftliches Wort für das Werk warm zu machen und warm zu halten. Das giebt eine außerordentliche Arbeitsfülle, die ganz zu bewältigen die Kräfte kaum ausreichen. Aber aus Sparsamkeitsgründen vergrößert man das theologische Personal nicht, sondern begnügt sich etwa nur noch einen Candidaten als Hilfslehrer für das Missions-Seminar zu engagiren.

Mit dem Betriebe einer einigermaßen umfassenden Mission ist aber auch eine kaufmännisch-geschäftliche Thätigkeit verbunden. Man braucht nicht nur einen Kassirer, der die Kasse verwaltet, die vielen einlaufenden Beiträge registrirt und quittirt, sondern auch einen Geschäftsführer für den Verkehr mit den Missionaren, der ihnen durch Anweisung auf Bankhäuser im Auslande ihr Gehalt übermittelt, das Conto der Einzelnen führt, geschäftliche Sendungen besorgt, Reisecontracte schließt und was dergl. Arbeiten mehr sind. Dazu ist eine große Schriften-Expedition von nöthen, in der wieder alles genau gebucht werden muß und ein großes, zum Theil

durch Geschenke gefülltes Waarenlager vorhanden, zur Befriedigung der vielen Bedürfnisse auf den Missionsstationen, z. B. an Kleidungsstücken und allerlei Hausgeräth ꝛc. Mit allen diesen Dingen können sich die Theologen der Anstalt ganz unmöglich befassen, obgleich sie unter Oberaufsicht des das Ganze dirigirenden Inspectors stehen und nichts von Bedeutung ohne seiu Wissen und seine Einwilligung geschehen darf; man braucht dazu ein besonderes Comtoir, auf dem unter der Leitung zweier kaufmännisch gebildeter Männer, die sich in die Geschäfte theilen, noch 2—3 Unterbeamte thätig sind — die meisten verheirathet, da mit dem Personal nicht gern gewechselt wird!

Die Hauptbevölkerung des Missionshauses bilden aber die Missionszöglinge, d. h. diejenigen jungen Leute, welche für den Missionsdienst ausgebildet werden. Bekanntlich kommen die meisten dieser jungen Leute aus dem Handwerker- und Bauernstande, seltener sind es Kaufleute, Lehrer oder Gymnasiasten. Ehe sie ausgesendet werden können, bedürfen sie daher nothwendig noch einer weiteren theologischen, sprachlichen und allgemein wissenschaftlichen Ausbildung. Diese Ausbildung geschieht auf dem im Missionshause befindlichen Seminare, dessen Kursus 4 Jahre umfaßt. Gemeiniglich müssen die jungen Leute aber erst eine Vorschule durchmachen, die einen 2jährigen Cursus und ihre besonderen Lehrer hat und in dem sog. Missionskinderhause sich befindet. Diese jungen Leute, im Durchschnitt etwa 30—40, erhalten Wohnung, Kost und Kleidung in den Missionshäusern, nur eine kleine Anzahl bezahlt ein bestimmtes Kostgeld an die Missionskasse. Das giebt also einen bedeutenden Haushalt. Bedenkt man nun, daß zur Führung desselben noch ein eignes Dienstpersonal unter einer besonderen Vorsteherin des Hauswesens gehört, daß in Barmen alle Lebensmittel sehr theuer sind und die jungen Leute einen recht guten Appetit haben, so wird man sagen müssen, daß billig gewirthschaftet wird, wenn man hört, daß die Kosten des gesammten Haushaltes (Kostgeld, Wäsche, Bekleidung, Bücher, Bibliothek, Hausreparaturen, Inventar) sammt den Gehalten für sämmtliche Beamten, etwa 60,000 Mk. betragen!

Neben der Sorge für die künftigen Missionare hat eine Missions-Gesellschaft auch der Kinder der bereits im Dienst stehenden Missionare sich anzunehmen. Es geht nämlich auf den meisten Missionsgebieten durchaus nicht, daß die Missionare ihre Kinder wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, bei sich behalten. Nicht

nur, weil die heidnische Umgebung einen verderblichen Einfluß auf sie übt, sondern vornämlich, weil es an Schulen und sonstiger Gelegenheit fehlt, daß sie etwas Tüchtiges lernen. So müssen die meisten in die Heimath gebracht werden und wenn sich nicht Verwandte der Eltern finden, welche die Kinder bei sich aufnehmen, so ist die Gesellschaft verpflichtet bis zu einem gewissen Alter für sie zu sorgen. Es gehört mit zu den größten Opfern, welche die Missionare zu bringen haben, daß sie sich von ihren Kindern trennen müssen und wer selbst liebe Kinder hat, wird es begreiflich finden, wie schwer es den Eltern wird, wenn sie nach einem Besuche in der Heimath ohne die Kinder wieder auf ihren Posten gehen; daher ist es billig, daß die Missions-Gesellschaft Vater- und Mutterstelle vertritt, so daß die halbverwaisten Eltern wenigstens ohne Sorge wieder hinausziehen können. Die Anzahl dieser in der Heimath befindlichen Missionarskinder, für welche die Gesellschaft sorgen muß, ist verschieden, zur Zeit sind es ihrer etwa 15, sämmtlich in Pensionen in Gütersloh. Ihre Unterhaltung erfordert gegen 11,000 Mk.

Aber die Hauptausgabe fällt natürlich auf die Missionare. Zunächst kostet die Ausrüstung und Aussendung derselben viel Geld. Wenn ein junger Mann als Heidenbote in ein fernes Land zieht, das von Cultur und Civilisation noch wenig hat, so muß er sich mit allem, was zum Lebensunterhalt nöthig ist, versehen. Er braucht auch als Junggesell eine förmliche Ausstattung, für welche zu einem großen Theile die Gesellschaft zu sorgen hat, während die Bräute, welche später nachkommen, meist ihre Aussteuer mitbringen. Da geht's gar geschäftig her im Missionshause, wenn 5 oder 6 Brüder ausgesandt werden. Wie viel giebts da zu kaufen, zu nähen, zu packen! Ganze Haufen von Kisten werden da mitgenommen! Und nun das theure Reisegeld nach Afrika oder niederländisch Indien oder China. Das Schiff bringt aber den Missionar blos in den Hafen, von da bis auf die ihm bestimmte Station ist oft noch ein sehr weiter Weg und da giebts weder Eisenbahn, noch Post, noch sonst eine billige Fahrgelegenheit; der Missionar muß sich entweder einen eignen Wagen und Zugthiere kaufen oder Führer und Träger miethen, die ihn an Ort und Stelle bringen. Das alles kostet viel, viel Geld. Im Jahre 1876 wurden für Ausrüstungen und Reisen c. 17,000 Mk. und — für Frachten, Spesen und Porto-Auslagen etwa 9000 Mk. verausgabt.

Die größte Summe beziehen aber die bereits im Dienst

stehenden Missionare. Es sind deren zur Zeit 67, die sich auf die 3 Arbeitsgebiete der Gesellschaft vertheilen. Die allermeisten dieser Missionare sind verheirathet. Das Gehalt, das sie beziehen, richtet sich nach der Größe der Familie und der Theurung der Lebensbedürfnisse auf den einzelnen Missionsgebieten. An den meisten Orten sind die Preise für die nothwendigsten Dinge viel höher als in Deutschland, was sich schon daraus erklärt, daß man weit nach den Dingen schicken muß und auch die Verkäufer ihre Waare meist von weither beziehen. Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth und so muß auch ein Missionar so viel bekommen, daß er nicht geradezu Noth leidet. Pro 1876 betrugen nun die sämmtlichen Unterhaltungskosten für alle Missionsgebiete c. 220,000 Mk., wobei zugleich alle die Ausgaben mit eingeschlossen sind, welche für Bauten, Landankauf, Missionsreisen, Bildungsanstalten von eingebornen Gehilfen und Unterstützung derselben im wirklichen Missionsdienst ꝛc. gemacht werden mußten. Hierzu kommen noch c. 10,000 Mk. zum Unterhalt für emeritirte Missionare (4) und Missionarswittwen (13), die doch von Rechtswegen die Gesellschaft auch versorgen muß.

Das wären etwa die laufenden Hauptausgaben, zu denen noch eine Menge kleinerer Ausgaben z. B. für Drucksachen, allerlei Reisekosten, Steuern, Zinsen ꝛc. kommen. Ihr sehet, für unnöthige Dinge werden sie nicht gemacht und mit den eingegangenen Beiträgen wird sparsam umgegangen. Mir ist oft die Geschichte von der Speisung eingefallen, wenn ich das große Menschenpersonal und das umfangreiche Werk, das von dem Missionsgeld unterhalten wird, mir recht ins Einzelne vorgestellt habe.

Nun wißt ihr, daß unsre Missions-Gesellschaften keine Kapitalien haben. Es ist dies bei einem ganz auf den Glauben gegründeten Werke auch durchaus in der Ordnung. Unsre Missions-Gesellschaften sollen aus der Hand in den Mund leben und beten: „unser täglich Brot gieb uns heute“. Ist doch auch unser HErr Jesus Christus ganz arm gewesen, als er im Fleisch unter uns wandelte. St. Petrus sprach: „Gold und Silber habe ich nicht“, und St. Paulus sorgte durch Handarbeit für seinen täglichen Unterhalt. Es ist als ob der Segen aus den Anstalten der christlichen Liebe auszöge, sobald der Reichthum in sie einzieht. Darum wollen unsre Missions-Gesellschaften gar nicht Kapitalien sammeln. Sobald sie reich werden, werden sie ohnmächtig. Es bleibt ja freilich eine wundersame Erniedrigung unsres Gottes,

daß er, der doch ein HErr iſt über alles, von dem Almoſen derer leben will, die alles, was ſie beſitzen, von ihm erſt empfangen haben. Aber Gott hat uns dadurch ein großes Vertrauen erwieſen, daß er — ſo zu ſagen — den Fortgang ſeiner Reichsarbeiten von unſern Gaben abhängig machte. Es ſoll in ſeinem Reiche alles freiwillig ſein; freiwillig ſollen die Arbeiter hinausgehen in die große Ernte; freiwillig ſollen wir ihm unſer Herz, freiwillig auch unſer Geld geben. Sollte er ſich getäuſcht haben, da er ſolch einen Vertrauenswechſel auf unſre freiwillige Liebe ausſtellte? Von Seiten des Staates wird jeder gezwungen eine beſtimmte Steuer zu zahlen und weigert man ſich, ſo folgt Exekution. Gott aber zwingt Niemand zu einer beſtimmten Steuer für ſein Reich. Er überläßt es Jedem ſich ſelbſt abzuſchätzen und hat dabei in unſre Redlichkeit und unſer Ehrgefühl das gute Vertrauen geſetzt, wir würden uns ſchämen uns zu gering abzuſchätzen und würden aus freier Liebe größere Gaben bringen, als wenn Zwang angewendet würde. Aber es ſcheint, daß der liebe Gott mit dieſem Vertrauen in unſre Nobleſſe ſich arg verrechnet hätte. Sonſt prahlen die Leute ſo gern mit ihrem Reichthum; wie arm machen ſie ſich aber, wenn ſie für das Reich Gottes etwas geben ſollen. Da thun die reichſten Leute, als ob ſie bankerott werden müßten, wenn ſie einmal eine anſtändige Gabe geben ſollen. Nun, lieben Leute, wundert euch nicht, wenn ihr euch in Sachen des Reiches Gottes ſelber ſo niedrig taxirt, daß Gott dieſelbe Taxe an euch anlegt. Denn „mit demſelben Maße, mit dem ihr meſſet, wird man euch wieder meſſen". Das iſt ein unumſtößlicher Grundſatz im Reiche Gottes, der auch auf die Geldgaben Anwendung findet. Halten wir einmal eine kleine Rundſchau, wie die einzelnen Länder der evangeliſchen Chriſtenheit durch ihre Miſſionsbeiträge ſich ſelbſt abſchätzen. Es ſind etwa 23—24 Millionen Mark, die im letzten Jahre für die geſammte evangeliſche Miſſion aufgebracht worden ſind. Davon kommen auf England etwa 13 Millionen; auf Amerika c. 7 Millionen; auf Deutſchland und die Schweiz nur 2,260,000 Mk.! Wir bilden ſammt der Schweiz nahezu $^1/_3$ der proteſtantiſchen Welt der Kopfzahl nach und leiſten im evangeliſchen Miſſionswerk kaum $^1/_{10}$! Bringen wir nun auch in Rechnung, daß in England der Nationalreichthum größer iſt als bei uns und daß der Colonialbeſitz dort die Miſſion auch zur nationalen Pflicht macht, ſo bleibt immer noch ein bedeutendes Deficit, das ſehr beſchämend für unſern Patriotismus iſt.

Vertheilen wir die Missionsbeiträge in etwa auf die Bevölkerungsziffer, so kommt in England auf den Kopf mehr als $^1/_2$ Mark; in Deutschland dagegen kaum $^1/_{14}$ Mark oder etwa 7 Pfennige! In den freien Kirchengemeinschaften Englands beträgt der Missionsbeitrag pro Kopf gar c. $^1/_2$ Mk.! Diese Summe wird nur übertroffen von der evang. Brüdergemeinde, in der etwa auf den Kopf 5 Mark Missionsbeitrag kommen mag — die höchste Leistung in der ganzen Christenheit! Dagegen stechen dann die verschiedenen deutschen Länder gewaltig ab: in Württemberg kommt auf den Kopf etwas über $^1/_5$ Mk.; in Rheinprovinz und Westfalen etwa $^1/_6$ Mk.; in Hannover mit Schleswig-Holstein über $^1/_{10}$ Mk.; in den östlichen Provinzen Preußens c. $^1/_{20}$ Mk.; in Baiern c. $^1/_{40}$ Mk.; in Mecklenburg etwas über, im Königreich Sachsen gar unter $^1/_{50}$ Mk.! Mit Ausschluß der Brüdergemeinde differiren also in Deutschland die Missionsbeiträge zwischen 20—25 und 1—2 Pfennige pro Kopf der Bevölkerung! Davon läßt sich schwerlich sagen, daß es der Großartigkeit des Werks und dem Wohlstande unsres Volkes entsprechend sei! Nimmt man nun erst die einzelnen Missionsvereine vor und dividirt die Bevölkerungsziffer in ihre Beitragssumme, was für betrübende Resultate kommen da zu Tage! Z. B. in einem mir nahe stehenden Missions-Hilfsvereine differiren die Beiträge der einzelnen Gemeinden zwischen $^1/_3$ und $^1/_{520}$ Mk., pro Kopf der Bevölkerung! Wie stehts in eurem Missionsverein? Lieben Brüder! Die mitgetheilten Zahlen halten uns eine gewaltige Bußpredigt. Unsre Beiträge für das große Missionswerk müssen größer werden!

Es sollte so unter uns sein, daß es immer nur der Erinnerung bedürfte: „der HErr bedarf deiner Gabe", sobald würde sie ihm gelassen. Gelobt sei Gott, es giebt unter den Missionsfreunden auch heute solche Leute, denen man dasselbe Zeugniß ausstellen darf, das der Apostel der Heiden einst den Macedonischen Christen ausstellte: „Ich thue euch kund, lieben Brüder, die Gnade Gottes, die in den Gemeinden in Macedonien gegeben ist. Denn ihre Freude war da überschwänglich, da sie durch viele Trübsal bewährt wurden. Und wiewol sie sehr arm waren, haben sie doch reichlich gegeben in aller Einfältigkeit. Denn nach allem Vermögen (das zeuge ich) und über Vermögen waren sie selbst willig und fleheten uns mit vielem

Ermahnen, daß wir doch aufnähmen die Wohlthat und Gemeinſchaft der Handreichung, die da geſchiehet den Heiligen". Allein bei der großen Menge derer, die ſich Miſſionsfreunde nennen, iſt es doch anders; nicht *ſie* „flehen uns mit vielem Ermahnen, daß wir doch aufnähmen" ihre Gabe, ſondern *wir* müſſen ſie flehen mit vielem Bitten, daß ſie dieſelbe doch geben. Was für eine Freude iſt es, wenn man je und je einmal mit Paulus ſagen darf: „haltet ein, ihr bringt zu viel; eure Gaben gehen über euer Vermögen." In Wirklichkeit iſt es aber meiſt umgekehrt. Wir müſſen ſagen: „ihr bringt zu wenig; eure Gaben ſtehen in keinem Verhältniß zu eurem Vermögen".

Woher kommt das? Laſſet es mich gerade herausſagen; das kommt daher, *daß der Geiz größer iſt als die Miſſionsliebe*. Ein alter erfahrner Miſſionsinſpector ſagte einmal vor einer großen Feſtverſammlung: „man darf in dieſem Punkte nicht ſo zartfühlend ſein; denn diejenige Seite unſres Herzens, die mit dem Geldbeutel zuſammengewachſen iſt, iſt ſo hart, daß man kräftig anklopfen darf. Es iſt eine Unart, das zu ſagen; aber ich kenne die Leute; ich bin alt geworden; man muß die Leute rütteln, daß ſie ſich ſchämen". Und ein ergrauter und erfahrner Seelſorger erklärte: „keine Sünde ſitzt auch bei den Gläubigen noch ſo feſt und wird doch ſo wenig erkannt, als der Geiz". Das ſind kräftige Worte, aber ſie ſind wahr, freilich etwas ſtarke Speiſe, allein für Miſſionsfreunde, die ja nicht mehr Kinder ſein wollen, gebührt ſich auch mehr als Milch oder Limonade. Der Geiz iſt ſchwerhöriger, als man denkt; darum heißt es gerade ihm gegenüber: „rufe laut und ſchone und ſchweige nicht".

Sage mir, wofür du Geld ausgiebſt und ich will dir ſagen, was du liebſt. Für das, was der Menſch liebt, giebt er auch Geld aus, er mag ſonſt noch ſo habſüchtig ſein. Es giebt tauſende ſonſt ſehr geiziger Menſchen, die z. B. ihrem Munde keine Stiefmutter ſind, wie der Volksausdruck ſagt. Gebt ihr nun für göttliche Reichszwecke nichts oder *ſo wenig, daß es nicht der Rede werth iſt*, ſo könnt ihr auch nicht ſagen, daß ihr das Reich Gottes liebt und für ſeine Ausbreitung wirklich Intereſſe habt. Seid doch ehrlich gegen euch ſelbſt; das Geld iſt euch zu ſehr ans Herz gewachſen, darum kriegt ihr ſo wenig los, wenn ihr für die Miſſion etwas geben ſollt. *Ihr liebt das Geld, ja ihr liebt es mehr als Gott*. Iſt es aber ſo, ſo ſeid ihr *Götzendiener*. Wiſſet ihr nicht, daß die

Schrift den Geldliebhaber d. h. den Geizigen ausdrücklich als „Götzendiener“ bezeichnet? Wisset ihr nicht, daß sie ihn mitten in die unsauberste Gesellschaft hineinstellt, indem sie sagt: „weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Diebe, noch die Geizigen, noch die Trunkenbolde, noch die Lästerer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben?“ Sehet doch, seine rechte Hand reicht der Geizige dem Diebe, seine linke dem Trunkenbolde; der Ehebrecher geht ihm voran, der Räuber folgt ihm — ist euch wohl in solcher Gesellschaft? Und heißt es nicht dazu, daß mit allen diesen Genossen *auch der Geizige das Reich Gottes nicht ererben werde*? Gehen euch da nicht die Augen auf, welch ein Greuel die Geldliebe in den Augen Gottes sein muß? O nehmt's doch zu Herzen, wenn der Heiland so beweglich warnt: „sehet zu und hütet euch vor dem Geiz!“ Lasset die Gottesliebe die Geldliebe austreiben. Als Zachäus ein Jünger Jesu wurde, da war es mit dem Geiz, d. h. mit der Geldliebe und Habgier bei ihm zu Ende. Ohne daß ihm der Heiland ein Wort gesagt, erstattete er nicht nur alles mit Unrecht erworbene Gut reichlich zurück, sondern er gab auch die Hälfte seines Besitzes den Armen. Ihr würdet euch ja beleidigt fühlen, wenn man euch nicht als Jünger Jesu gelten lassen wollte. *So beweist*, daß ihr es seid, indem ihr mit dem Geize brecht; beweist es auch durch eure Missionsgaben.

Viele Missionsgaben sind aber viel mehr ein Zeichen des Geizes als der Missionsliebe der Geber. Da wird allerdings oft geredet von der „*theuren*“ Missionssache; aber es ist nichts als eine gedankenlose fromme Phrase. *Was mir theuer ist, das lasse ich mir auch etwas kosten.* Was laßt ihr euch denn die „*theure*“ Missionssache kosten? Wie viel gebt ihr in eine Missions-Collecte? 5 Pfennige oder 10? Meint ihr, solch eine Gabe sei ein Gott wolgefälliges Opfer, während ihr für eure Genüsse das zehn- und mehrfache wöchentlich, vielleicht täglich ausgebt? Wie groß ist euer Jahresbeitrag? Eine Mark oder 2 oder 3? Und dabei habt ihr eine Jahreseinnahme von 3, 4 und noch mehr tausend Mark? Wenn ihr noch nicht oder höchstens den *tausendsten* Theil eurer Einnahme gebt, könnt ihr das ein *Opfer* für die Mission nennen ohne zu erröthen? Wenn eure Gabe, wie ihr nicht leugnen könnt, ganz und gar *bettelhaft* ist, wollt ihr Gott gegenüber behaupten, ihr hättet gethan, was ihr konntet? Ich bitte euch, betrachtet doch einmal eure Missionsgaben im Ver-

hältniß zu eurem Vermögen; ihr habt's vielleicht noch nicht gethan, aber wenn ihr's thut, ihr werdet euch vor euch ſelbſt ſchämen, wie unnobel, ja wie bettelhaft ihr den HErrn euren Gott abfertiget. Nehmt mir dieſe ſtarken Ausdrücke nicht übel. Es iſt auch eine Pflicht der Wahrhaftigkeit die Dinge bei dem rechten Namen zu nennen.

Es gilt auch in Bezug auf unſre Gaben: „wem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern". Entſchuldigt euch doch ja nicht mit dem Scherflein der Wittwe. Die arme Wittwe! Wie vielen Geizigen haben ihre Scherflein ſchon als Feigenblätter dienen müſſen. Dein Auge iſt ein Schalk, Freund, wenn du das Beiſpiel der Wittwe zur Entſchuldigung ſtatt zur Beſchämung deines Geizes gebrauchſt. Wahrlich, nicht das lobt der Heiland an ihr, daß ſie ſo wenig gab, ſondern daß das Wenige, was ſie gab, alles war, was ſie hatte. Das machte die Gabe der Wittwe ſo groß, daß ſie neben all den Reichen, die viel einlegten, daſtand wie eine Königin neben Bettlern. Erſt dann könnteſt du alſo deine Gabe mit den Scherflein der Wittwe auf eine Linie ſtellen, wenn das, was du gegeben, alles geweſen iſt, was du hatteſt. Wäre das der Fall, dann freilich wäre deine Gabe groß und wenn ſie nur etliche Pfennige betrüge. Denn nicht ihr eigentlicher Geldwerth, ſondern das Verhältniß, in welchem die Gabe zur Größe des Vermögens des Gebers ſteht, beſtimmt im Urtheile Gottes ihren Werth. Wenn alſo ein reicher Mann, der ein Vermögen von 300,000 Mark beſitzt, einen Beitrag von 10 Mark zahlt, ein Fall, der noch nicht einmal oft eintritt, ſo iſt das eine viel, viel kleinere Gabe, als wenn ein Handarbeiter, der nichts hat, als ſeinen Tagelohn von 1½ Mark, 10 Pfennige giebt. Das iſt die große Wahrheit, die der Heiland durch die Geſchichte von den Scherflein der Wittwe uns lehren will. Wenn du wirklich wenig haſt, ſo darfſt du auch wenig geben, ohne dich zu ſchämen. „Denn ſo Einer willig iſt, ſo iſt er angenehm nach dem er hat, nicht nach dem er nicht hat" ſagt auch St. Paulus um die Armen zu ermuthigen. Alle die Reichen, die viel in den Gotteskaſten einlegten, merkten nicht, daß ihnen nun etwas fehlte; ihre Gaben waren im Verhältniß zu ihrem Vermögen keine Opfer. Die Wittwe aber hatte wirklich ein Opfer gebracht; darum ſagt der Heiland, daß ſie mehr eingelegt, als alle die Reichen zuſammengenommen. Bis auf dieſen Tag geben auch für die Miſſion

die Armen viel mehr als die Reichen. Selbſt wenn die letzteren, wie ihre Jeruſalemiſchen Collegen, viel einlegen; im Verhältniß zu ſeinem Reichthum viel giebt ſelten ein Reicher. Und nun, mein lieber Freund, frage dich: iſt deine Gabe im Verhältniß zu deinem Vermögen ein Opfer oder iſt ſie nur ein — Broſamlein, das von einem reichen Tiſche fällt? Die Broſamen der Reichen gelten nicht vor Gott, wie ihr aus der bekannten Geſchichte des reichen Mannes ſehen könnt. Auch heute noch ſteht der Heiland, wie einſt zu Jeruſalem, am Gotteskaſten und ſieht was die Leute einlegen. Er ſieht auch was du einlegſt und er taxirt unfehlbar richtig, ob deine Gabe ein Zeichen deiner Miſſionsliebe oder deines Geizes iſt, und im letzten Gerichte, in dem mit den Werken auch die Gaben zur Sprache kommen, wirſt du aus ſeinem Munde hören, ob er ein Lob für oder eine Anklage gegen dich daraus macht. Vielleicht ſagſt du dir aber ſelbſt ſchon jetzt was er thun wird und — giebſt von heut ab reichlicher.

Aber wiederum kommt es nicht blos auf das „Reichlicher“ an. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“. „Wenn ich auch alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mirs nichts nütze“. Der HErr ſiehet das Herz an, auch meins und deins, ob die Liebe uns fröhlich zum Geben macht. Wie viele Gaben werden da werthlos vor Gott, weil ſie blos aus Schein vor den Leuten, oder aus Großthuerei oder aus moraliſchem Zwang oder nur um die Bettelei los zu werden gegeben ſind. Iſt euch eine Collecte für die Heidenmiſſion willkommen oder läſtig? Sucht ihr nicht zehn Entſchuldigungen hervor, um ſo wenig wie möglich geben zu können? Wenn ihr nicht umhin konntet etwa eine Mark zu geben oder zehn — wurmt euch nicht hinterher das ſchöne Geld? Das alles iſt doch gewiß nicht das Zeichen eines fröhlichen Gebers. O daß uns der HErr mehr Liebe zu ſich und ſeiner heiligen Reichsſache ſchenkte. Die Liebe murrt nicht, daß ſie geben muß, ſondern freut ſich, daß ſie geben darf; die Gaben für Gott und ſein Reich ſieht ſie nicht an als eine Laſt, ſondern als eine Gnade; ſie verlangt nicht Anerkennung, weil ſie giebt, ſondern dankt Gott, daß er unſre Gabe nimmt. Solche Gaben der fröhlichen Liebe, das ſind geſegnete Bauſteine zum Baue des Reiches Gottes.

Um es euch leichter zu machen dergleichen geſegnete Bauſteine herbeizutragen, will ich meine Ermahnung mit einem guten Rathe ſchließen. Der bekannte Steinthaler Pfarrer Oberlin hatte ſich in ſeinem eignen Hauſe einen Gotteskaſten angelegt, das heißt nicht für andre

Leute, ſondern für ſich ſelbſt. Sobald er eine Einnahme hatte, legte er etwas in dieſen Gotteskaſten hinein und zwar nicht blos Broſamlein, ſo daß er trotz ſeiner Armuth ſtets bei Kaſſe war, wenn es galt zu irgend einem guten Zwecke eine Gabe darzureichen. Dies in den Gotteskaſten gelegte Geld ſah er von Stund an nicht mehr als ſein, ſondern als des HErrn Eigenthum an. Es kam manchmal vor, daß die Wirthſchaftskaſſe ganz und gar leer war und Oberlin etwas aus dem Gotteskaſten entlehnen mußte; dann legte er aber ſtets einen Schuldſchein hinein und zahlte als ein ehrlicher Mann die entnommene Summe ſammt Zinſen zurück. Mein lieber Freund, thue desgleichen. Kannſt dich drauf verlaſſen der Gotteskaſten thut der Wirthſchaftskaſſe keinen Schaden, ſondern bringt Segen ins Haus. Es will Einem ja manchmal das Geben nicht leicht werden, weil man denkt, man hätte es in dieſem Augenblick nicht dazu. Ich weiß von mehr als einem gereiften Chriſten, daß er viel lieber und viel mehr zu geben gelernt hat, ſeitdem der Gotteskaſten im Hauſe ſteht. Drum rathe ich nochmals: verſuchts. Denk ja nicht, das ſei altteſtamentlich, wenn das Geben ſo in Zucht genommen und geregelt wird. Es iſt nicht der Geiſt des Neuen Teſtaments, der dir das vorredet, ſondern der böſe Geldgeiz, der ſich ſein Regiment nicht gern entwinden laſſen will. Was ein Mann wie Oberlin gethan hat, das kannſt du ganz getroſt nachthun, ohne fürchten zu müſſen, an deiner evangeliſchen Freiheit Schaden zu nehmen. Wenn dir aber der ehrwürdige Pfarrer des Steinthals nicht Autorität genug iſt, nun ich weiß noch einen andern Mann, vor deſſen Anſehen du dich ganz gewiß beugſt; der Mann heißt Paulus. Dieſer große Apoſtel der evangeliſchen Freiheit ſchreibt alſo an die Corinther: „von der Steuer aber, die den Heiligen geſchiehet, wie ich den Gemeinen in Galatien geordnet habe, alſo thut auch ihr. Auf einen jeglichen Sabbather lege bei ſich ſelbſt ein Jeglicher unter euch und ſammle, was ihn gut dünkt, auf daß nicht wenn ich komme dann allererſt die Steuer zu ſammeln ſei“. Alſo, lieben Miſſionsfreunde, legt euch eine Sparkaſſe an für die Miſſion und jeden Sonntag legt eine Gabe in dieſen Gotteskaſten. Es iſt ein ſehr praktiſcher Rath, den euch der Apoſtel der Heiden giebt. Er ſagt das nicht, „daß er euch etwas gebiete, ſondern dieweil Andre ſo fleißig ſind, verſucht er auch eure Liebe ob ſie rechter Art ſei“. Folgt ihr dem wohlmeinenden Rathe des Apoſtels, ſo wird euch bald das Geben viel mehr Freude

machen und aus einer Laſt eine Luſt werden; auch werdet ihr je länger je „reicher in dieſer Wohlthat", das heißt ihr werdet viel mehr geben als bisher, ohne daß euch das ſchwer fällt und ſo euererſeits mithelfen, daß der böſe Geiz der Chriſten nicht ein Hemmſchuh bleibe an dem Werke der Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden.

Es erübrigt nun noch ein Wort über das Sammeln von Miſſionsgaben. Es giebt liebe Miſſionsfreunde, die davon ganz und gar nichts wiſſen wollen, ſondern meinen, alle Miſſionsbeiträge müßten gebracht werden ohne jede weitere Anregung. Nun, es wäre ja ſehr ſchön wenn wir das Sammeln und das Auffordern zum Geben entbehren könnten und Niemand würde erfreuter darüber ſein, als die Miſſionsgeſellſchaften, die dann einer großen Mühe überhoben wären. Es giebt ja auch je und je geiſtesmächtige Perſönlichkeiten, denen es verliehen iſt, wie Vater Goßner zu ſagen pflegte, nur die Betglocke und gar nicht die Bettelglocke zu läuten, z. B. Georg Müller oder Ludwig Harms; allein bei ihren Nachfolgern iſt das gemeiniglich ſchon anders, die müſſen ſich wieder aufs Bitten auch bei den Menſchen legen. Es iſt auch das willig zuzugeben, daß das Collectiren manchmal in unevangeliſche Geſchäftstreiberei ausartet und daß man, um nur viel Geld zuſammenzubringen, ſich künſtlicher Mittel bedient, die nicht zu den Waffen einer geiſtlichen Ritterſchaft gehören. Aber das Collectiren überhaupt zu verwerfen wäre eine unbibliſche Uebertreibung. Paulus hatte doch gewiß den Geiſt Gottes und er collectirte, ja er collectirte mit großem praktiſchem Geſchick. Ihr braucht nur das achte und neunte Kapitel ſeines zweiten Briefes an die Corinther zu leſen, da handelt er von weiter nichts als von Collecten. Man könnte über dieſe Kapitel einen beſonderen Aufſatz ſchreiben, der die Ueberſchrift trüge: „Paulus als Collectant" und der ſehr lehrreich werden würde. Mit großer Umſicht und Weisheit geht der Apoſtel bei der beabſichtigten Collecte zu Werke. Ehe er ſelbſt kommt ſchreibt er nicht blos über dieſe Angelegenheit, um die Bedeutung der Gabe nach allen Seiten hin in ein oft überraſchendes Licht zu ſetzen, ſondern er ſendet auch expreſſe Sammler, nämlich den Titus und mit ihm „einen Bruder, der das Lob hat am Evangelio durch alle Gemeinen; nicht allein aber das, ſondern der auch verordnet iſt von den Gemeinen zu unſerm Gefährten in dieſer Wohlthat, welche durch uns ausgerichtet wird

dem HErrn zu Ehren und zum Preis eures guten Willens" und er empfiehlt dieſe Sammler ausdrücklich: „erzeiget nun die Beweiſung eurer Liebe und unſres Ruhmes von euch an dieſen auch öffentlich vor den Gemeinen". Was aber St. Paulus gethan hat, das ſoll Niemand tadeln, wenn wir es nachthun. Man darf auch den Menſchen gegenüber das Wort anwenden: „Bittet, ſo wird euch gegeben". Hat der Heiland doch ſelbſt ſo gehandelt. Ihr kennt das Geſpräch mit dem Samaritaniſchen Weibe. Durch eine Bitte zwar nicht um Geld, ſondern um einen Trunk Waſſer, aber doch durch eine Bitte um eine Gabe knüpft er dieſes Geſpräch an: „Gieb mir trinken". Wie viel tauſend Menſchen iſt wol unſer HErr Jeſus Chriſtus zuerſt nahe getreten dadurch, daß ſie um eine Gabe gebeten wurden und wie viel tauſend Menſchen werden fortgehend an ihn und ſein Reich erinnert dadurch, daß man eine Gabe von ihnen begehrt! Denke ich mir dieſe Bitten um Geldgaben einmal fort — eine große Menge von Menſchen würden dann ganz außer Beziehung zum Reiche Gottes treten. Hat der Heiland eine Samariterin um eine Gabe gebeten, ſo dürfen wir erſt recht bei unſern Sammlungen nicht vorſchnell an Jemand vorübergehen. Ich habe mehr als ein Mal da Gaben bekommen, wo ich es nicht erwartet und habe es erlebt, daß ſich Leute gekränkt gefühlt, an denen ich vorbeigegangen. Mancher iſt williger zu geben als wir denken, wenn er nur in der rechten Weiſe angeregt wird. Wer den Treiber noch nicht in ſich ſelbſt trägt, der darf auch ſchon einmal von außen getrieben werden; unſer HErr Jeſus Chriſtus iſt nicht gekommen das Geſetz aufzulöſen.

Ich weiß es ſehr gut, daß die Sammelgänge keine Spaziergänge ſind und daß man auf ihnen auch unliebliche Erfahrungen macht. Aber nur friſch und im Glauben gewagt; wir werden nicht ſelten auch beſchämt werden und mehr erhalten als wir erwartet. Finden wir aber hier und da unfreundliche Aufnahme — nun, unſer HErr Jeſus hat für uns auch ſchwere Wege gemacht; ſollten wir da für ihn und ſeine Sache nicht auch einmal einen Gang thun, der mit einigen Unannehmlichkeiten verknüpft iſt? So ein Bittgang iſt ein perſönlicher Dienſt, den man dem Heiland leiſtet und dieſer perſönliche Dienſt iſt mehr werth, als wenn du nur in deinen eignen Geldbeutel greifſt. Uebrigens iſt das Bitten oder meinetwegen auch das Betteln für den Heiland gar keine ſo gemeine Sache. Es hat eine ſehr ideale Seite, wenn man's nur recht betrachtet.

Schon für einen Menſchen betteln gehen iſt ein nobles Geſchäft; ſollte alſo das Bitten für den Heiland und ſeine Sache nicht erſt recht ein edler Dienſt ſein? Dazu iſt es ein ſchöner Beruf, ein Kaſſirer und Wechsler Gottes zu ſein und ein köſtliches Amt, den Einlegern in die Wechſelbank ein herzliches: „Vergelt's Gott" zurufen zu dürfen.

Wie vorhin den Gebern, ſo will ich auch den Sammlern ſchließlich einige praktiſche gute Rathſchläge geben. 1) Wenn du viel ſammeln willſt, ſo gieb ſelbſt zuerſt viel. Es gilt hier ganz buchſtäblich unſer Textſpruch: „gebet, dann wird auch euch gegeben". Mancher Sammler von Miſſionsgaben hat das vielleicht noch nicht bedacht und nun gehen ihm auf ein Mal die Augen auf, warum er bis jetzt ſo wenig bekommen hat. Wer ſelbſt geizig iſt, der wird nie gute Collecten ſammeln. Die Leute haben in dieſer Beziehung ein feines Gemerk. Das bloße Ermahnen thuts nicht; aber das Beiſpiel wirkt überraſchend. 2) Wenn du viel ſammeln willſt, ſo ſchicke keine gemietheten Collectanten. Gehe ſelbſt, oder ſchicke ſolche Leute, die ſelbſt ein lebendiges Intereſſe an der Miſſion haben und ſollteſt du ſolche Freiwillige nicht unter den Großen finden, ſo mache Kinder zu deinen Mitarbeitern. Nur keine bezahlten Sammler. Die ſind der Tod aller Collecten. 3) Wenn du viel ſammeln willſt, ſo ſalbe dein Haupt mit Oel auf deinen Bittgängen. Vor einem brummigen Geſicht fürchten ſich die Geber. Wie Gott einen fröhlichen Geber, ſo haben die Geber einen fröhlichen Sammler lieb. Wenn dein Angeſicht leuchtet und dein Wort lieb und freundlich iſt, ſo haſt du einen goldnen Schlüſſel, der Herzen und Geldkäſten aufſchließt. Und ſo man dir hier und da dennoch nicht liebenswürdig begegnet, ſo laß es erſt recht Sonnenſchein ſein in deinem Angeſicht und liebliche Rede auf deinen Lippen und du ſollſt ſehen, wenn du wieder kommſt, haſt du eine Gabe und einen Geber mehr für die Miſſion gewonnen. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

II.

Doch es wird Zeit, daß ich endlich zu der Verheißung komme, die unſer Textſpruch enthält: „ſo wird euch gegeben werden". Streng genommen hat der liebe Gott freilich längſt alles vorausbezahlt. Zu einem Württemberger Pfarrer kam vor etlichen Jahren ein Bauer und als er ſich verſichert, daß er an

den rechten Mann gekommen, „der Geld für die Miſſion beſorgt“, da langte er aus den Taſchen ſeiner gelben Lederhoſen etliche Rollen voll Münzen heraus und zählte und zählte bis 43 Mark auf dem Tiſche lagen. Als der Pfarrer für die überraſchend große Gabe ihm Gottes Segen wünſchte, da ſagte das Bäuerlein: „den han i ſcho“ und machte ſich davon. Ehe wir geben haben wir viel, ſehr viel im Leiblichen und Geiſtlichen von ihm empfangen. Wir müſſen alſo unſern Text eigentlich umdrehen und ſagen: „euch iſt viel gegeben worden, darum gebet wieder“. Es iſt unſre Schuldigkeit zu geben, zumal wir alle auch über unſere irdiſchen Güter doch nur Haushalter ſind. Auch mit unſern reichſten Gaben tragen wir doch nur ganz geringe Zinſen ab von den großen Kapitalien, die Gott uns geſchenkt hat. Schon darum iſt es ſehr Unrecht ſich zu beſchweren, daß man ſo oft zum Geben aufgefordert werde. Es ſollte uns eine Freude ſein, daß wir geben dürfen und ſo von unſrer großen Dankesſchuld gegen unſern lieben himmliſchen Vater doch wenigſtens eine Kleinigkeit abtragen können. Dazu ſollen wir uns freuen, wenn wir unſern ärmeren Brüdern und Schweſtern durch unſre Gaben einen Dienſt der Hilfe leiſten können. Drum hat auch der Heiland geſagt: „geben iſt ſeliger als nehmen“ und drum bezeichnet der Apoſtel Paulus die Gabe, um die er die Corinthier bittet als einen „Segen“ und als eine „Wohlthat“ und ſchreibt: „denn die Handreichung dieſer Steuer erfüllet nicht allein den Mangel der Heiligen, ſondern iſt auch überſchwänglich darinnen, daß Viele Gott danken für dieſen unſern treuen Dienſt und preiſen Gott über eurem unterthänigen Bekenntniß des Evangelii Chriſti und über eurer einfältigen Steuer an ſie und an Alle und über ihrem Gebet für euch, welche verlanget nach euch um der überſchwänglichen Gnade Gottes willen in euch“. Schon dieſe Erwägungen, denen weiter nachzudenken, ich euch herzlich bitte, ſollten hinreichen uns alle zu willigen und fröhlichen Gebern zu machen.

Aber der HErr unſer Gott iſt über die Maßen gütig. Nachdem er reichlich vorher gegeben, verheißt er auch noch reichlich nachher zu geben; ja „ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maß“ will er in unſern Schoß ſchütten. Es liegt auf der Hand, daß das Gnade iſt, wenn Gott die Gaben, die wir darreichen, nicht anſehen will als Zinſen, die wir ihm ſchulden, ſondern als Kapitalien, die wir ihm leihen. Den Gotteskaſten, in den wir unſre Gaben legen, macht er zu einer Sparkaſſe, die reiche Zinſen

giebt. Ja, unſer Gott zahlt die höchſten Zinſen. Bei ihm iſt jedes Kapital nicht blos am ſicherſten, ſondern auch am rentabelſten angelegt. Ein bekanntes Volksſprichwort ſagt: „Almoſengeben armet nicht“; aber in unſerm Textſpruch ſagt der Heiland viel mehr, da ſagt er: Geben macht reich.

Das ſagt er, der der König des Himmelreichs, der Heilige und der Wahrhaftige iſt. Wir ſollen ihm das zunächſt glauben. Auch hier heißt es: „ſo du glauben wirſt, ſollſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen“; nicht umgekehrt. Der König Ludwig II. von Baiern machte vor einigen Jahren eine Reiſe durch die Schweiz, auf der er ſich wiederholt von einem alten treuherzigen Schiffer auf dem Vierwaldſtättерſee herumfahren ließ. Der König fand Wohlgefallen an dem Alten, klopfte ihm beim Abſchied auf die Schulter und ſagte: „Eberhart, du mußt mich auch einmal in meiner Wohnung zu München beſuchen“. Das ſagte der Schiffer auch zu mit der feſten Abſicht, der Einladung des Königs zu folgen. Unterdeß lachten ihn aber ſeine Kameraden aus und ſagten: „Eberhart, du biſt ein Narr, du würdeſt in München ſchön ankommen; der König hat nur Spaß mit dir gemacht“. Aber der Alte blieb feſt dabei: „der König hats geſagt“ und nach 5 Jahren machte er ſich wirklich auf die Reiſe. Faſt ſchien es als hätten die Kameraden Recht, denn die Dienerſchaft des Schloſſes wies den Schweizer Schiffer ohne weiteres ab, als er nach dem König verlangte. Aber da traf er einen Offizier, der mit in der Schweiz geweſen war und als dieſer den Beſuch gemeldet, da hat König Ludwig den Alten ſofort in ſein Schloß holen laſſen; hat ihn ſehr freundlich empfangen, königlich bewirthet und ſelbſt im ganzen Palaſte herumgeführt und als die Diener das geſehen, ſind ſie auch ſehr höflich geworden. Zuletzt wollte der König den Schiffer in München behalten und als dieſer das dankbar ablehnte, entließ er ihn beſchenkt mit einer goldnen Uhr, die Eberhart daheim triumphirend den Freunden zeigte zum Beweiſe, daß er mit ſeinem Glauben nicht zu Schanden geworden. — Ihr errathet die Anwendung. Viele, die ſich doch Gläubige nennen, machen es mit den Verheißungen unſres Gottes geradeſo, wie die Freunde jenes Schiffers mit der Einladung des Königs von Baiern, nämlich ſie denken: Gott ſage das nur ſo zum Spaß, man dürfe ihn aber nicht beim Wort nehmen. Die Hand aufs Herz, gehört ihr nicht zu dieſen Leuten? Wenn der große und gütige König des Himmelreichs ſpricht: „gebet, ſo wird euch gegeben“, thut ihr

nicht ſo, als ſei der ein Narr, der ſolcher Verheißung wirklich traut und auf ſie hin handelt? Dieſer böſe Zweifel, der hinter die freundlichſten Zuſagen des Heilandes ſtets ein Fragezeigen ſetzt und damit ihn ſelbſt zu einem Lügner erklärt, dieſer böſe Zweifel iſt der Grund, warum ihr ſo wenig Erfahrung davon macht, daß der HErr wirklich hält, was er zuſagt. Er handelt immer nach dem Wort: „dir geſchehe wie du geglaubt haſt“ oder: „dein Glaube hat dir geholfen“. Wenn ein König dieſer Erde ſein Wort hält, ſollte es der König des Himmelreichs nicht halten? Er hat doch geſagt: „gebet, ſo wird euch gegeben“ — warum glaubet ihr denn nicht? Meine Brüder, laſſet uns der Verheißung unſres Heilandes ſo zuverſichtlich trauen, wie der alte Schweizer der Einladung des Königs traute; wir werden mit unſerm Glauben trotz alles Spottes der Welt glänzend triumphiren. Ich könnte euch leicht eine ganze Reihe von Geſchichten erzählen, wie Gott diejenigen reich geſegnet hat, auch an ihrem irdiſchen Gut, die reichlich gegeben haben. Es hat Einer ein beſonderes „Miſſionsbüchlein“ (herausgegeben von dem chriſtlichen Vereine im nördlichen Deutſchland. 3. Aufl. 1864) aus ſolchen Geſchichten zuſammengeſetzt, das ſehr erbaulich zu leſen iſt und an vielen Beiſpielen den Beweis liefert, daß Geben reich macht. Ich könnte auch aus meiner eignen Erfahrung mehr als ein ſchönes Exempel hinzufügen. Aber alle dieſe Geſchichten wären doch in den Wind geredet, wenn ihr der Zuſage des Heilandes ſelbſt nicht glaubtet. Ihr müßt das „euch“ eben auf euch ſelbſt beziehen. Es iſt mit dem: „ſo wird euch gegeben“ wie mit dem: „euch iſt heute der Heiland geboren“ und „das iſt mein Blut für euch vergoſſen zur Vergebung der Sünden“ — es erfordert wie Dr. Luther ſagt: „eitel gläubige Herzen“. Glaubt ihr aber erſt der Verheißung, ſo thut ihr auch nach der Aufforderung Jeſu und gebet ihr, ſo giebt Gott euch wieder. Ihr müßt nun die Probe machen. Mit dem bloßen Reden über die Sache kommen wir nicht weiter.

Wenn der Heiland ganz allgemein ſagt: „ſo wird euch gegeben“, dann denkt er aber nicht allein an Geldgeben. Es giebt noch größere Gaben Gottes als dieſe. Gott giebt geiſtliche Segnungen in himmliſchen Gütern; er macht dich reicher an deinem inwendigen Menſchen; er vermehrt deinen Herzensfrieden, dein Familienglück, den Erfolg deiner Wirkſamkeit. Der Sohn Gottes hat einmal das tiefſinnige Wort geredet: „es iſt meine Speiſe, daß ich thue den Willen meines Vaters im Himmel“. Es wird Speiſe für den

einzelnen Christen, für die einzelne Gemeinde, für die gesammte Kirche, wenn sie gehorsam den Willen Gottes Geld und Missionsarbeiter geben, damit das Evangelium gepredigt werde allen Völkern. Hier erfüllt sich das Wort im umfassendsten Sinne: „laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit". Es ist eine ganz grundfalsche Rede: „wir brauchen das Geld und die Arbeiter jetzt im Lande, darum muß die Mission zurückstehen". Nach den Regeln der göttlichen Rechenkunst heißt es vielmehr: „je mehr ihr für die Mission thut, desto mehr stärkt ihr das Leben in der heimathlichen Kirche". Die Missionszeiten sind immer die Belebungszeiten der Kirche. Es ist mit aller Missionsthätigkeit wie mit dem Nebel, der von der Erde aufsteigt um als befruchtender Regen auf sie zurückzukehren. Der Ackersmann genießt der Früchte seiner Arbeit zuerst. Darum: „Gebet, so wird euch gegeben". Das ist gewißlich wahr. Der HErr hat's gesagt. Amen.

X. Das Missionsgebet.

„Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch unsern HErrn Jesum Christum und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit beten für mich zu Gott". Röm. 15, 30.

„Und es begab sich, daß er war an einem Ort und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: HErr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte. Er aber sprach zu ihnen: Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiliget. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Luc. 11, 1—2.

Unsre letzte Betrachtung bedarf nothwendig einer Ergänzung. Die Mission ist nicht ein Geschäft, das man mit Geld allein abmachen kann. Man kann das Geld nicht entbehren, aber es reicht für sich allein lange nicht aus. Man kann z. B. mit Geld keine tüchtigen Missionare erkaufen und mit Geld der Missionspredigt keine Frucht verschaffen. Dazu ist noch eine ganze andre Macht nöthig. Mag immerhin das Sprichwort wahr sein, daß das Geld die Welt regiert; das Reich Gottes regiert nicht das Geld, sondern der lebendige Gott, der sich durch unsre Gebete leiten läßt. Unsre Missions-Gesellschaften wären sehr arm, wenn sie nur Geber und keine Beter hätten.

Als die ersten Heidenboten ihre erste Missionsreise antraten, da wird uns von der sie sendenden Gemeinde in Antiochien berichtet: „da fasteten sie und beteten und legten die Hände auf sie und ließen sie gehen". Es ist nicht gut wichtige Unternehmungen für das Reich Gottes, wie es heutzutage manchmal geschieht, mit Festen statt mit Fasten zu beginnen. Werden die Freudenfeste voraufgefeiert, so kommen die Fasttage gemeiniglich nach. Wir wollen daher in der Mission lieber bei der alten umgekehrten Ordnung bleiben: erst die Fasttage, dann die Festtage. Es ist so Gott wolgefälliger und verheißungsreicher. Barnabas und Saulus zogen fröhlich ihre Straße. Ueber sich hatten sie den Segen Gottes, in sich den Trieb der Liebe Christi, hinter sich eine betende Gemeinde. So sollen auch unsre Missionare in die Heidenwelt ziehen, die vor ihnen liegt. Nicht bloß, daß wir sie mit einer feierlichen Weihe zu ihrem Berufe unter Gebet und Handauflegung ent-

laſſen; es ſoll auch nach der Ausſendung hinter ihnen ſtehen eine betende Gemeinde.

Als unſre Söhne und Brüder in die Schlachten zogen gegen den Feind des Vaterlandes, da haben die Zurückgebliebenen ohne Unterlaß betende Hände für ſie aufgehoben zu Gott im Himmel und dieſe Gebete haben ihre Siege erkämpfen helfen. Nach der Schlacht bei Großbeeren ſaßen eine Anzahl Offiziere beim fröhlichen Siegesmahl. Das Geſpräch kam auch auf den bekannten Berliner Paſtor Jänicke, einen Prediger des Kreuzes in glaubensarmer Zeit. Als ſich etliche der jungen Herren über den würdigen Mann luſtig machten, ergriff ein General das Wort und ſprach: „wer hat denn eigentlich die Schlacht bei Großbeeren gewonnen?“ Manches wurde hin- und hergeantwortet und dieſes Regiment genannt und jenes. Da ſagte der General: „Meine Herren, ich will Ihnen die Antwort geben. Wir haben nichts gewonnen; wir haben nur geſpielt. Der Mann, von dem Sie vorhin ſoviel Lächerliches erzählten, der hat die Schlacht gewonnen. Der hat mit ſeiner Gemeinde Tag und Nacht auf den Knien gelegen und den Lenker der Schlachten um den Sieg angerufen“. Die Welt mag lachen, ſo viel ſie will; es bleibt doch dabei: die Gebete der Gläubigen regieren mit Gott die Welt. Und die Gebete der Gläubigen gewinnen erſt recht die Schlachten im Reiche Gottes. Darum ſoll hinter den Miſſionaren ſtehen eine betende Gemeinde.

Welche große Bedeutung für die Ausbreitung ſeines Reiches der HErr Jeſus ſelbſt dem Gebete beilegt, haben wir früher ſchon geſehen, als wir ſeine Aufforderung betrachteten: „bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeine Ernte ſende“. Jetzt handelt es ſich uns aber nicht um das Gebet um Arbeiter, die erſt geſendet werden ſollen, ſondern für die Arbeiter, die ſchon im Dienſte ſtehen. In der Wirklichkeit wird ſich ja freilich beides nicht von einander ſcheiden laſſen. Wer um Arbeiter bittet, der betet gewiß auch für die Arbeiter. Aber für die Betrachtung können wirs ſcheiden und da unſre Auslegung des eben erwähnten Herrenwortes den Hauptnachdruck auf die Arbeiter legte, um welche gebetet werden ſoll, ſo bedarf ſie noch einer Ergänzung nach der Seite hin, welche das heutige Textwort betont.

Der große Heidenapoſtel iſt ſich der Nothwendigkeit der Fürbitte zur Förderung des ihm anvertrauten Werkes ſehr klar bewußt. Wie er die von ihm in Gemeinden geſammelten Gläubigen faſt in

jedem Briefe verſichert, daß er „ohn Unterlaß ihrer gedenke in ſeinem Gebet“, ſo fordert er ſie hinwiederum auf, ihm „kämpfen zu helfen durch ihr Gebet für ihn zu Gott“, als gälte es eine Schlacht, in der der Sieg nur errungen werden könne, wenn das ganze Heer der Gläubigen theilnehme am Streit. „Betet für uns“, heißt es ein ander Mal, „auf daß Gott uns die Thüre des Worts aufthue zu reden das Geheimniß Chriſti“. Und an einem andern Ort: „und betet ſtets für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß ich möge kund machen das Geheimniß des Evangelii, welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich darinnen freudig handeln möge und reden, wie ſichs gebühret“. Ja den Theſſalonichern ſchreibt derſelbe Apoſtel: „weiter, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe und geprieſen werde, wie bei euch und daß wir erlöſet werden von den unartigen und argen Menſchen“. Achtet auf das Wörtlein: „weiter“, mit dem dieſe Aufforderung beginnt. Genau überſetzt bedeutet das: „ſchließlich, übrigens, kurz, um alles in eine Summa zuſammen zu faſſen“. Von einem alten Römer, der feſt von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Zerſtörung Carthagos für das Wohl ſeines Vaterlandes unerläßlich nothwendig ſei, wird erzählt, er habe jede Rede, die er im Senate gehalten, es mochte zu ihrem Inhalte paſſen oder nicht, mit den Worten geſchloſſen: ceterum censeo Carthaginem esse delendam, d. h. „übrigens iſt meine Meinung, daß Carthago zerſtört werden muß“. Ein ſolches Ceterum censeo iſt das „Weiter“ in dem zuletzt angeführten Pauliniſchen Worte. „Meine Hauptbitte an euch iſt, betet für uns. Eure Gebete ſind unſre mächtigſten Bundesgenoſſen. Vergeſſet das nicht, ſo oft ihr unſrer gedenket“.

Wenn irgend ein Werk, ſo bedarf die Miſſion unſrer betenden Mitarbeit. Auch die Miſſionare der Gegenwart haben daſſelbe Bedürfniß, welchem St. Paulus ſo oft und ſo eindringlich Ausdruck gegeben. Es ſind viele Briefe von Miſſionaren durch meine Hände gegangen, aber ich erinnere mich nicht je einen geleſen zu haben, der nicht die Aufforderung enthalten hätte: „gedenken Sie unſrer in Ihrem Gebet“. Wie die Apoſtel ſo begehren auch unſre heutigen Miſſionare hinter ſich eine betende Gemeinde, die ſie trägt und ihnen kämpfen hilft. Ihr wißt, die Arbeit auf dem Miſſionsfelde iſt ſchwer; der Verſuchungen von allen Seiten ſind viel; die Verantwortung iſt groß und das Werk für das geſammte Reich Gottes

bedeutungsvoll. Auch unſre Miſſionare ſind ſchwache Menſchen und tragen den Schatz des Evangelii in irdenen Gefäßen; ſie ſind oft in Gefahr, daß ihre Hände ermüden und ihre Knie ſtraucheln — ſo oft ihr darum ihrer gedenket: betet, betet für ſie!

Aber an wen richtet ſich dieſe Aufforderung? Nun, natürlich an ſolche, die wirklich beten können. Der Apoſtel redet die zur Fürbitte Aufgeforderten ſtets an: „liebe Brüder". Seine „Brüder", das ſind offenbar ſolche Leute, die mit ihm denſelben lebendigen Glauben an den Heiland haben und von demſelben Heiligen Geiſte getrieben werden; Leute, die als Kinder Gottes beten können, wie es vor Gott im Himmel gebetet heißt; Leute, die an ſeiner Arbeit den innigſten Herzensantheil nehmen und mit ihm durch aufrichtige Liebe verbunden ſind. Daher ermahnt er ſie auch „durch unſern HErrn Jeſum Chriſtum und durch die Liebe des Geiſtes". Er weiß, daß Jeſus Chriſtus in ihnen lebt und durch ſie wirkt und daß die Liebe Gottes ausgegoſſen iſt durch den Heiligen Geiſt in ihre Herzen. Die Erinnerung an dieſe Gemeinſchaft, die ſie miteinander haben, iſt dem Apoſtel das kräftigſte Mittel, ſich der Fürbitte der Brüder zu vergewiſſern.

Wo eine ſolche Gemeinſchaft aber nicht iſt, da iſt auch die Aufforderung zur Fürbitte in den Wind geredet. Und wie oft, wie oft iſt das doch der Fall. Ich kann mir nicht helfen; aber es kommt mir oft wie eine gedankenloſe Phraſe vor, wenn große, zumeiſt nicht aus „Brüdern" beſtehende Verſammlungen, noch dazu mit gewaltigem Pathos aufgefordert werden: „betet für die Miſſionare". Man kann ſich mit Beſtimmtheit vorausſagen, es thuts doch Keiner und der Redner thuts vielleicht ſelbſt auch nicht. Ja ich habe mehr als ein Mal gehört, daß geſagt wurde: „Eins könnt ihr alle für die Miſſion thun, auch die, welche nichts geben können; ihr könnt beten". Ob die, welche ſo reden, wol ſelbſt für die Miſſion beten? Nein, beten für die Miſſion können nicht Alle; ich bin vielmehr überzeugt, daß das nur Wenige können und wahrſcheinlich viel, viel Weniger, als man annimmt. Geben für die Miſſion, das kann ich viel eher Allen zumuthen; eine Mark oder ein paar Mark reißt ſich eher Einer vom Herzen los, als daß er betet. Beten kann ich nur für eine Sache, die mich innerlich angeht. Iſt das nicht der Fall, ſo ſind alle noch ſo beweglichen Aufforderungen in die blaue Luft geredet. Man kann nun einmal nicht Trauben leſen von den Dornen noch Feigen von den Diſteln. Das Gebet iſt ein

Ausfluß des gesammten innern Lebens; die Frucht einer geistlichen Entwicklung, von der man es nicht losreißen kann. Das Gebetsleben ist gleichsam der Barometer des ganzen innerlichen Christenstandes. So viel lebendiges Christenthum, soviel wahres Gebet. Nicht mehr. Sage mir ob und wie du betest und ich will dir sagen, wie es mit deinem Christenthume steht. „Wie schwer kommt man doch dazu", sagte einmal der auf diesem Gebiet besonders erfahrene Pfarrer Blumhardt, „daß der Vater im Himmel von Einem sagt: der betet, wie uns von Cornelius und von Paulus bezeugt wird". Und nun vollends die Fürbitte. Zweifellos ist das Gebet für sich selbst leichter als das für Andere. Die Fürbitte, die die Interessen Anderer mit Ernst und Freudigkeit als ob sie die eignen wären vor den Thron Gottes bringt, setzt nicht nur eine gewisse Reife im Gebetsleben, sondern auch in der Liebe voraus, eine Reife, die wie ich fürchte, nicht das Gemeingut Vieler ist. Greife nur Jeder in sein eignes Herz! Auch Leute, die nicht mehr Anfänger im Christenthum sind, haben sich in diesem Punkte großer Lauigkeit und vieler Versäumniß anzuklagen. Erst wenn das innere geistliche Leben tief gegründet ist und man sowol in der Gebetsübung wie in der Nächstenliebe über die ersten Elemente hinaus ist, wird Einem die Fürbitte leicht und natürlich.

An den großen Haufen also können nüchterne und wahre Christen, denen die Phrase und besonders die geistliche Phrase ein Greuel ist, die Aufforderung zur Fürbitte nicht richten. Wie in das Heilige des Alttestamentlichen Tempels nur die Priester gehen durften, so giebt es auch im Neuen Testamente ein Heiliges, das nur für das priesterliche Volk des Eigenthums, d. h. für diejenigen Gläubigen, die Gott wirklich geistliche Gaben opfern, zugänglich ist. Was im Heiligen des Alttestamentlichen Tempels der Rauchaltar war, das ist im Heiligen des Neutestamentlichen Tempels das Gebetsleben, sonderlich die Fürbitte. Seid ihr Priester Gottes, die das Rauchaltars warten, führt ihr ein Leben des Gebets, thut ihr Fürbitte? Wol, dann gehört ihr zu den „Brüdern", an welche die Aufforderung unsres heutigen Textes gerichtet ist.

Liebe Brüder! Viel, viel ist in eure Hand gelegt, die ihr beten könnt. Nicht die Missionare allein, die zu den Heiden gehen, treiben Missionsarbeit; wir zu Haus missioniren auch, wenn wir für die Mission beten. Als David einst gegen die Amalekiter zu Felde zog und sie besiegte, bestimmte er: „wie das Theil derjenigen,

die in den Streit hinabgezogen ſind, alſo ſoll auch ſein das Theil derjenigen, die bei dem Geräthe geblieben ſind und ſoll gleich getheilt werden". Soll die Beute getheilt werden, ſo muß auch die Arbeit getheilt werden. Dies geſchieht wenn die Zurückgebliebenen betende Leute ſind, wie einſt Moſes ein Beter war und die Kinder Iſrael ſiegten über Amalek, ſo lange er ſeine Hände aufhob. Die Beter, die wirklich vor Gottes Thron ſtehen, die helfen den Streitern im Felde die Siege erkämpfen. Der Heiland ſagt einmal von dem Gebete im Kämmerlein, das der ins Verborgne ſehende Vater im Himmel als Gebet anerkennt, es werde „vergolten werden öffentlich". Es giebt alſo Gebete, von deren Bedeutung für das Reich Gottes am jüngſten Tage vor den Ohren aller Creatur wird geredet werden. Werden darunter auch Gebete von uns ſein? Oder ſind unſre Gebete nur kraftloſe Worte, die nicht „ins Gedächtniß vor Gott kommen?"

Ihr verſteht jetzt warum der Apoſtel ſo beweglich ermahnt: „helfet mir kämpfen". Soll das geſchehen, ſo muß das Gebet eine wirkliche Arbeit, ein wirklicher Kampf und nicht blos ein Spiel mit Worten ſein. St. Jacobus ſchreibt: „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt". Ernſtlich, das heißt: wenn es aufrichtig, wahr und energiſch iſt. Bloße Wortgebete bauen nur Luftſchlöſſer. Sollen die Miſſionare draußen etwas davon ſpüren, daß daheim für ſie gebetet wird, ſo müſſen es Kraftgebete ſein, die wir vor den Thron Gottes bringen. Das Himmelreich leidet Gewalt.

Wie bekommen wir aber zu ſolchen Gebeten die rechte Anregung? Ich laſſe den Pfarrer Blumhardt antworten, der über dieſen Gegenſtand einmal in Barmen eine Feſtpredigt gehalten, die mir unvergeßlich geblieben. „Denken wir uns in die Lage des Heilandes. Wie jammerte es ihn über alles, was er hier auf Erden ſah an Sünden, Noth, Verkommenheit, Verlorenſein. Der Jammer der Menſchheit hat ihn ins Gebet getrieben. Wenn er ſah, wie es an allem fehlte, nirgends eine Hilfe, überall Noth war; ſo hat es ihn gedrängt zu ſeinem Vater zu gehen und eine Bitte zu thun. Alles was er ſah und hörte und wol auch in der fernen Heidenwelt ſich denken konnte, ging ihm tief zu Herzen und war ihm Anregung immer wieder ein Wörtlein mit ſeinem Vater zu reden. Freilich wenn wir mit geſchloſſenen Augen umherlaufen und nichts beachten als uns ſelber und nicht bemerken die

Seufzer und Thränen, die allerwärts fließen, und Sünde und Verderben uns nicht zu Herzen geht, dann giebts auch keine Anregung zum Gebet. Wer aber durch den Glauben an den HErrn Jesum ein offnes Auge und Herz bekommen hat, der kann und muß je und je, nachdem er gerade auf den Jammer sieht, in irgend einen Winkel schlüpfen und seufzen: „ach Gott erbarme dich und siehe darein". Statt zu schelten, daß die Leute so gottlos sind, geht man lieber in einen Winkel und redet mit dem Vater im Himmel ein Wörtlein. Und wenn wir nun insbesondere an die Mission denken — kein Blatt kommt uns ja in die Hände, das nicht etwas Erschreckendes und Tiefbetrübendes aus der Heidenwelt enthielte; muß denn nicht dieses grauenvolle Elend und Verderben einen mächtigen Antrieb geben, um im Stillen zu seufzen, daß Gott doch darein sehen möchte, da ja nur durch Kräfte von oben geholfen werden kann? Also Anregung genug zur Missionsarbeit im Kämmerlein". Meine Brüder, benutzen wir diese Anregungen zum Missionsgebet? Ihr die ihr Missionsblätter lest und Missionsstunden besucht und Missionsgeschichte genug kennt, giebt euch das, was ihr sehet und höret ein jammerndes Herz, welches euch zum Gebet treibt?

Und noch auf eine andre Anregung macht St. Paulus in unserem Textspruche uns aufmerksam. „Helfet mir kämpfen, schreibt er, durch euer Gebet für mich zu Gott". Er bittet also um ein specielles Fürbittegebet für sich selbst. Nicht blos die Noth der Heidenwelt im allgemeinen, sondern auch der einzelne Missionsarbeiter, der dieser Noth abzuhelfen sucht, soll uns Anregung zur Fürbitte geben. Freilich dann muß ich solche einzelne Arbeiter kennen. Zwar das ist nicht unerläßlich, daß ich sie persönlich kenne. St. Paulus hat die Aufforderung unsres Textes an die Gemeinde in Rom gerichtet, die er weder selbst gegründet, noch bis zur Abfassung des Briefes besucht hatte. Den meisten Gliedern der Gemeinde war der Apostel persönlich demnach nicht bekannt. Aber sie wußten alle von ihm, hatten alle von ihm gehört und gelesen. Obgleich dem Angesicht noch ein Unbekannter war er ihnen doch bekannt und auf Grund dieser Bekanntschaft durfte er um ihre Fürbitte werben. So mag es auch sein, daß ihr wenig oder vielleicht gar keine Missionare persönlich kennt; aber ihr lest und hört die Berichte von vielen; ihr interessirt euch speciell für diesen oder jenen und erfahrt welche besondern Kämpfe er hat. Solche Bekanntschaft

laßt euch Anregung zur Fürbitte ſein. Ihr kennet wol auch perſönlich oder doch ſicherlich dem Namen nach die Leiter der Miſſions-Geſellſchaften. Auch ſie haben eine reichliche, ſchwere und verantwortungsvolle Arbeit. Darum gedenket auch ihrer ſpeciell in eurem Gebet. Es iſt ein großer Gewinn für unſre Gebete, wenn ſie aus den Allgemeinheiten herauskommen und ſpeciell werden. Oft ſind unſre Miſſionsgebete ſo kraft- und farblos, weil ſie ſo allgemein ſind. Als in einer öffentlichen Gebetsverſammlung einmal Einer ein langes Gebet ſprach, da unterbrach den Beter endlich ein ungeduldig gewordenes Weib, indem ſie laut ausrief: „ſo bitten Sie doch um etwas“. Wir machen oft lange Gebete und bitten um nichts. Bitte alſo um etwas Specielles, ſo kommt Kraft in deine Gebete. Durch das Bitten um ſpecielle Dinge lernt man auch am ſicherſten das inhaltsvolle allgemeine Gebet.

Wir ſind und bleiben im Gebet ABC-Schüler und bedürfen, wie einſt die Jünger, daß der Heiland uns beten lehrt. Wir wollen daher zuerſt bei ihm in die Schule gehen, wenn wir nun weiter fragen: welchen Inhalt ſollen denn unſre Gebete und ſpeciell unſre Miſſionsgebete haben? Auf das Gebet um Arbeiter kommen wir jetzt natürlich nicht zurück. In den 3 erſten Bitten des heiligen Vaterunſers giebt der Heiland unſern Miſſionsgebeten einen weiteren Inhalt. Geſtattet mir, daß ich nochmals dem Pfarrer Blumhardt das Wort gebe, um uns zu zeigen, wie uns in dieſem Muſtergebet der Meiſterbeter für die Miſſion beten lehrt. „Sind wir wirklich Kinder Gottes, ſo erfordert dieſe Kindſchaft, daß wir nicht zuerſt für uns, ſondern für unſern guten Vater im Himmel beten, daß er zu ſeinem vollen Rechte in allem komme; wie denn gute Kinder nichts Beſſeres zu beten wiſſen, als daß es mit ihren Eltern doch recht gut kommen möchte. Zunächſt ſoll der Name Gottes geheiligt werden. Was iſt denn der Name Gottes? „HErr, HErr, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue“; das iſt ſein Name. Es ſoll alſo anerkannt werden, daß wie er der Vater im Himmel iſt, er auch als ſolcher ſeine Arme um alle ſeine Kinder ſchlingen möge. Man kann mit nichts den Namen Gottes beſſer heiligen, als wenn man ihn als guten Gott, der gnädig und barmherzig iſt, ſo nimmt und feſthält und ihn in Wahrheit einen Vater ſein läßt. Das Nächſte iſt, daß wir ſelbſt Gott uns alſo aneignen. Ehe du Andern predigſt, heilige den Namen Gottes in dir, daß du dich mit Buße in ſeinen Vaternamen legeſt und mit vollem Glauben Jeſum treu annimmſt,

den Gott uns zum Mittler gegeben und der machen will und kann, daß alle Welt den Vater liebe. Wo ſind nun aber die Leute, die alſo den Namen Gottes heiligen? Daß viele willig ſind eine Miſſionspredigt zu hören, damit treiben ſie noch nicht Miſſion an ſich und Andern. Darum laß dirs für dich ſagen, daß der Heiland, der die Repräſentation des Namens Gottes iſt, in dir und Jedem lebendig werde, ſo wird der Name Gottes geheiligt. So hat der HErr Jeſus gebetet: „Vater hilf, daß ſie's erkennen, ich ſei eine Gabe für ſie Alle zum ewigen Leben; hilf, daß was ich thue, was ich rede mit großem Nachdruck geſchehe; wolle du dazu mitwirken, daß die, welche ich liebe, dich und deinen lieben Namen heiligen lernen". *Wenn wir nun auch ſo beten und werfen dabei einen Blick auf die ganze Menſchheit, ſo treiben wir Miſſionsarbeit.*

„*Dein Reich komme*". Auch ſo hat der Heiland ſelbſt gebetet, damit ein Grund gelegt und ein Anfang gemacht werde. Daher war es ihm eine große Freude, als die wenigen Jünger, zu denen das Reich Gottes in Wahrheit gekommen war, ihn baten: „lehre uns beten" und er ſagte zu ihnen: ſo betet, daß das Reich Gottes immer mehr Unterthanen erhalte und mehr Seelen ſich zu ihm herzumachen und es fort und fort komme bis es ſeine Vollendung erreiche. Wiederum ſorge dafür, daß du ſelbſt ein rechter Reichsgenoß werdeſt, dann wirſt du auch ſorgen und werben für deinen Vater im Himmel, daß je länger je mehr Alle mögen ihn anrufen und mit Thränen ſeines Reiches gedenken. — Noch ſind ſo wenige Unterthanen im Reiche Gottes. Lauter Antrieb zur Miſſion. Denken wir an die Chineſen, an die Mohammedaner, überhaupt an die 1000 Millionen, die noch keine Reichsgenoſſen ſind, ſo giebts da eine Anregung des Herzens, daß man bitten muß: „O Vater im Himmel, mach's doch einmal, mach du's mit deiner himmliſchen, allmächtigen Kraft, daß keine Hand und kein Fuß mehr ſich regt, was dir nicht unterthan ſei und dich will ehren als einigen HErrn".

Und nun die *dritte* Bitte. Da gilt es zu beten: „lieber Vater, laß doch nichts geſchehen, was nicht ſchließlich mit deinem Willen übereinſtimmt und zum Guten führt. Laß doch Niemand etwas thun, was wider deinen Willen läuft, laß jede Widerſtandskraft verſchwinden und jedes Widerſprechen aufhören." Wenn du nun deinen Willen behalten willſt, ſo denke an den HErrn Jeſum, der ſeinen Willen in den Tod gegeben hat und lerne mit deinem Willen dich ganz und gar in den Willen deines Vaters im Him-

mel ſtellen. Das iſt Arbeit, auch Miſſionsarbeit, denn nun kannſt du bewirken, daß auch Andre ihren Willen brechen. Wie viel finſtrer Wille herrſcht aber noch in der unſichtbaren und ſichtbaren Welt und in der eignen Bruſt und deshalb kanns draußen nicht recht vorwärts gehen. Selbſt Miſſionare laſſen oft den eignen Willen mit hinausgehen ſtatt den ihres Vaters im Himmel. Wir müſſen aber Alle lernen, wenn ſie gelingen ſoll, die Sache unſres Gottes ganz nach dem Willen Gottes zu treiben".

Soweit Blumhardt. Und nun vernehmet von St. Paulus weiteren Inhalt für eure Fürbittengebete für die Miſſionare. Ich denke, was der erſte und größte aller Miſſionare, der den Ehrennamen des „Apoſtels der Heiden" trägt, begehrt hat, das iſt auch Wunſch und Bedürfniß der heutigen Heidenboten. Nach unſrer Textſtelle ſollen die Römer ihm beten helfen „daß er errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, auf daß ſein Dienſt, den er gen Jeruſalem thut, angenehm werde den Heiligen; auf daß er mit Freuden auch zu den Römern komme und ſich mit ihnen erquicke". An die Corinther ſchreibt er: „Gott hat uns vom Tode erlöſet und erlöſet uns noch täglich und wir hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfort erlöſen durch Hilfe eurer Fürbitte für uns; auf daß über uns für die Gabe, die uns gegeben iſt, durch viele Perſonen viel Danks geſchehe". Die Theſſalonicher bittet er: „betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe und gepreiſet werde wie bei euch, und daß wir erlöſet werden von den unartigen und argen Menſchen", eine Gebetsanweiſung, die wir in einer folgenden Betrachtung eingehend beſprechen wollen. Den Coloſſern wie den Epheſern empfiehlt er zu beten, „daß Gott ihm die Thüre des Worts aufthue, zu reden das Geheimniß Chriſti" und „daß ihm gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun ſeines Mundes". Da habt ihr eine ganze Fülle des Inhalts für eure Fürbittengebete: Schutz der Miſſionare vor Feinden des Evangelii; Bewahrung in Gefahren des Leibes und der Seele; Niederwerfung der aufhaltenden Widerſtände; Bahnung neuer Miſſionswege und Oeffnung verſchloſſener Thüren; Unterſtützung der directen Miſſionsarbeit durch Ausſtreuung vieler Samenkörner der evangeliſchen Wahrheit durch indirecte Miſſionswege; Erleuchtung der Verkündiger des Geheimniſſes Chriſti durch Weisheit von oben, daß ſie die Thüre zum Verſtändniß des Worts wie zum Herzen der Heiden finden; Erhaltung der Miſſionare in freudiger Ausrichtung ihres Berufs, daß ſie nicht verzagt noch verdroſſen werden ꝛc. Die Miſſionare ihrerſeits unterlaſſen es ja

nicht zu ſchreiben, wie es ihnen gehe und nach welcher Seite ſie unſre Gebetshilfe gerade brauchen. Das laßt euch dann einen Wink ſein, was ihr gerade beten ſollt, damit ihr immer ein beſtimmtes Ziel habt, auf das ihr zuſteuert und nicht lange Gebete macht, ohne etwas zu bitten. Freilich leſen und hören müßt ihr die Miſſionsberichte; denn was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß, und ein warm gemachtes Herz muß ich haben, wenn ich wirkſame Fürbitte thun ſoll.

Wo ſoll nun dieſe Fürbitte dargebracht werden, in der Gemeinſchaft mit vielen andern Miſſionsfreunden oder in der Einſamkeit des Kämmerleins? Es ſoll beides geſchehen. Wir brauchen gemeinſame Miſſionsbetſtunden und ſtille Gebete der Einzelnen in der Zurückgezogenheit und verſtehe ich die Schrift recht, ſo ſind die letzteren die wichtigſten. Der Heiland hat ja auch auf das gemeinſchaftliche Gebet eine große Verheißung gelegt, denn er hat geſagt: „wo zwei unter euch eines werden auf Erden, worum es iſt, das ſie bitten wollen, das ſoll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen". Es iſt aber ſehr bemerkenswerth, daß er nicht geſagt hat: „wo zweihundert oder zweitauſend verſammelt ſind". Gewiß liegt in der kleinſten Gemeinſchaft von zweien oder dreien, die der Heiland bezeichnet, eine Ermuthigung und ein Troſt, daß wir nicht denken ſollen, der große Segen ſei gebunden an die großen Verſammlungen. Aber es liegt auch ein Wink darin, der lange nicht genug beachtet wird, nämlich der, daß ſich der HErr von großen Gebetsverſammlungen nicht viel wirkliches Gebet verſpricht und wer einige chriſtliche Erfahrung mit chriſtlicher Nüchternheit verbindet, der muß ja ſagen: ja, in dieſen großen Verſammlungen werden wol lange und ſchöne Gebete geredet; aber wirkliche Gebete ſind's ſelten, ſondern meiſt eine Art Predigten in Gebetsform; man will mehr den Menſchen als Gott etwas damit ſagen. Ich will gewiß nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten und die großen öffentlichen Gebetsverſammlungen geradezu widerrathen; aber warnen möchte ich, daß man ihre Bedeutung als Gebetsverſammlungen überſchätzt. Kleinere Gebetsgemeinſchaften weniger aber lebendiger Miſſionsfreunde ſind einflußreicher bei Gott. Es iſt doch gewiß nicht eine Gottes würdige Vorſtellung, daß Maſſengebete bei ihm das größte Gewicht hätten; etwa wie man eine Petition an den Reichstag für beſonders wirkungsvoll hält, wenn ſie viel tauſend Unterſchriften trägt. Zwei

oder drei wahre und warme Missionsfreunde, die wirklich beten können, beten wirkungsvoller als zwei- oder dreitausend, die nur mit Worten an dem Abendgewölk kräuseln, aber der Mond hinter ihm hat gute Ruhe. Viele solche kleine Gebetsgemeinschaften, wie sie in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so häufig waren in unserm Vaterlande, die wünschte ich aller Orten der Mission. Und dazu viele, viele Beter im Kämmerlein, wo sie nur Gott sieht und hört. Mich dünkt es wird lange nicht genug beachtet, daß der Heiland gesagt hat: „wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließ die Thür hinter dir zu“. Wenn der Sohn Gottes gebetet hat, so hat selbst er sich zurückgezogen, um mit seinem Vater allein zu sein. Wer unter uns Erfahrung in dem öffentlichen Beten vor andern Menschen hat, der wird, so er anders aufrichtig ist, bekennen müssen, daß da oft nur die Gebetsform aber nicht wirkliches Gebet war. Ist man allein mit Gott, so ist man viel freier und wenn ihr mich nicht mißverstehen wollt, viel ungenirter. Da kommts Einem nicht darauf an, daß man die Worte so schön setzt; man redet einfältiger, kindlicher und mehr wie es Einem ums Herz ist, mit einem Worte, man betet mehr. Darum ihr lieben Missionsfreunde, im Kämmerlein, im Kämmerlein vor allem thut eure Missionsgebete. „Euer Vater, der ins Verborgne sieht, wird's euch vergelten öffentlich.“

Und nun zum Schluß nur noch eins. Was wird denn durchs Gebet erzielt? Wenn nichts durch's Gebet erreicht würde, würde uns der Heiland dann so dringlich geboten haben zu beten? Wir legen, wenn wir beten, die Sache in Gottes Hand und nun muß der Allmächtige etwas thun; seine Ehre leidet's nicht anders. Nur daß wir im Glauben bitten und nicht zweifeln. Er hat's gesagt, daß er uns erhören will und er kann nicht lügen. Beten wir also der Anleitung Jesu gemäß, so sind das nicht Worte in die blaue Luft hinein, sondern Gottes Kräfte werden dadurch in Bewegung gesetzt. Zuletzt wird es offenbar werden, daß alle großen Thaten und Erfolge im Reiche Gottes die Frucht der gläubigen Gebete sind. Manchmal wird uns Gott warten lassen, manchmal wird er etwas Anderes geben, als wir gebeten haben. Aber fruchtlos ist nie ein gläubiges Gebet. Die Gebete der Gläubigen bauen das Reich Gottes und erkämpfen die Siege auf dem Missionsfelde. Darum betet allezeit und werdet nicht laß, sintemalen ihr wisset, daß das Gebet eine große Verheißung hat. Amen.

XI. „Ach laß dein Wort recht schnelle laufen".

„Weiter, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe, und gepreiset werde, wie bei euch, Und daß wir erlöset werden von den unartigen und argen Menschen". 2. Thess. 3, 1 und 2.

Nachdem wir dem Missionsgebete eine besondere Betrachtung gewidmet, können wir jetzt, über die Anfangsworte unsres Textes hinwegeilend, sofort den Gegenstand ins Auge fassen, der heut speciell unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll nämlich: „das laufende Wort".

„Betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe" — ein eigenthümlicher Ausdruck! Viele Schriftleser und selbst nicht wenige Schriftausleger sind bei solchen eigenthümlichen Ausdrücken schnell bei der Hand, ihnen eine blos allgemeine Bedeutung zu geben. Allein erst wenn man sie nimmt wie sie lauten, gewinnt man ihnen ihren tiefen und reichen Sinn ab. Wir haben schon früher ein Beispiel dieser Art gehabt, als wir das Wort betrachteten: „bittet den HErrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende" oder: „ich habe noch andre Schafe, die sind nicht aus diesem Stall". Seitdem mir der selige Tholuck einmal von dem „Thürlein" geredet „das in das Leben des Textes führt", habe ich auch St. Paulum verstanden, wenn er schreibt: „Betet für uns, auf daß Gott uns die Thüre des Wortes aufthue zu reden das Geheimniß Christi". Das heißt ja nicht: daß Gott dem Worte Bahn brechen möge, sondern: das Wort hat selbst eine Thür und nur wer durch sie in sein innerstes Leben eindringt, kann „reden das Geheimniß Christi". Ebenso redet der Apostel ein ander Mal von einer „Thüre des Glaubens". So muß man auch in unserm Text den Ausdruck nehmen wie er lautet: „das Wort läuft", das heißt nicht blos im Allgemeinen: es wird verbreitet.

Zunächst muß ja freilich das Wort getragen werden. Derselbe Paulus schreibt auch ein ander Mal: „wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?" und wir haben der Sendung und der Predigt

in einer besonderen Betrachtung ihr volles Recht widerfahren lassen. Der heutige Text ist aber eine Ergänzung zu ihm. Nämlich nachdem das Wort einmal gepredigt worden, wird es gleichsam in Curs gesetzt und läuft nun auch von selbst weiter, als ob es Füße hätte. Das Wort läuft neben und hinter ja selbst manchmal vor der Predigt her, ohne daß die Prediger selbst die Hand dabei im Spiele haben.

Es wird sofort klar werden, daß es so ist, wenn wir uns an einen Vorgang aus der deutschen Reformationsgeschichte erinnern. Als Dr. Luther seine Thesen an die Thüre der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen, da war trotz der damaligen sehr mangelhaften Communication ihr Inhalt binnen 14 Tagen durch ganz Deutschland und binnen 4 Wochen durch Europa verbreitet. „Die Engel Gottes hatten Botendienste gethan" sagt einer der Lebensbeschreiber des Reformators oder wie St. Paulus es bezeichnet: „das Wort war gelaufen". Als unser HErr Jesus Christus auf Erden wandelte, war es erst recht so. Wiederholt heißt es in den Evangelien: „das Gerücht von ihm erscholl in alle umliegenden Länder". Da kommt z. B. das Kananäische Weib, in deren Heimath doch Jesus nie gewesen war; sie nennt ihn „HErr" und „Sohn Davids" und erwartet von ihm, daß er ihre vom Teufel geplagte Tochter gesund mache. Woher wußte denn dies Weib von ihm? Trotz aller Grenzsperre zwischen Juden und Heiden war es doch unmöglich, daß das „Gerücht" von den Thaten und Worten Jesu an den Schlagbäumen Judäas Halt machte. Die Erscheinung Jesu war viel zu außerordentlich, als daß sie nur da die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hätte, wo sie gesehen wurde und sein Wort viel zu gewaltig, als daß es sich blos in den Kreis der nächsten Hörer hätte bannen lassen. Die Luft wurde gleichsam der Herold seiner Thaten und Worte; wie auf den Fittigen des Windes wurden sie weithin getragen. Es wurde durch den Heiland eine Bewegung hervorgerufen, ähnlich wie wenn man einen Stein ins Wasser wirft, der immer weitere Kreise zieht.

In der apostolischen Zeit sehen wir das Wort „laufen" in gleicher Weise. In Thessalonich schrieen die feindlichen Juden: „diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hierher gekommen" und als Paulus 2 Jahre zu Ephesus sich aufhielt, heißt es, daß „alle, die in Asien wohnten, das Wort des HErrn Jesu hörten, beide, Juden und Griechen". Ihr habt wohl schon gesehen, daß auf

alten Ruinen oft eine Menge Bäume und Sträucher wachſen, ſo daß die Trümmer faſt einer Waldeswildniß gleichen. Und doch hat ſie kein Menſch dahin gepflanzt. Der Wind und die Vögel haben den Samen hingetragen und wo er Erde genug fand, da hat er Wurzel geſchlagen und iſt aufgegangen. Als die Gemeinde zu Jeruſalem zerſtreut wurde, da wehte ein ſolcher Wind und flogen ſolche Vögel, die weithin den Samen des Wortes trugen an Orte, die noch kein Fuß eines Apoſtels betreten. Gerade die Verfolgung mußte bewirken, daß das Wort „lief". Denn „die zerſtreuet waren, gingen um und predigten das Wort"; ja, ſie gingen „umher bis gen Phönicien und Cypern und Antiochien und redeten das Wort zu den Juden und Griechen und die Hand des HErrn war mit ihnen und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte ſich zu dem HErrn". So entſtanden ohne directe Miſſionsarbeit der Apoſtel Gemeinden von Samaria bis Antiochien. Auch nach Epheſus und Rom und Spanien und Frankreich und Nordafrika iſt das Wort auf ſolche Weiſe „gelaufen". Kein Menſch kann bis heut mit Beſtimmtheit ſagen, wer die Gründer der erſten dortigen Gemeinden ſind. Der große Handels-, Beamten- und Militärverkehr der damaligen Zeit leiſtete dem Worte Gottes die Dienſte des tragenden Windes. Wohin die Chriſten kamen auf ihren Reiſen oder durch die Verfolgungen, dahin brachten ſie das Wort mit. Selbſt Heiden und Juden, die im Heere dienten oder Handelsreiſen machten, redeten von der neuen Lehre und wurden ſo ihre Verbreiter. Als das Feuer einmal angemacht war, da flogen die Funken weit über den eigentlichen Heerd hinaus. Es iſt nicht blos ſehr intereſſant, ſondern auch ſehr troſtreich, neben der directen Miſſions-Thätigkeit dieſen indirecten Miſſionsdienſt nicht zu überſehen. Er zeigt uns: der HErr ſelbſt bahnt Wege, wo wir noch keine offne Thür ſehen. Sein Arm reicht weiter als der Schall unſres Wortes. Ja „wenn die Menſchen ſchwiegen, ſo müßten die Steine ſchreien".

Auch in der neueren Miſſion „läuft" das Wort des HErrn. Es ſind nicht allein die von uns ausgeſandten Miſſionare die Werkzeuge, durch welche das Evangelium Chriſti bis an das Ende der Erde verbreitet wird. Das Wort „läuft" auch vor, neben und hinter ihnen her. Da ſind die Heidenchriſten, die es in Curs ſetzen; nicht blos diejenigen unter ihnen, die ein kirchliches Amt haben. So iſt es z. B. unter den Kolhs und den neuerdings vielgenannten Santals in Indien. Von Dorf zu Dorf läuft da

die Kunde von der neuen Lehre, durch die Eingebornen ſelbſt wird ſie gleichſam in Bewegung geſetzt. Oft kommen da Leute aus entfernten Orten zu dem Miſſionar und begehren Unterweiſung und Taufe, ohne daß dieſer jemals zuvor in ihre Grenzen gekommen. Selbſt die Kinder ſetzen in Umlauf, was ſie eben erſt gelernt haben. Auf der Südküſte Vorderindiens kamen tauſende von Heiden und wollten getauft ſein. Die Miſſionare konnten ſich die Bewegung nicht erklären und als ſie fragten, gaben die Leute zur Antwort: „in allen Häuſern hat man von den Sachen geſprochen, die ihr erzählt habt. Wer etwas davon gehört hat, iſt fortgegangen und hat es weiter erzählt.“ Ich achte, daß dieſe Art der Verbreitung des Evangelii viel zu wenig beachtet und für ſie viel zu wenig gebetet wird. Und doch iſt ſolch „Laufen“ des Worts ſo wichtig und ſo nöthig. Daher höret, wenn der Apoſtel ermahnt: „lieben Brüder, *betet* für uns, daß das Wort des HErrn *laufe*“.

Des HErrn Wort „läuft“ ferner wenn die *Bibel* und ſonſtige gute chriſtliche Schriften immer weiter verbreitet werden. In dieſer Beziehung iſt die heutige Miſſion im Vortheil gegen die apoſtoliſche. Während damals ſelbſt unter den Juden nur wenige ein Exemplar des Alten Teſtamentes hatten und bei den „Heiden“ ſich gewiß nur ganz vereinzelt eine griechiſche Ueberſetzung deſſelben fand, die Neuteſtamentlichen Schriften aber erſt in der Entſtehung begriffen waren und höchſtens in den kleinen chriſtlichen Gemeinden circulirten, ſo giebt es heut viele Millionen gedruckter Bibeln in etwa 230 verſchiedenen Sprachen! Es iſt im letzten Jahrhundert auf dem Felde der Bibelüberſetzung und der Bibelverbreitung in der Chriſtenheit wie in der Heidenwelt ganz Außerordentliches geſchehen. In den erſten 1700 Jahren der chriſtlichen Zeitrechnung hatte man die Bibel ganz oder theilweiſe in höchſtens 50 Sprachen überſetzt. Heut beſitzt allein die große britiſche Hauptbibelgeſellſchaft die heilige Schrift in 211 Ueberſetzungen, von denen ſie ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts 76½ Million Exemplare verbreitet hat. Davon iſt ja freilich nur ein ſehr kleiner Bruchtheil in die Heidenwelt gegangen. Aber das Wort Gottes iſt doch auch hier in Curs geſetzt wie noch in keiner früheren Miſſionsperiode. Im Frühjahre 1872 kamen mit einem Miſſionar der Londoner Miſſions-Geſellſchaft einige Colporteure in die Stadt Bukapatnam an der Grenze des Telugulandes in Vorderindien. Zur großen Ueberraſchung dieſer Männer ſtellte ſich bald heraus, daß eine große Anzahl der Hörer, die ſich um ſie

verſammelten, mit dem Evangelio bereits ganz vertraut war, obgleich noch nie ein Miſſionar die Stadt beſucht hatte. Wie war das zugegangen? Ein Goldſchmied, Namens Sita Ram, der mittlerweile zu ſeiner Ruhe eingegangen, hatte auf einer ſeiner Geſchäftsreiſen einige Theile der Telugubibel gefunden, mit Fleiß in ihnen geforſcht, die evangeliſche Wahrheit lieb gewonnen und ſich nach und nach die ganze Bibel verſchafft. Das neue Buch „trieb ſeine übrigen Telugubücher aus", er wurde gläubig an den HErrn und ſein Wandel gab Zeugniß von der mit ihm vorgegangenen Veränderung. Bald lud er ſeine Freunde und Nachbarn ein in ſein Haus um zu hören, was „das Buch" ſagte. Anfänglich wehrten ſeine Mutter und ſein Weib. Dieſe erzählten dem Miſſionar jetzt mit vielen Thränen, wie ſie dem lieben Manne oft das Licht zur Erleuchtung des Zimmers entzogen hätten, aber zuletzt überwunden worden ſeien durch ſeine ſtets ſanftmüthigen und liebreichen Ermahnungen, bis ſie endlich „das Buch" auch lieb gewonnen. Länger als 3 Jahre verſammelten ſich dieſe Bibelleſer im Hauſe des Goldſchmieds oft mehr als ein Mal die Woche, ſtets des Sonntags. Kaum 28 Jahre alt ſtarb Sita Ram, von den Heiden faſt als ein Heiliger verehrt. Seine Freunde hatten ſein Werk fortgeſetzt und der Miſſionar hatte gut ernten, wo er nicht erſt zu ſäen brauchte. Das iſt ein Beiſpiel aus Hunderten, wie durch die Bibel das Wort des HErrn „läuft".

Aber es „läuft" noch in andrer Weiſe. Unſer Königlicher HErr, der auch die Zügel des Weltregiments in ſeinen Händen hält, hat es ſo geordnet, daß die großen Miſſionsperioden immer in ſolche Zeiten fallen, in denen ein mächtiges Bewegen und Wandern durch die Völker geht. Wir haben heut einen Weltverkehr und dieſer Weltverkehr mit ſeinen großartigen Communikationsmitteln bahnt nicht nur der Miſſion die Wege, er ſetzt auch vielfach in directer Weiſe das Wort des Evangelii in Lauf. Gewiß hat der Weltverkehr ſeine großen Schattenſeiten in Bezug auf die Miſſion, aber es wäre doch ſehr einſeitig und ungerecht, wollte man nur ein Hinderniß für die Ausbreitung des Evangelii in ihm erkennen. Abgeſehen davon, daß ohne die großen Erfindungen der Neuzeit, ohne die Dampfſchiffe und Eiſenbahnen und Telegraphen die moderne Miſſion den Umfang, den ſie heut hat, nimmermehr hätte erlangen können: der Weltverkehr bringt doch auch mit der abendländiſchen Cultur und Sitte chriſtliche Anſchauungen und Gedanken und viele der Miſſion freundlich geſinnte Menſchen mit den

Heiden in Berührung, die ohne direct Mission zu treiben, ihr auf allerlei Weise dienen. Wie viel Förderung verdankt z. B. die Mission in Indien den dortigen Regierungsbeamten und Offizieren. Nicht blos, daß sie allerlei heidnische Unsitten abgeschafft, sie sind auch durch ihr Zeugniß in Wort und Wandel vielen Heiden Führer zu Christo geworden. Es ist ja sehr schwierig den tausend verborgenen Wegen nachzugehen, auf welchen alle diese indirecten Missionsmächte dem Evangelio Bahn gebrochen haben; soviel aber steht fest, daß sie unter der Leitung des Königs des Himmelreichs einem Winde gleichen, der Samenkörner seiner Wahrheit weithin verstreut und sein Wort „laufen" macht.

Mit diesen Betrachtungen haben wir aber die Bedeutung des vom Apostel gewählten eigenthümlichen Ausdrucks keineswegs erschöpft. In einem bekannten Missionsliede singen wir: „Ach laß dein Wort recht schnelle laufen, es sei kein Ort ohn dessen Glanz und Schein. Ach führe bald dadurch mit Haufen der Heiden Füll' zu allen Thoren ein!" Laufen heißt auch im Gegensatz zum langsamen, schleichenden Gehen: eilen; in einer Geschwindigkeit und mit Macht sich ausbreiten. Der Apostel wünscht also, daß durch die kraftvollen Gebete der Gläubigen die Ausbreitung des Wortes Gottes beschleunigt werde. Man muß sich hüten, bei diesem Wunsche ihn mißzuverstehen. Er redet damit nicht der Ungeduld gewisser Missionsfreunde das Wort, die, obgleich sie selbst die Hände so ziemlich in den Schoß legen, doch mit dem Missionserfolge nimmer zufrieden sind, wenn der Fortschritt nicht im Sturmlauf geht. St. Paulus war ein Mann, der die Grundgesetze der Entwickelung im Reiche Gottes sehr genau kannte und der nicht — wie das heutzutage leider auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens immer mehr Mode wird — Häuser auf Sand bauen wollte, die wenn die Stürme toben und die Wasserfluthen brausen, nicht Stand halten. Er wußte daß das Himmelreich gleich ist einem Senfkorn und als ein verständiger Mann wollte er die Missionskirche nicht in ein Treibhaus verwandeln, in dem man die Pflanzen durch Dampf zum Wachsthum bringt. Der große Heidenmissionar, der mit Grund der Wahrheit von sich sagen durfte, er habe mehr gearbeitet als die andern alle, bezeichnet die Geduld als das erste und größte Kennzeichen eines Apostels Jesu Christi und damit als die hervorragendste Missionstugend, wenn er den Corinthern schreibt: „Es sind ja eines Apostels Zeichen unter euch geschehen, in aller Ge-

duld — in Zeichen, in Thaten, in Wundern". Dabei ist aber St. Paulus ein allseitiger Mann. Wie sein Mitarbeiter Petrus weiß er, daß uns beides geziemt: „zu warten und zu eilen zu der Zukunft des Tages des HErrn." Wir sind leicht einseitig und vergessen leicht über dem Warten das Eilen oder über dem Eilen das Warten. Es soll aber nicht also sein. Es heißt auch hier das Eine thun und das Andre nicht lassen. Das Wort Gottes ist ein Same, dessen Frucht die Aussaat zu immer neuen Ernten wird. Und wenn es in einer Missionsperiode erst dahin gekommen ist, daß die Ernte wieder ausgesäet wird, dann beginnt das Wort schneller zu laufen. Im Laufe der Jahrzehnte verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht, ja verhundertfacht sich die Zahl der Heidenchristen. Kommen die Stunden der Reife, dann heißts: „vor dem HErrn ist Ein Tag wie tausend Jahre", nachdem es lange geschienen als seien „tausend Jahre wie Ein Tag". Thun wir nun treu das Unsre, beten wir im Ernst und arbeiten wir mit Kraft, so dürfen wir auch hoffen, daß der HErr sein Wort recht schnell wird laufen lassen. Aber Gottes Eilen und unsre Arbeit stehen in einem unzerreißbaren Zusammenhange. Es hat nur Muth Großes von Gott zu hoffen, wer fest entschlossen ist auch Großes für Gott zu thun. Also, meine Brüder, soll das Wort des HErrn recht schnelle laufen, so rührt auch ihr recht energisch die Hände. Nur energische Beter sind gesegnete Arbeiter; aber auch nur fleißige Arbeiter sind tapfre Beter.

Damit das Wort des HErrn laufe weist nun der Apostel auf einen weiteren Umstand hin, durch den dieser Lauf befördert wird: nämlich: daß „das Wort des HErrn gepriesen werde". Also nicht blos die Verkündigung sondern auch die Verherrlichung des Wortes Gottes fördert seine Ausbreitung. Wie das der Apostel meint erhellt ganz deutlich aus dem bekannten Ausspruche des Heilandes: „lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und — nicht euch, sondern — euren Vater im Himmel preisen". Das Wort des HErrn wird gepriesen, wenn es an den Menschen, die es verkündigen und denen es verkündigt wird, seine heiligende Macht beweist, so daß alle, die diesem Worte nicht glauben, die schönen Wirkungen desselben im täglichen Leben sehen. Dieser Anblick der Früchte des Glaubens an das Wort nöthigt dann zu dem Bekenntniß: „das muß ein gutes und ein mächtiges Wort sein, das solche gute Werke hervorbringt." Wo ein solches

Bekenntniß abgelegt wird, da wird das Wort des HErrn *gepriesen* und wo das Wort des HErrn gepriesen wird, da *läuft* es. Nichts hält diesen Lauf mehr auf als die Unfruchtbarkeit der Gläubigen an guten Werken. Leben diese nicht in Uebereinstimmung mit dem Worte, so wird das Wort selbst dafür verantwortlich gemacht und gelästert. Hingegen ist überall und jederzeit das im Gehorsam gegen das Wort Gottes geführte Leben der Christen eine Empfehlung des Christenthums — hier in der Heimath wie draußen unter den Heiden. Noch hat die Welt, die ungläubige daheim wie die heidnische draußen Respect vor dem *im Leben geübten* Worte Gottes. Ein durch die Früchte des Geistes gezierter Christenwandel, ein besonders durch Werke der Barmherzigkeit beredtes Leben des Glaubens nöthigt auch die Nichtglaubenden zur Anerkennung. „Das muß ein gutes Wort sein", sagte ein noch heidnischer Häuptling auf einer der Südseeinseln zu einem Missionar, „das muß ein gutes Wort sein, das ihr verkündigt, denn ich sehe, daß diejenigen meiner Landsleute, die es angenommen haben, jetzt thun was sie früher nicht thaten und was wir nicht thun: sie lieben ihre Feinde und es ist ein gut Ding, die Feinde lieben". Ein angesehener Japaner, der voll Vorurtheils gegen das Christenthum seinem Sohne den Besuch der Missionsschule verbot, wurde ganz andrer Meinung als er den täglichen Wandel der Christen aufmerksam beobachtete und ihre Geduld und Sanftmuth mit der Leidenschaft und Anmaßung ihrer Gegner verglich. „Es muß doch etwas Reelles um das Christenthum sein, sagte er da zu seinem Sohne, du thust daher besser, wenn du die Schule wieder besuchst." Wie viel stille Eroberungen hat das Evangelium in der Welt gemacht und macht sie bis auf den heutigen Tag durch dieses Zeugniß der Werke! Wie viele Männer unter Heiden und Christen, die nicht glaubten an das Wort, sind durch ihrer Weiber Wandel ohne Wort gewonnen worden! Ich achte, daß auf die Siegesmacht dieser Seite der Missionsthätigkeit viel zu wenig geachtet wird. *Würde das Wort Gottes mehr gepriesen, so würde es viel schneller laufen.* Meine Brüder! Die Ehre Gottes und mit ihr die Ausbreitung seines Evangelii ist zu einem großen Theile in unsre Hände gelegt. Von unserm frommen Wandel, von unsern guten Werken hängt es ab, ob das Wort Gottes gepriesen werde und schnelle laufe.

Wir wollen solchen Preis des göttlichen Worts ja nicht blos von den jungen Heidenchristen und den Missionaren verlangen, ob-

gleich ja für die Miſſion das von dem directeſten Einfluß iſt. Der Apoſtel ſchreibt: „daß das Wort Gottes geprieſen werde wie bei euch“. Wir zu Hauſe müſſen den Anfang machen. Es fließt kein Fluß höher als ſeine Quelle liegt. Wird daheim in der Chriſtenheit dem Worte Gottes Reſpect und Einfluß verſchafft durch den mit den Früchten des Geiſtes geſchmückten Wandel der Gläubigen, ſo genießt den Segen davon auch die Miſſion. Es muß immer und immer wieder darauf hingewieſen werden, daß das Miſſionsleben und das allgemeine Chriſtenleben, der Fortſchritt des Evangelii unter den Heiden und die Kraft deſſelben im Leben der gläubigen Chriſten daheim im innerſten Zuſammenhang mit einander ſtehen. Wird das Wort bei uns geprieſen, ſo läuft es unter den Heiden. Wir entſenden dann nicht nur deſto lebendigere Zeugen Chriſti als Miſſionare, und beten nicht nur deſto brünſtiger für ſie und den Erfolg ihrer Arbeit, ſondern wir gewinnen der Miſſion auch deſto mehr neue Freunde und machen den Namen der Chriſtenheit geachtet unter denen, die mit uns noch nicht denſelben Glauben bekennen.

„Wie bei euch“ — ein ehrenvoller Zuſatz für die Chriſten zu Theſſalonich. Wer will es aber wagen, ihn auf unſre heutige Chriſtenheit ohne weiteres anzuwenden? Man iſt vielmehr ordentlich bange, ſo etwa ein Heide oder ein Heidenchriſt nach Europa reiſt, um hier das Chriſtenthum aus eigner Anſchauung kennen zu lernen. So kam vor einiger Zeit ein lieber Hinduchriſt nach England. Er hatte ſich im Heimathlande der Miſſionare alles ſo ideal vorgeſtellt und als er nun bei der Maſſe des Volks es ſo ganz anders fand, da kehrte er ſchleunigſt nach Indien zurück um nicht an ſeinem Glauben Schiffbruch zu leiden. Der Weltverkehr führt ja jetzt oft genug Heiden ins chriſtliche Abendland. O wenn dieſe Heiden lauter gute Werke der Chriſten ſähen und darob das Wort Gottes preiſen müßten — welch eine Miſſionsmacht würde das ſein! Statt deſſen bekommen ſie gemeiniglich nichts als ſchlechte Werke zu ſehen und wer wills ihnen dann verdenken, wenn ſie mit einem Abſcheu vor dem Chriſtenthum erfüllt werden? Aber ſchlagen wir an die eigne Bruſt. Es ſind nicht blos die Ungläubigen, um deretwillen das Wort Gottes geläſtert und in ſeinem Laufe gehemmt wird. Es gibt auch unter den Gläubigen viele unfruchtbare Bäume und das iſt ein viel größeres Hinderniß für den Lauf des Evangelii. Nicht die Ungläubigen, ſondern die Gläubigen ſind das Haupthemmniß

für das Kommen des Reiches Gottes — wenn ſie nämlich bloße Maulchriſten, aber keine fruchtbaren Bäume ſind. Zu ſeinen Jüngern d. h. zu den Gläubigen hat der Heiland geſagt: „ihr ſeid das Salz der Erde"; „ihr ſeid das Licht der Welt". Salzen ſie nicht und leuchten ſie nicht durch ihr ganzes perſönliches Chriſtenleben, ſo verfehlen ſie ihren Beruf und ſind nicht blos unnütz, ſondern dem Evangelio zur Schande und zum Schaden. Daher, meine Brüder, ſorgen wir dafür, daß wenigſtens von uns, die wir den alten Chriſtenglauben mit unſerm Munde bekennen, mit Grund der Wahrheit dürfe geſagt werden: das Wort Gottes werde geprieſen bei uns, indem wir das Wort wirklich thun, das wir glauben. Und ob wir eine kleine Schaar ſind — iſt unſer Glaube Kraft und Leben, ſo ſind wir eine mächtige Schaar und dürfen uns nicht blos des Vorbilds Gideons, ſondern auch des Wortes Johannis getröſten: „unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwindet".

Wird der Lauf des Evangelii gefördert, wenn das Wort Gottes geprieſen wird, ſo wird derſelbe gehemmt durch Menſchen, die dieſem Worte und ſeinen Verkündigern widerſtreben. Daher fährt der Apoſtel fort: „und daß wir erlöſet werden von den unartigen und argen Menſchen". Dieſe Menſchen ſind wie Feſſeln, durch welche das Wort und ſeine Zeugen gebunden werden. Die „unartigen und argen Menſchen" ſind die, welche „der Wahrheit nicht glauben, ſondern haben Luſt an der Ungerechtigkeit" wie St. Paulus in dem unſerm Texte voraufgehenden Kapitel ſie beſchreibt. Damals fanden ſie ſich unter Juden, Judenchriſten und Heiden und wir wiſſen, wie ſchwer ſie dem Apoſtel ſeine Miſſionsarbeit gemacht haben. Heut finden ſie ſich unter Chriſten und Heiden und auch die neuere Miſſionsgeſchichte weiß ein Liedlein davon zu ſingen, wie ſehr der Lauf des Evangelii durch ſie gehemmt wird. Da werden von ihren eignen chriſtlichen Landsleuten die Miſſionare öffentlich vor den Heiden geſchmäht als „Lügner, Betrüger, Spekulanten und Heuchler"; da beuten habgierige chriſtliche Händler die Heiden aufs Gewiſſenloſeſte aus und ruiniren ſie auch noch an Leib und Seele durch Einführung von Branntwein und Opium; da mißbrauchen chriſtliche Wollüſtlinge die heidniſchen Frauen und Mädchen zur Befriedigung ihrer unkeuſchen Begierden; da gehen chriſtliche Pflanzer um Arbeiter für ihre Colonien zu erhalten förmlich auf Menſchenraub aus — — lauter „unartige und arge

Menſchen“ um deretwillen das Evangelium unter den Heiden geläſtert und ſein Lauf aufgehalten wird. Es iſt ſehr ſeltſam, wenn dann ſolche Menſchen der Miſſion auch noch den Vorwurf machen, der Erfolg ſei unbedeutend, da ſie es doch gerade ſind, die ihn aufhalten! Wenn ein Paulus einſt die gläubigen Chriſten ſeiner Zeit aufgefordert hat in ihrem Gebete ihm kämpfen zu helfen um Erlöſung von dieſen „unartigen und argen Menſchen“, ſo haben unſre heutigen Miſſionare zur Aufforderung um ſolche Fürbitte erſt recht Grund. Wollt ihr, ihr Miſſionsfreunde, daß das Wort des HErrn laufe, ſo vergeſſet nicht um Erlöſung von den unartigen und argen Menſchen zu beten, die ſeinem Laufe lauter Steine des Anſtoßes, ja ganze Felſen der Aergerniſſe in den Weg legen.

Dazu fehlt es auch unter den Heiden nicht an Menſchen dieſer Art. Als z. B. die Feuerländer den treuen Allen Gardiner und ſeine Genoſſen verhungern ließen und bald darauf 9 Männer hinterliſtig ermordeten, die den Muth hatten, das Werk ihres edeln Landsmannes wieder aufzunehmen; als die Eromanganer nicht nur den Apoſtel der Südſee, John Williams, ſondern auch nach einander die beiden Brüder Gordon erſchlugen, die von der Liebe Chriſti getrieben den Blutmenſchen das Evangelium des Friedens brachten; als die wilden Batta die beiden Amerikaner Munſon und Lyman tödteten und auffraßen und an ſpäteren Boten der Rheiniſchen Miſſions-Geſellſchaft wiederholt Giftmordsverſuche machten; als die rohen Dajaks 9 Miſſionsgeſchwiſter derſelben Geſellſchaft auf ein Mal tödteten und die ſämmtlichen Stationen verwüſteten; als König Sekukuni ſeine gläubig gewordenen Unterthanen mit der raffinirteſten Grauſamkeit verfolgte und die Berliner Miſſionare aus ſeinem Lande jagte; als die fanatiſche Königin Ranawalona I. die madagaſſiſchen Chriſten mit Tod, Sklaverei, Beraubung und Verbannung beſtrafte und keinen Miſſionar mehr auf der Inſel duldete; als die Chineſen die gemeinſten Verleumdungen über die Miſſionare verbreiteten: daß ſie die Brunnen vergifteten, den Kindern die Augen ausſtächen und dergl. und dann zum Mord der Miſſionare und zur Zerſtörung der Miſſionsſtationen ſchritten; als in Indien der große Militäraufſtand losbrach, der mit der Vernichtung der Engländer und ihrer Herrſchaft zugleich die Ausrottung des Chriſtenthums ſich zum Ziel geſetzt hatte — — das waren doch wahrlich Unthaten „unartiger und arger Menſchen“, die —

wenigſtens eine Zeit lang — dem Laufe des Evangelii große Hinderniſſe in den Weg legten.

Ihr ſehet, lieben Freunde, es fehlt nicht an Widerſtänden. Das ſage ich nicht um euch zu entmuthigen. Aber ich ſage es um euch davor zu bewahren, daß ihr die Hände in den Schoß legt. Die geiſtliche Trägheit iſt leider auch im Kreiſe der Miſſionsfreunde eine ziemlich eingefleiſchte Sünde, die gar zu gern ſich Ruhekiſſen ſucht. Wenn ſie nun hört, daß der HErr ſein Wort „laufen" läßt vielfach auch ohne unſre directe Miſſionsarbeit, ſo fürchte ich, daß dies auf manche als ein Schlafpulver wirken könnte. Damit das ja nicht geſchehe, iſt euer Blick auch auf einige der großen Widerſtände gelenkt worden, die den Lauf des Wortes aufhalten. So ſeid nun nicht träge zu dem, was ihr thun ſollt und beherziget und befolget es, wenn der Apoſtel der Heiden euch ermahnt: „lieben Brüder, betet, betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe und geprieſen werde wie bei euch und daß wir erlöſet werden von den unartigen und argen Menſchen". Amen.

XII. Der Glaube der Heidenchriſten.

„Und JEſus ging aus von dannen, und entwich in die Gegend Tyri und Sidon. Und ſiehe, ein kananäiſches Weib ging aus derſelbigen Grenze, und ſchrie ihm nach, und ſprach: Ach HErr, du Sohn David, erbarme dich mein; meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm ſeine Jünger, baten ihn, und ſprachen: Laß ſie doch von dir, denn ſie ſchreiet uns nach. Er antwortete aber und ſprach: Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlornen Schafen von dem Hauſe Iſrael. Sie kam aber, und fiel vor ihm nieder, und ſprach: HErr, hilf mir. Aber er antwortete und ſprach: Es iſt nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme, und werfe es vor die Hunde. Sie ſprach: Ja, HErr; aber doch eſſen die Hündlein von den Broſamlein, die von ihrer Herren Tiſche fallen. Da antwortete JEſus und ſprach zu ihr: O Weib, dein Glaube iſt groß! dir geſchehe wie du willſt. Und ihre Tochter ward geſund zu derſelbigen Stunde". Matth. 15, 21—28.

„Aufs erſte danke ich meinem GOtt durch JEſum Chriſt euer aller halben, daß man von eurem Glauben in aller Welt ſaget". Röm. 1, 8.

In ſeiner ſchönen „Herzens-Poſtille", die man nicht warm genug zum Studium wie zur Erbauung empfehlen kann, predigt G. C. Rieger über das Evangelium vom Kananäiſchen Weibe von „dem ſtarken Glauben in einem ſchwachen Werkzeuge". Als ein ſchwaches Werkzeug bezeichnet er die Kananäerin, weil ſie 1) ein Weib, 2) eine Heidin war, 3) eine geringe Erkenntniß und 4) eine kurze und kleine Gelegenheit hatte zu etwas zu kommen. In dem zweiten Theile betrachtet er dann 1) ihren Glauben, 2) ihren großen Glauben, 3) das Zeugniß und Lob und 4) die Wirkung und Ausbeute ihres Glaubens, — eine der köſtlichſten Predigten, die wol je über dies Evangelium gehalten worden iſt.

Als ein ſchwaches Werkzeug, in dem ein ſtarker Glaube wohnte, darf man das Kananäiſche Weib auch als die Repräſentantin vieler Heidenchriſten anſehen. Betrachtet man ſie, wie nicht ſelten in Miſſionspredigten geſchehen iſt, ohne

weiteres als ein Bild der Heidenwelt, so muß man ebenso sehr dem Texte Gewalt anthun, wie die thatsächlichen Verhältnisse umkehren. Wäre das Kananäische Weib die Heidenwelt, wer sollte dann ihre Tochter sein? Und wie unbiblisch wäre es, die Jünger den Heiland bitten zu lassen, daß er sich doch der Heidenwelt erbarmen möchte, während vielmehr der Heiland Mühe genug mit den Jüngern gehabt hat, daß sie sich ihrer erbarmten. Dazu ist es thatsächlich ganz und gar nicht so, daß die Heidenwelt dem Heiland nachläuft und um seine Hilfe bittet. Je und je kommt ja wol auch ein solcher Fall vor, aber nur als Ausnahme. Die Regel ist, daß es besonders am Anfang von den Heiden wie einst von den Kindern Israel heißt: „er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf." Es ist vom Uebel sinnbildernde (allegorisirende) Kunststückchen mit dem Worte der Schrift zu treiben. Im besten Falle sind — nicht Auslegungen, sondern — Einlegungen dieser Art geistreich und blendend, überzeugend niemals.

Bei einer gewissenhaften Textauslegung hingegen wird die Kananäerin uns ein Bild vieler Heidenchristen und ihre Geschichte giebt uns eine ganze Reihe zum Theil überraschender, jedenfalls durchaus wahrer Beleuchtungen über viele mißverstandene Vorgänge und Zustände auf dem Missionsfelde.

Ich halte mich nicht dabei auf, die Frage zu beantworten, auf welche Weise dies Weib eine Kunde von Jesu erhalten, da doch weder er noch seiner Jünger einer jemals in ihre Heimath gekommen war. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß „die Rede von Jesu erscholl in das ganze jüdische Land und alle umliegenden Länder" und daß „das Wort des HErrn läuft" vor, neben und hinter den Missionaren her gleich einem Winde, der Samenkörner an Orte trägt, wohin keine menschliche Hand sie streut. Wir gehen also sofort zur Hauptsache.

1) Was führt die Kananäerin zu Jesu? Nicht eine geistliche, sondern eine leibliche Noth. „Ihre Tochter wird vom Teufel übel geplaget". Hätte sie keine kranke Tochter gehabt, so würde sie wahrscheinlich auf das Gerücht von Jesu wenig gehört haben, jedenfalls nicht persönlich zu ihm gekommen sein. Wir finden also bei dieser Heidin, was die evangelische Geschichte uns auch von vielen Juden und Judengenossen erzählt, daß sie Jesum aufgesucht um einer äußeren Krankheitsnoth willen. Wir haben um so weniger ein Recht von einem vermeintlich hohen geistlichen Standpunkte aus

ein geringſchätziges Urtheil über dieſe Leute zu fällen, als der HErr Jeſus ſelbſt ſie nicht getadelt, ſondern ausdrücklich ihren Glauben anerkannt, ja bei ihrer etlichen ihn bewundert hat. Es war jedenfalls Glaube, der alle dieſe Perſonen, auch das kananäiſche Weib, zum Heiland führte, denn er ſelbſt bezeugt wieder und wieder, ihr Glaube habe ihnen geholfen. Sie trauten ihm zu, er könne, er wolle und er werde ihnen helfen und dieſes Zutrauen freute den Heiland.

Als der Apoſtel Paulus von ſeiner erſten Miſſionsreiſe zurückkehrte und vor der Antiocheniſchen Gemeinde den erſten Miſſionsbericht erſtattete, da verkündigte er: „wie viel Gott mit ihnen gethan und wie er den Heiden hätte die Thür des Glaubens aufgethan“. Wie eine „Thür des Worts“ ſo giebt es alſo auch eine „Thür des Glaubens“. Gott führt die Menſchen auf mancherlei Weiſe in den Glauben hinein. Es iſt nicht immer das Bedürfniß nach Verſöhnung mit Gott, welches zuerſt zum Glauben an Chriſtus führt. Die „Thür“, durch welche Viele erſt nach und nach in den ſeligmachenden Glauben eindringen, iſt vielmehr das Bedürfniß nach Befreiung aus irgend einer äußeren Noth des Leibes oder Lebens. Sie haben von den Werken der erbarmenden Liebe gehört, die Jeſus gethan und das giebt ihnen Muth auch für ihre Noth Hilfe bei ihm zu ſuchen, weil ſie ihm die Macht und den Willen zutrauen, dieſe Hilfe zu gewähren. Das iſt ja gewiß erſt ein Anfängerglaube, aber es iſt eine „Thür“, durch die man überhaupt zu Jeſu kommt und allmählig tiefer in den Glauben eindringt und mehr und Größeres von ihm begehrt. Wie viel tauſend Menſchen ſind allein, um bei dem Exempel unſres Textes ſtehen zu bleiben, durch die Noth, die ihre Kinder ihnen gemacht, zum Heiland gekommen! Ja, die Kindernoth, Kinderkrankheit, Kinderſterben, Kinderſünde iſt eine wichtige „Thür des Glaubens“. Statt im geiſtlichen Hochmuth über ſolchen Kinder- und Anfängerglauben die Naſe zu rümpfen, wollen wir in Demuth unſrem lieben Vater im Himmel danken, daß er ſich ſo freundlich zu unſrer Schwachheit herabläßt und uns auch die äußere Noth dieſes Lebens zu einem Führer zu dem Retter unſrer Seelen macht.

Wenn man unbefangener alle die Glaubensgeſchichten betrachtete, welche die Evangelien uns erzählen, ſo würde man nicht nur keinen Anſtoß daran nehmen, ſondern eine von Gott geöffnete „Thür des Glaubens“ darin erkennen, wenn auch in der heutigen Miſſion

vielfach äußere Bedrängniſſe es ſind, die die Heiden zuerſt zum Chriſtenthum führen.

Ich denke da nicht an unlautre Beweggründe, die ja freilich je und je auch eine Rolle ſpielen, nämlich daß man Geldunterſtützung oder ſonſtige weltliche Vortheile bei den Miſſionaren ſucht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſo etwas nicht als eine „Thür des Glaubens", ſondern als eine mehr oder weniger bewußte Heuchelei anzuſehen iſt und daß die Miſſionare nicht genug ermahnt werden können, vorſichtig und nüchtern zu ſein in ihrer Wohlthätigkeit, damit ſie nicht betrogen werden und in die jungen Chriſtengemeinden ſich keine unlautern Elemente einſchleichen. Ganz wird ſich das ja freilich auch bei der gewiſſenhafteſten Sorgfalt, niemals vermeiden laſſen, ſintemalen die Miſſionare keine Herzenskündiger ſind. Hatten ſich doch ſelbſt in die apoſtoliſchen Gemeinden Menſchen einzuſchleichen gewußt, die „aus der Gottſeligkeit ein Gewerbe" machten. Die äußern Bedrängniſſe, die ich meine, haben mit der Unlauterkeit ſolcher Heuchelchriſten ganz und gar nichts gemein. Machen wir uns die Sache an einigen Beiſpielen klar. Ein Heide liegt krank. Man ſchickt zu dem Zauberdoctor, der ſeine Zauberkünſte anwendet; aber es wird ſchlimmer ſtatt beſſer. Nun haben die Angehörigen etwas gehört von Jeſus, der einſt viele Kranke geſund machte. Sie holen alſo den Miſſionar oder ſonſt einen Chriſten. Der giebt etwas Medicin oder betet auch nur über dem Kranken. Gott ſegnet das Mittel; er erhört das Gebet — der Kranke wird geſund, ein Ereigniß, das ſich hundertfach wiederholt. Dieſe Errettung hat auf ihn und manchen ſeiner Landsleute einen tiefen Eindruck gemacht und ſo melden ſie ſich zur Taufe. Es iſt gewiß ein noch ſehr unvollkommener Glaube, der die Leute zum Chriſtwerden treibt, aber es iſt doch Glaube und zwar ein kindlicher, aufrichtiger Glaube: „Jeſus kann geſund machen". Der Miſſionar darf doch Leute mit ſolchem Anfängerglauben gewiß nicht zurückweiſen; der HErr Jeſus hat ſie ja auch nicht zurückgewieſen. — Ihr habt viel gehört von dem geſegneten Erfolg der Miſſion unter den Kolhs. Nun, dieſe armen Leute ſtanden und ſtehen zum Theil noch unter einem tyranniſchen Willkürregiment großer hinduiſtiſcher Grundbeſitzer, die ſie bis aufs Blut ausſaugen. Da hören ſie das Evangelium von Jeſu, der die Mühſeligen und Beladenen zu ſich ruft um ſie zu erquicken und ihnen ſein ſanftes Joch aufzulegen. Die Leute faſſen Muth, daß dieſer Jeſus ihnen auch das harte Joch

ihrer Dränger abnehmen könne und ſo wollen ſie Chriſten werden. Sie legen ſich ja freilich die Einladung des Heilandes zu äußerlich aus, aber ſie glauben doch an ſeine Macht und Güte; darf der Miſſionar ſie zurückweiſen? — Oder denkt an die armen Sklaven Weſtindiens. Mußte nicht das Evangelium von dem „Durchbrecher aller Bande“ auf ſie einen beſonderen Eindruck machen? Wenn der Druck, unter dem ſie ſeufzten, ſie beſonders für das Evangelium empfänglich machte und dieſes die Hoffnung auf Befreiung aus ihrer Knechtſchaft in ihnen nährte, müßt ihr das nicht begreiflich finden? — So hören die Heiden überall aus dem Evangelio heraus: „der HErr Jeſus iſt ein Mann für bedrückte, hilfloſe, nothleidende Leute“ und fühlen, daß die Boten, die er zu ihnen ſendet, ein Herz haben auch für ihren äußeren Jammer; daher iſt es natürlich, daß ſie Vertrauen faſſen und mit ihren Laſten zu ihnen kommen. Ich überſchätze den Werth dieſes Glaubens gewiß nicht, aber ich verſtehe, daß er eine „Thür“ zu einem innerlicheren und tieferen Glauben werden kann und als Führer zu Chriſtus beſonders in der Miſſion eine große Bedeutung hat und nicht geringen Dienſt thut und ich habe ſo umſtändlich über ihn geredet, damit ihr nicht ein wegwerfendes Urtheil fällt, wenn ihr hört, es ſeien hier und da Beweggründe äußerlicher Art die erſte Urſache zur Annahme des Chriſtenthums geweſen.

2) Das kananäiſche Weib weiß wenig von Jeſu; aber das, was ſie weiß, glaubt ſie wirklich und von dem was ſie glaubt, macht ſie ernſtlich Gebrauch. Sie weiß, daß Jeſus Davids Sohn iſt, daß er Erbarmen mit Unglücklichen und Macht hat ihnen zu helfen. Das iſt ihr ganzes chriſtliches Wiſſen. Aber dieſes geringe Wiſſen iſt ein Pfund, mit dem ſie handelt. Es iſt mit ihr wie mit der armen Wittwe, die alles, was ſie hatte, in den Gotteskaſten legte und von der der Heiland erklärte, ſie habe mehr gegeben als die Reichen alle. Alles, was ſie wußte, glaubte ſie und mit dieſem Glauben klammerte ſie ſich an den Heiland, bis er ihre Bitte erfüllte.

Wir wiſſen ja viel mehr als dies Weib; aber leider iſt unſer Wiſſen ſo oft nur ein unfruchtbares Wiſſen, ein todtes Kapital. Wir glauben nicht im Ernſt jede Wahrheit, die wir wiſſen, wir ſetzen unſer Wiſſenscapital nicht wirklich um, uns fehlt ſo viel die Einfalt, welche aus jedem Wort Gottes eine Waffe macht, mit der ſie nicht blos Sünde und Welt, ſondern auch Gott überwindet.

Welche Fülle göttlicher Lebenskräfte müßte in uns ein- und von uns ausſtrömen, wenn wir auch nur alle Katechismuswahrheiten im Ernſt glaubten und auf dieſen Glauben hin etwas wagten! Welche Gebetserhörungen würden wir erleben, wenn wir den Verheißungen Gottes wirklich in Einfalt vertrauten. Welche Frucht unſrer Arbeit im Weinberge des Herrn würden wir ſchauen, wenn wir die großen göttlichen Zuſagen beim Wort nähmen. Wir meinen und ſcheinen zu glauben, weil wir die Wahrheiten des Evangelii nicht leugnen, aber wir wickeln dieſe Wahrheiten ins Schweißtuch; höchſtens reden und disputiren wir über ſie, aber ſie leben uns nicht; wir gebrauchen ſie nicht wirklich, wir handthieren nicht mit ihnen in Einfalt, das macht ſie wirkungslos und uns ſo ohnmächtig.

Es iſt vielfach anders unter den jungen Heidenchriſten. Gleichwie bei der Kananäerin iſt es oft wenig, was ſie wiſſen. Wir irren, wenn wir ihnen ein reiches Maß geiſtlicher Erkenntniß zuſchreiben. Auch diejenigen, welche aus ihnen ein geiſtlich Amt bekleiden, ſind meiſt in ihrem Wiſſen noch nicht ſehr weit gefördert; es iſt in der Regel eine beſchränkte Summe chriſtlicher Grundgedanken, die ſie wieder und wieder vortragen. Aber dieſer beſchränkte geiſtliche Wiſſensſtoff iſt für ſie ein wirklicher Glaubensgegenſtand. In Einfalt ſtützen und berufen ſie ſich auf das, was ſie glauben und machen Gebrauch davon. Und zu dieſer Glaubenseinfalt bekennt ſich der Herr und daher kommt es, daß ſie oft größere Glaubensthaten thun und Erfolge haben denn wir. Z. B. glauben ſie wirklich, daß Gott Gebete erhört und ſo erleben ſie auch Gebetserhörungen. Uns iſt eine Gebetserhörung meiſt etwas Außerordentliches, über das wir ſelbſt überraſcht ſind. Vielen jungen Heidenchriſten iſt ſie umgekehrt ganz ſelbſtverſtändlich, ſie würden überraſcht ſein, wenn Gott ihr Gebet nicht erhörte. Weil man dieſe Einfalt des Glaubens nicht recht zu würdigen verſteht, ſo klingen Vielen unter uns Berichte über Gebetserhörungen, die die Heidenchriſten erleben, faſt als Märlein. Der Miſſionar Hugo Hahn — ich habe dieſe Mittheilung aus ſeinem eignen Munde — wurde einſt auf einer Reiſe nach der Kapſtadt, die er im Intereſſe der Miſſion zu machen beauftragt war, auf einer Station im Namaqualande tödtlich krank. Die dortigen Brüder, die ſein Bett umſtanden, erwarteten jede Stunde ſein Ende. Das hörten die Namaquakinder, unter denen damals — es war,

irre ich nicht, zu Ende der vierziger Jahre — eine Art Erweckung ſtattgehabt hatte; ſie verſammelten ſich in einer Höhle und beteten, daß der Heiland ihren lieben Lehrer wieder geſund machen möchte. Nachdem ſie gebetet, machten ſie ſich nach der Miſſionarswohnung auf und öffneten leiſe die Thür des Zimmers in welchem der Kranke lag um zu ſehen, ob er aufgeſtanden ſei. Tags darauf ritt Hahn geſund nach der Kapſtadt. Das war Einfalt des Glaubens, die der Herr nicht zu Schanden werden laſſen konnte und aus der man lernt, was der Heiland meint, wenn er uns auffordert: „werdet wie die Kinder“. Derſelbe Miſſionar erzählte folgende andere ähnliche Geſchichte. Es war zu Anfang der ſiebziger Jahre als eine Anzahl heidniſcher Herero einen Raubzug gegen die ihnen benachbarten Namaqua unternahmen, auf dem ſie viel Vieh erbeuteten. Leider hatten ſich ihnen auch einige chriſtliche Herero angeſchloſſen, die gleichfalls einen Theil der Beute erhielten. Darüber waren die ernſteren Chriſten aufs tiefſte entrüſtet und erklärten jenen: „der Herr wird euch ſtrafen, indem er euch das Vieh ſterben läßt“. Hahn erſchrak, als er dieſe prophetiſche Drohung hörte; er fürchtete, ſie könnte nicht in Erfüllung gehen und dann die Sache des Chriſtenthums großen Schaden leiden. Aber ſie erfüllte ſich. Den Leuten war eben gar kein Zweifel daran gekommen, daß Gott die Frevelthat ungeſtraft hingehen laſſen könnte. Freilich wenn ſich Jemand als Prophet aufſpielen wollte, ſo würde ihn Gott mit ſolchen Drohungen zu Schanden machen; aber wo ſie in Einfalt und aus lauterm Eifer um die Ehre des Herrn ausgeſprochen werden, da kann ſie Gott auch wahr machen.

Ja es paſſiren oft wunderliche Dinge auf dem Miſſionsfelde und die Gegner ſind dann geſchwind bei der Hand ihnen die Glaubwürdigkeit abzuſprechen. Ich gehöre ganz und gar nicht zu den Leuten, die durchaus „Zeichen und Wunder“ ſehen müſſen, um für die Miſſion begeiſtert zu werden. Ich glaube und gehorche einfach um des Wortes willen, das uns die Miſſion befiehlt und wünſche, daß die Miſſionsfreundſchaft und Miſſionsarbeit überall auf dieſem Grunde ruhe. Aber ich ſchließe auch nicht die Augen zu, wenn es „Zeichen und Wunder“ zu ſehen giebt, denn ich glaube an einen Gott, der auch heute Gebete erhört und Wunder thut. Wenn dieſer Gott ſonderlich bei der Miſſionsarbeit unter den Heiden ſein Daſein, ſeine Macht, ſeine Verheißungszuſagen durch außerordentliche Thaten, Errettungen und Züchtigungen beglaubigt, ſo hat

das ſeine beſonderen und guten Gründe. Einen derſelben habe ich ſoeben angeführt, nämlich die Einfalt des Glaubens, durch welche viele Heidenchriſten uns in der alten Chriſtenheit beſchämen. Dazu ſind ſolche Ereigniſſe eine Art Anſchauungsunterricht, wie er bei kleinen Kindern unentbehrlich iſt. Die Heidenchriſten ſind noch kleine Kinder, daher läßt ſich Gott bei ihnen öfter herab, „Zeichen“ zu thun als bei uns, zumal nicht der Unglaube ſie begehrt, ſondern der Glaube ſie erbetet. Dazu kommt noch ein andrer wichtiger Umſtand. „Zeichen und Wunder“ pflegen weſentlich dann ſtattzufinden, wenn in der Entwicklung der göttlichen Reichsgeſchichte ein neuer Abſchnitt beginnt. Die zwiſchen dieſen neuen Hauptabſchnitten oder Epochen liegenden Perioden ſind im Großen und Ganzen wunderloſe Zeiten. Daher iſt auch die Zeit, die zwiſchen dem erſten und zweiten Kommen Chriſti liegt, für die Chriſtenheit ohne große öffentliche Wunder. Erſt mit der Wiederkunft des HErrn tritt eine neue Epoche ein und dieſe neue Epoche wird neue Wunder bringen. Etwas anders liegt die Sache in der Heidenwelt. Wenn einem Heidenvolke das Evangelium zuerſt verkündigt und alſo der Grund des Reiches Gottes bei ihm gelegt wird, ſo iſt das für dieſes Volk der Anbruch einer ganz neuen Zeit, eine neue Epoche göttlicher Reichsgeſchichte. Es iſt die Zeit der Kirchengründung und ſo wird es begreiflich, wenn manches Wunderbare paſſirt.

Nach dieſer theilweiſen Abſchweifung, die aber wegen des richtigen Verſtändniſſes der mitgetheilten Geſchichten immerhin zur Sache gehört, komme ich auf den Glauben der Heidenchriſten zurück. Ja es giebt unter dieſen Leuten ſtarken Glauben, ſo ſchwache Werkzeuge ſie auch ſind. Ich will dieſen Glauben nicht dem der Chriſten in der apoſtoliſchen Zeit gleich ſtellen. Aber mir will es oft ſcheinen, daß man den Glauben der erſten Chriſten beſſer verſtehen lernt, wenn man ihn mit dem Kindesvertrauen und der Einfalt vergleicht, die viele junge Heidenchriſten heut an den Tag legen. Es gab, wie ihr aus den betreffenden Briefen euch überzeugen könnt, auch in den Gemeinden zu Rom, Epheſus, Coloſſä und Theſſalonich manche Schwachheit, obgleich St. Paulus ausdrücklich rühmt, daß man von ihrem Glauben weithin rede. Wir würden uns täuſchen, wollten wir auf Grund von Erlebniſſen, wie ich ſie oben von den Herero mittheilte und wie ſie uns auch von andern Miſſionsgebieten mehr oder weniger zahlreich berichtet werden, ich ſage wenn

wir auf Grund ſolcher wunderbaren Gebetserhörungen ſchließen wollten, Leute, die ſo kindlich-gläubig beten können, müßten einen beſonders hohen Stand in der Heiligung einnehmen. Wie bezüglich ihrer Erkenntniß, ſtehen ſie vielmehr auch in der Heiligung oft noch auf einer niedrigen Stufe. Sie ſind Kinder im guten und ſchlimmen Sinne des Worts. Weil viele Gegner der Miſſion das nicht verſtehen oder nicht verſtehen wollen, ſo ſind ſie geſchwind bei der Hand die jungen Heidenchriſten der Heuchelei zu beſchuldigen wenn ſie hören, daß die oder jene Sünden noch unter ihnen vorgekommen ſind und zu ſagen: „in moraliſcher Beziehung iſt der Miſſions-Erfolg weniger denn nichts“ und wenn dann Erfahrungen mitgetheilt werden, wie wir ſie eben gehört, ſo ſollen das Dichtungen ſein. Man vergißt bei ſolchen Urtheilen, daß es einen Kindeszuſtand giebt, bei dem alles in Lauterkeit und Einfalt zugeht, aber eben die Reife eines durchgebildeten chriſtlichen Lebens noch fehlt. Gott behandelt in einem ſolchen Zuſtande die Menſchen eben wie ein Vater Kinder behandelt und wir ſollen das Gleiche thun. Wer das nicht kann oder nicht will, iſt nicht fähig junge Heidenchriſten gerecht zu beurtheilen. Vielleicht gelingt es dieſe Gedanken noch klarer und überzeugender zu machen, wenn ich ſie noch von einer andern Seite her beleuchte.

Wie die alte, ſo erzählt uns auch die moderne Miſſionsgeſchichte eine Menge Beiſpiele freudigen Martyriums, die uns in der alten Chriſtenheit beſchämen; ihr braucht z. B. nur an Madagaskar oder an die Baſſuto in Sekukunis Lande zu denken. Es würde der Wirklichkeit nicht entſprechen, wollten wir dieſen Märtyrern immer einen beſonders hohen Stand in der Heiligung zuſchreiben. Warum ſterben oder leiden ſie denn aber mit ſolcher Freudigkeit? Ich achte eben darum, weil ſie in einem einfältigen Glauben ſtehen. Erſtens wollen ſie dem Heiland treu ſein, dem ſie ſich einmal zu eigen gegeben haben und zweitens iſt es ihnen wirklich eine gewiſſe Sache, daß, weil das Blut Jeſu Chriſti ſie rein gemacht hat von allen Sünden, ſie Tod und Gericht nicht zu fürchten brauchen und daß Jeſus ihnen im Reiche ſeiner Herrlichkeit ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe bereitet hat, welches ſie nach dem Tode in Beſitz nehmen. In dieſem Glauben ſprechen ſie: „die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns geoffenbaret werden ſoll“. Wir ſagen ja auch, daß wir das glauben, aber wir glauben's nicht einfältig,

drum haben wir immer unſer Leben ſo lieb und denken ganz im Geheimen, ohne es uns zu geſtehen, daß ein Sperling in der Hand beſſer ſei als eine Taube auf dem Dache. Es iſt daher ſo viel Unwahrheit in dem Gerede vieler Gläubigen unter uns, daß ſie Luſt haben abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein. Es ſcheint mir dieſer Umſtand ſehr wichtig auch zur Beurtheilung der Märtyrer der erſten Jahrhunderte. Was wir von ihnen zu lernen haben, das iſt: Glaubenseinfalt, Glaubenswahrhaftigkeit. Dieſe allein giebt Muth und Freudigkeit im Sterben. Uebrigens iſt zur nüchternen Löſung dieſer Frage noch ein Punkt in Erwägung zu ziehen. Freudiger Bekennermuth und wenn's ſein muß männliches Martyrium iſt am leichteſten in jenen Entſcheidungszeiten, wo es ſich um ein klares Entweder-Oder handelt, d. h. wo die Feinde des Evangelii eine ſolche Verleugnung Chriſti fordern, die ſofort als eine ganze Verwerfung erkannt wird. Zu halben und dreiviertels Verleugnungen entſchließt ſich mancher, der keineswegs ein Ungläubiger iſt, aber Chriſto ganz und gar abſagen, nein, das würde er nicht thun. So ſtehts aber meiſt in der Heidenwelt und ſo ſtand's auch in den meiſten Verfolgungen der erſten Jahrhunderte. Hingegen wo das Entweder-Oder nicht ſo durchſichtig geſtellt war, da gab's auch in der Regel viel Abfällige. Darum vertraue ich auch, daß je reinlicher die Scheidung bei uns ſich herausgeſtaltet und je klarer dem Chriſtenthum das Antichriſtenthum entgegentritt, die Zahl der Bekenner wachſen und daß eine größere Anzahl Märtyrer da ſein wird, als Manche fürchten, wenn es erſt ſoweit gekommen iſt, daß man nur durch offenbare Losſagung von Chriſto ſich Leidensfreiheit erkaufen kann. Freilich, „groß' Macht und viel Liſt ſein grauſam Rüſtung iſt"; drum läßt „der alte böſe Feind" nicht gern dieſen klaren Gegenſatz hervortreten, er fiſcht lieber im Trüben, ſintemalen die Zahl derer ſo gar groß nicht iſt, welche klare, geſunde Augen haben, den Feind auch in der Maske zu erkennen und ihn zu durchſchauen, ſelbſt wenn er unter der Decke ſpielt.

3) Aber wie reimt ſich mit der bisherigen Darſtellung das Betragen Jeſu gegen die Kananäerin? Nie hat er einen Menſchen ſo hart abgewieſen, wie dies Weib. Die Jünger ſcheinen barmherziger zu ſein als er, der doch ſonſt die Mühſeligen und Beladenen ſo freundlich zu ſich einladet und Niemand hinausſtößt, der zu ihm kommt. Man erklärt dieſes eigenthümliche Betragen

des Heilandes gewöhnlich dadurch, daß man ſagt, er habe den Glauben des Weibes nur prüfen wollen. Aber mit dieſer Erklärung laſſen ſich die klaren Worte, durch welche der Herr Jeſus ſeine abweiſende Antwort begründet, durchaus nicht vereinigen. Aus ſeinen Worten geht vielmehr mit Beſtimmtheit hervor, daß er das Weib abweiſt, nicht weil ihr Glaube erſt noch wachſen ſoll, ſondern weil ſie eine Heidin iſt, denn er ſagt ganz deutlich: ich bin nur geſandt zu den verlornen Schafen aus dem Hauſe Iſrael. So überraſchend vielleicht für Manche und ſo ſcheinbar ungünſtig für die Miſſion auch dieſer Grund iſt — der Text giebt ihn an und wir müſſen uns gewöhnen immer zu leſen, was der Text ſagt und nicht hineinzulegen, was er nach unſrer Meinung ſagen ſoll. Aber wie? wird mit einer ſolchen Auffaſſung nicht über die Miſſion der Stab gebrochen und Chriſtus nicht in Widerſpruch geſetzt mit ſich ſelbſt? Ebenſowenig wie dies der Fall iſt mit dem bekannten Wort: „unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm“, ein Ausſpruch, der durch den Mißbrauch, welchen der Unverſtand mit ihm getrieben, eine wahre Märtyrergeſchichte bis auf das aufgeklärte 19. Jahrhundert hinein, hat durchleben müſſen. Es bleibt dabei, was der Herr über die andern Schafe ſagt, die nicht aus dem jüdiſchen Stalle ſind und die er herführen muß und daß das Evangelium gepredigt werden wird aller Kreatur — aber auch im Reiche Gottes hat alles ſeine Zeit und ſeine Ordnung. Er, der Sohn Gottes ſelbſt, war nur geſandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hauſe Iſrael. Erſt wenn das Weizenkorn in die Erde gefallen war, konnte und ſollte es viele Frucht bringen. Zunächſt galt es das Werk der Erlöſung auszuführen und am Kreuz alles zu vollbringen — dann kam die Zeit der Heiden. Daher iſt auch die Zeit zwiſchen Oſtern und Himmelfahrt weſentlich der Mittheilung der großen Miſſionsgedanken gewidmet. Den Heiden das Heil zu bringen, das war die Aufgabe der Apoſtel. Jeſu Aufgabe war die Kinder Jeruſalems zu ſammeln und Apoſtel für die Heiden zu bilden. Wie er nun in allen Stücken den Willen ſeines himmliſchen Vaters that, ſo blieb er auch hier ſtreng innerhalb des ihm übertragenen Wirkungskreiſes. Daß er je und dann einem mitten im jüdiſchen Volke lebenden Proſelyten half, vertrug ſich mit dieſem Berufe, wurde auch von den Juden ſelbſt nicht im mindeſten anſtößig gefunden; aber einer Heidin ſeine Dienſte angedeihen zu laſſen, die noch dazu

auch außerhalb des jüdiſchen Landes wohnte, das überſchritt die von ſeinem himmliſchen Vater gezogenen Grenzen ſeiner Wirkſamkeit. Darum ſtellte er ſich nicht blos ſo, als wollte er der Kananäerin nicht helfen, ſondern er wollte, oder vielmehr er konnte in Wirklichkeit nicht.

Es iſt ein Geheimniß wie um die Berufung des einzelnen Menſchen, ſo auch um die Berufung der Völker, ein Geheimniß, das erſt die Ewigkeit enthüllen wird. Menſchen ſcheinen hier oft barmherziger zu ſein als Gott, aber — wie ſo oft — der Schein trügt. St. Paulus läßt uns in die Tiefen des Reichthums dieſer Weisheit der Wege Gottes einen Blick thun in der großartigen Philoſophie der göttlichen Reichsgeſchichte, die er Röm. 9—11 in großen Zügen entwirft. Erſt am Ende der Wege Gottes werden wir in den Stand geſetzt ſein zu erkennen: der HErr hat alles wohl gemacht. Vorläufig glauben wir es, auch wenn wir's noch nicht erkennen. Jedenfalls geziemt es uns, daß wir den Wegen, die Gott in der Berufung der Völker geht, folgen und nicht, daß wir ſie kreuzen oder daß wir vorlaufen. Das Wort: „meine Stunde iſt noch nicht gekommen" hat auch für die Miſſion eine große Bedeutung. Wie es ein unberechtigter Vorwurf gegen die Apoſtel ſein würde, daß ſie nicht nach Deutſchland gegangen, ſo ſcheint es mir auch voreilig der evangeliſchen Kirche eine Anklage daraus zu machen, daß ſie nicht im 16., 17. oder 18. Jahrhundert Miſſionare nach China oder in die Südſee geſchickt hat. Die Stunde Gottes war für dieſe Völker noch nicht gekommen. Und auch heute iſt noch nicht für alle Völker der Erde die Stunde Gottes gekommen. Es iſt nicht unſere Aufgabe überall zu gleicher Zeit Miſſion zu treiben. Man kann im gutgemeinten Eifer auch eine Miſſion unter einem Volke verfrühen, für welches die göttliche Berufungszeit noch nicht da iſt. So waren z. B. die in den letzten Jahrzehnten in Oſtafrika verſuchten Miſſionen (unter den Makololo und Matebele) verfrühte Arbeiten und Gott gebe, daß die jetzigen großartigen Expeditionen nach Oſtafrika nicht zur Unzeit ſondern zur rechten Zeit ins Werk geſetzt worden ſein mögen. Manche krankende Miſſion hat darin ihren Grund, daß ſie der Stunde Gottes vorgelaufen iſt. Es heißt auch hier: „ein Menſch kann ſich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben".

Dennoch überwindet die Kananäerin den Heiland, daß er thut, was ſie will. Was ihn andern Sinnes macht, das iſt ihr un-

erschütterlicher, kindlicher, demüthiger Glaube. Durch diesen Glauben wird sie in Wahrheit eine Tochter Abrahams, des Vaters der Gläubigen, und so beseitigt sie die dem HErrn zuerst entgegen gestandene Schranke. Es ist eine neue Seite der Glaubenseinfalt des Weibes, auf die wir jetzt achten müssen: die Demuth. Die um ihre Tochter geängstete Mutter statt empfindlich zu sein und beleidigt von Jesu wegzugehen, unterwirft sich dem Worte des HErrn; sie achtet die Ordnung Gottes; sie findet den Vergleich, dessen sich der Heiland bedient hat, zutreffend. „Ja" sagt sie; „ich habe als eine Heidin nicht Kindesrecht; ich bin nicht besser als ein Hündlein". Aber gerade daran klammert sich von neuem ihr Glaube und indem sie den HErrn in einer ihn selbst überraschenden Weise beim Wort nimmt, fährt sie fort: „so behandle mich als ein Hündlein, indem du mir einen Brosamen vom Tische der Kinder zufallen lässest". Da muß der HErr staunend ausrufen: „o Weib, dein Glaube ist groß". Jetzt ist aller Widerstand überwunden: „dir geschehe wie du willst", spricht der Heiland. Wir haben hier eins der mächtigsten und tröstlichsten Exempel der Schrift von der Macht, die der Glaube, die das gläubige Gebet auf die Entschließungen Gottes übt. Ich weiß wol, daß ich mit dieser Behauptung mich nach menschlicher Weise über Gott ausgedrückt habe, aber da wir in dieser Welt die der Sache völlig entsprechende göttliche Ausdrucksweise nicht finden werden, so dürfen wir schon um recht klar zu sagen, was wir sagen wollen, nach menschlicher Art reden, redet doch die Schrift selbst also. Unser Glaube bestimmt Gott, daß er thut, was er ursprünglich nicht thun wollte. Gott ist uns zu Willen, wenn unser Glaube ihn nicht läßt. Unser Glaube ist also so zu sagen eine Macht, der sich Gott unterwirft; das ist die ermuthigende Lehre unsrer Geschichte.

Hier ließe sich nun sehr erbaulich weiter reden über die Zuversicht, die ein Christ zum demüthigen und gläubigen Gebet haben darf; ich lasse das aber um euren Blick noch einmal auf die Heidenchristen zu lenken. Es kann in der That als eine göttliche Härte erscheinen, daß, während wir das Evangelium und durch dasselbe christliche Gesittung und Cultur seit Jahrhunderten haben, es noch so viele Heidenvölker giebt, die in Finsterniß und Barbarei dahinleben, und man begreift es wol, wie mehr als ein Mal Heiden zu unsern Missionaren sagen konnten: „warum seid ihr nicht früher gekommen?" Vergleichen sich die Heiden mit uns, so müssen

wir ihnen als hoch bevorzugt und sie sich selbst als eine Art Stiefkinder Gottes erscheinen und es gehört eine gewisse Demuth dazu, nicht blos sich in diese Stellung zu finden, sondern auch die Brosamen, die für sie von unsern Tischen fallen, anzunehmen. Leider haben an manchen Orten die Christen durch ihre Lieblosigkeit den armen Heiden und Heidenchristen den Unterschied der Stellung doppelt schmerzlich fühlbar gemacht. Denkt nur an die holländischen Bauern in Südafrika, die von den Eingebornen nicht anders redeten als von dem „schwarzen Vieh" oder an die freien Männer der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, die selbst nach der Emancipation der Sklaven sich weigerten Neger in ihren Hotels zu beherbergen, mit ihnen an demselben Tische zu speisen, auf der Eisenbahn sie in einer besseren Klasse fahren zu lassen ꝛc. Z. B. die Geschichte der schwarzen Jubiläumssänger, die ja auch in Deutschland so bekannt geworden, ist voll der demüthigendsten Erfahrungen dieser Art. Wie sehr die Schwarzen den socialen Druck fühlen, der schon um ihrer Farbe willen auf ihnen lastet, davon nur ein Beispiel. Gelegentlich der Allianz-Versammlung zu New-York besuchte Professor Christlieb eines Abends auch einen Negergottesdienst. Die schwarzen Aeltesten forderten den Gast sofort auf, ein Wort zu der Versammlung zu sprechen. Nur ungern entschloß sich dazu der deutsche Professor; aber als er einmal angefangen hatte zu reden wurde ihm das Herz warm. Schließlich wies er hin auf das Reich der Herrlichkeit, in dem alle Unterschiede fallen, auch der der Farbe. Als er, ohne selbst zu ahnen, wie tief er dadurch die Neger bewegte, ausgerufen: „eine Farbe" — da unterbrach ihn die ganze Versammlung und rief wieder und immer wieder: „eine Farbe" und klatschte in die Hände und wiederholte: „eine Farbe". Und als der Gast die Kirche verlassen, da drängten sich die schwarzen Zuhörer an ihn heran, suchten seine Hand zu fassen und zu küssen und zum Theil mit Thränen in den Augen sprachen sie immer wieder: „eine Farbe".

Nun will ich nicht sagen, daß die Demuth, von der ich eben gesprochen, dieselbe sei, die wir an dem Kananäischen Weibe bewundern; aber die neuere Missionsgeschichte weiß doch auch eine ganze Reihe rührender Züge der kindlichsten Demuth seitens der Heidenchristen zu berichten, die diesen Vergleich wol aushalten. Wie viele Male haben bekehrte Heiden der verschiedensten Nationen in den stärksten Ausdrücken, die aber in ihrem Munde keine bloßen Redens-

arten waren, erklärt, daß ſie viel zu geringe und ganz und gar unwürdig des großen Heils in Chriſto Jeſu ſeien und daß ſie mit dem allerniedrigſten Platze und dem entfernteſten Winkel im Himmelreich zufrieden ſein wollten. Wir verwöhnten Leute in der alten Chriſtenheit ſehen es faſt als etwas an, das ſich von ſelbſt verſteht, daß wir Kinder und Erben Gottes ſein ſollen. Ein junger Heidenchriſt, der dem Miſſionar bei der Bibelüberſetzung in ſeine Mutterſprache half, weigerte ſich, die Stelle: „ſehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir ſollen Gottes Kinder heißen“ ſo zu übertragen, wie ſie der Miſſionar ihm vorlas. „Das iſt zu hoch, das iſt zu viel“, erklärte er, es iſt genug wenn uns erlaubt wird, daß wir Gott dürfen die Füße küſſen“. Jedenfalls gehört auch die Demuth zu den Tugenden, in denen die meiſten Heidenchriſten uns beſchämende Vorbilder ſind.

„Dein Glaube iſt groß“, rühmt der HErr der Kananäerin nach. Wenn ein Heidenchriſt die väterlichen Götzen verläßt, zu dem lebendigen Gott, den er doch noch wenig kennt, ſeine Zuflucht nimmt und kindlich ſeinem Worte traut, das er zum erſten Male hört; wenn er darüber nicht blos den Spott und die Verachtung ſeiner Landsleute, ſondern oft genug Verluſte und Verfolgungen leidet, und ſelbſt von ſeinen nächſten Angehörigen ſich als einen Ausgeſtoßenen behandeln laſſen muß; wenn er mit ſeiner ganzen bisherigen Vergangenheit bricht und in eine neue Sitte und Sittlichkeit ſich einlebt — ſo gehört zu dem allen ein viel größerer Glaube, als die meiſten Chriſten daheim ahnen. Statt daher, wie es ſo oft geſchieht, die Heidenchriſten zu kritiſiren, daß ſie in ſo vielen Stücken noch ſchwache Kinder ſind, laſſet uns vielmehr von ihnen lernen, worin ſie uns ein Vorbild geben. Unſer Glaube iſt oft nicht groß, ſondern recht klein und weil wir ſo kleinen Glauben haben, darum ſind wir ſo furchtſam. Das wäre ein großer Segen unſrer Miſſionsſtunden, wenn ſie uns im Ernſt beten lehrten: „Wir glauben, lieber HErr; hilf unſrem Unglauben“. Ja „mehre uns den Glauben“! Amen.

XIII. Mancherlei Acker.

„Und er redete zu ihnen mancherlei durch Gleichniſſe, und ſprach: Siehe, es ging ein Säemann aus zu ſäen. Und indem er ſäete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel, und fraßen es auf. Etliches fiel in das Steinigte, da es nicht viel Erde hatte; und ging bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. Etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchſen auf, und erſtickten es. Etliches fiel auf ein gut Land, und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches ſechzigfältig, etliches dreißigfältig. Wer Ohren hat zu hören, der höre".

Matth. 13, 3—9.

Es hat einmal Jemand von den Gleichniſſen unſres HErrn Jeſu Chriſti geſagt, ſie ſeien gleich viel geſchliffenen Edelſteinen, die, wenn man das Licht von einer andern Seite her auf ſie fallen laſſe, immer wieder eine neue Farbenpracht zeigen. Man könnte auch ſagen, ſie glichen Bergwerken, in denen man immer neue Erzlager entdeckt, je tiefer man gräbt, und je mehr neue Gänge man anlegt.

Nehmt z. B. das Gleichniß vom verlornen Sohne. Wie wahrheitsgetreu ſchildert es Zug um Zug die Wege des einzelnen Sünders: den Weggang aus dem Vaterhauſe, das Sündenleben in der Fremde, das Darben im Elend, die Einkehr bei ſich ſelbſt, die Umkehr und Heimkehr zum Vater, den Empfang im Vaterhauſe! Wie viel tauſend und abertauſend einzelne Menſchen finden in dieſem Gleichniß ihre eigne Geſchichte. Aber wir können die beiden Söhne als auch die Repräſentanten der ganzen Menſchheit betrachten, wie die Schrift ſie in Heiden und Juden ſcheidet. Der jüngere Sohn iſt dann die Heidenwelt, der ältere das Volk Iſrael — ſofort iſt ein ganz neuer und viel weiterer Geſichtspunkt für die Betrachtung des Gleichniſſes gefunden.

Oder denkt an die Arbeiter im Weinberge. In dieſem Gleichniß läßt uns der Heiland einen Blick thun in das Geheimniß

der Berufung der einzelnen Menſchen zur Arbeit für das Himmelreich, wie der eine früher in dieſe Arbeit eintritt und mehr von des Tages Laſt und Hitze trägt als der andre. Aber auch für die Völker ſchlagen die Berufungsſtunden verſchieden und die Arbeit für das Himmelreich iſt ſehr ungleich unter ſie vertheilt. Das Gleichniß erhält eine ganz neue, großartige Bedeutung, ſobald wir es völkergeſchichtlich auffaſſen.

Wir könnten dieſe Beiſpiele leicht vermehren. Es ging uns aber darum, nur einige ſolche herauszugreifen, die eine miſſionsgeſchichtliche Auslegung geſtatten. Eine ſolche Auslegung ſoll denn auch unſre heutige Betrachtung des Gleichniſſes vom mancherlei Acker zu geben verſuchen.

Es handelt ſich hier um die Erkenntniß eines Geheimniſſes des Himmelreichs. Als ein Säemann iſt der König dieſes Reiches in die Welt gekommen. Das Wort, das er geredet, hat Samenart, es iſt voller Lebens- und Triebkräfte. Aber trotzdem er reichlich guten Samen geſäet hat und zwar als ein Meiſter in dieſer Kunſt, ſo hat er von ſeiner Ausſaat doch verhältnißmäßig nicht viel Frucht geerntet. Woran liegt das? Unſer HErr Jeſus Chriſtus hat dieſe Frage vorausgeſehen und damit ſie nicht zu einem Steine des Anſtoßes werde, auch vorausbeantwortet. Wenn ein fleiſchlichgeſinnter, natürlicher Menſch ein Menſch Gottes wird, der geſchickt iſt zu jeglichem guten Werk und reich an Früchten der Gerechtigkeit, ſo gebührt das Verdienſt der verborgnen Lebenskraft des Samens, der in ſeine Seele gepflanzet iſt. Wenn aber ein Menſch, in deſſen Seele der triebkräftige Same gleichfalls geſäet iſt, bleibt wie er geweſen und fort und fort nur Früchte des Fleiſches bringt, ſo liegt die Schuld an dem Acker. Wenn der Himmelreichsſame gedeihen ſoll, ſo verlangt er eine beſondere Bodenbeſchaffenheit, eine gute Ackerart.

Dieſer Aufſchluß des HErrn iſt nun zugleich die Antwort auf eine ſehr wichtige Miſſionsfrage, über die ſchon mehr als ein Miſſionsfreund geſtrauchelt iſt, nämlich: wie kommt es doch, daß nach einer bald 2000jährigen Verkündigung des Evangelii das Himmelreich immer noch ſo enge Grenzen hat auf Erden, daß es noch mehr als 1000 Millionen Nichtchriſten giebt und auch die Erfolge der neuſten Miſſionsarbeit ſo großartig nicht ſind, wie man in Betracht des guten Samens, der doch geſäet wird, wol erwarten zu dürfen meint?

Es geht, meine Brüder, bei den Heiden wie bei den Christen, bei den Völkern wie bei den einzelnen Seelen: es kommt wesentlich auf die Ackerart an, in die der Same gesäet wird. Der Unterschied ist vielleicht nur der, daß der Herzensacker bei den meisten Heiden noch härter ist, als bei den Christen und immer härter wird, je weniger der Pflug ihn bearbeitet.

Freilich, es ist ein ander Ding wenn der HErr Jesus Christus selbst und wenn Menschen die Säeleute sind. Wenn wir den Samen des Himmelreichs ausstreuen, so haben wir uns wol zu fragen, ob nicht etwa auch an uns die Schuld liegt. Der menschliche Säemann in der Christenheit wie in der Heidenwelt kann seine Sache ungeschickt machen; er kann auch den guten Samen auf allerlei Weise verderben. Wir tragen alle solchen Schatz in irdenen Gefäßen. Nehmen wir nun noch dazu, daß auch das Wetter auf das Gedeihen des ausgestreuten Samens vom größten Einfluß ist, so haben wir drei wichtige Voruntersuchungen anzustellen, ehe wir noch unsern Blick auf die verschiedene Bodenbeschaffenheit innerhalb der Heidenwelt richten.

Also wie steht's mit den Säeleuten? das ist die erste Frage. Leider hat es Zeiten und gar lange Zeiten gegeben innerhalb der christlichen Kirche, da hieß es überhaupt nicht: „siehe es ging ein Säemann aus zu säen". Da konnte man sich umsehen so viel man wollte, ausgehende Säeleute waren keine zu erblicken. Wol trug der Wind, wol trug manch Vöglein ein Samenkorn der göttlichen Wahrheit hier und da über Wüsten und Berge und Meere, aber eine eigentliche Mission d. h. eine Sendung von Arbeitern Jesu Christi zu den Heiden gab es nicht. So war, um nicht weiter zurückzugehen, vollständige Missions-Windstille in der evangelischen Christenheit während des 16., 17. und zum großen Theile auch 18. Jahrhunderts. Wir wollen nicht ungerecht sein gegen unsre Väter; sie hatten viel zu thun mit der Begründung, Vertheidigung und Ausbauung der eignen Kirche und die Wege zu den fernen Heiden waren ihnen noch wenig erschlossen. Aber zu wundern braucht man sich dann auch nicht, wenn es mit der Ausbreitung des Reiches Christi bis an die Enden der Erde nicht schneller gegangen ist. Bleiben die Säeleute daheim, so wird kein Acker bestellt und ohne Aussaat giebt's natürlich keine Ernte.

Gott sei Dank! die evangelische Christenheit ist aus diesem Schlafe erwacht. Besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhun-

derts ist eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer werdende Zahl von Säeleuten ausgegangen. Es gehört mit zu den Ehren, mit denen der HErr die sonst seine Schmach reichlich tragende Mission schmückt, daß sie unter ihren Arbeitern und Arbeiterinnen viele solcher Menschen aufzuweisen hat, deren Leben im besten Sinne des Wortes erbaulich ist; die durch ihre Selbstverleugnung, ihren Eifer, ihre Liebe, ihre Geduld als „fromme und getreue Knechte" sich erwiesen haben. Dennoch haben und beanspruchen auch Missionare keine Unfehlbarkeit. Sie können es sehr treu meinen und doch in ihrer Methode irren, den Samen also in ungeschickter Weise ausstreuen. So meinen z. B. viele liebe Brüder besondes aus England und Amerika, sie hätten eine gute Säearbeit gethan, wenn sie möglichst viele in der Landessprache geschriebene kleine Druckschriften, sogenannte Traktate, mit beiden Händen unter den Heiden ausstreuen. Gewiß thun solche fliegende Blätter unter Völkern, die lesen können, guten Missionsdienst, wenn sie an nach ihnen verlangende Heiden verkauft werden. Verschenkt man sie aber in Massen ohne Wahl, so sind sie meist vergeudeter Same. Andere verwenden ihre Hauptzeit und Hauptkraft auf die Schule, in der sie nicht blos Christenkinder im Worte Gottes, sondern auch Heidenkinder in allerlei weltlichen Lehrgegenständen unterrichten. Natürlich ist die Schule ein sehr wichtiges Missionsmittel und sie muß überall ins Leben gerufen werden, wo christliche Gemeinden entstehen; aber wenn Missionare es zu ihrer Hauptaufgabe machen das Einmaleins oder Geschichte und Geographie zu lehren, so ist das schwerlich die rechte Säemannsweisheit und wie die Erfahrung zeigt, der Gewinn dieser Arbeit für die Pflanzung der christlichen Kirche keineswegs ein bedeutender. Wieder andere legen einen großen Werth auf die ärztliche Praxis, der sie viel Zeit und Kraft widmen, ja es giebt besondere „medicinische Missionen", die vornämlich von England und Amerika aus gepflegt werden. Zweifellos soll der Missionar auch, besonders wo es ganz und gar an Aerzten fehlt, schon aus Barmherzigkeit und um dem bösen Einflusse der Zauberei zu wehren, auch den Kranken seine Dienste widmen und es mag sein, daß mancher Heide durch solche ärztliche Hilfe dem Evangelio geneigt gemacht worden ist. Allein wenn diese Art Thätigkeit so in den Vordergrund gestellt wird, daß sie die Predigt des göttlichen Wortes beeinträchtigt, so ist sie ein Mißgriff des Säemanns. Ueber den Missionserfolg derselben urtheilt ein sehr besonnener und erfahrner

chineſiſcher Miſſionar alſo: „Was das Mediciniren anbelangt, ſo liefern unſre Stationen deutliche Beweiſe, daß für die Hauptſache ſo viel als nichts herauskommt. Die Station Dr. Göckings — eines ſtudirten Mediziners und zugleich ordinirten Miſſionars, den der frühere „Berliner Hauptverein für China“ ausgeſandt — iſt ein weiterer Belag. Desgleichen die Hospitäler in Canton; ſelbſt hier kommen keine Früchte heraus. Viele Patienten bleiben wochenlang im Hospital unter liebevoller Pflege und hören täglich Gottes Wort und Tauſende kehrten geheilt in ihre Heimathorte zurück. Dennoch bis heute nirgends eine Bewegung zu Gunſten des Chriſtenthums. Der Chineſe ſchwatzt einen Haufen Höflichkeitsworte, ſchenkt vielleicht eine Ehrentafel; damit iſt dann die Sache abgemacht. Medicin wird alſo ſchwerlich den Chineſen zum Chriſtenthum verhelfen“.

Die Hauptthätigkeit des geiſtlichen Säemanns bleibt immer die *mündliche Verkündigung* des Evangelii. „*Prediget* das Evangelium“ hat inſonderheit den Miſſionaren der HErr befohlen. Aber auch da entſteht die Frage, ob immer in der rechten Weiſe gepredigt wird. In der rechten Weiſe predigen iſt eine *ſehr ſchwere* Kunſt und je älter ſie werden, deſto ſchwerer wird gerade treuen Predigern ihr Beruf. Man braucht ſich deshalb nicht zu verwundern, wenn daheim und draußen viel Fehler gemacht werden. St. Paulus ermahnt einmal ſeinen lieben Timotheus „theile recht das Wort der Wahrheit“ und predige „zur Zeit und zur Unzeit“. Das iſt beſonders für einen Miſſionar nicht leicht. Ich erinnere nur an zweierlei. Wie muß er den Götzendienſt angreifen und doch die Götzendiener in ihren religiöſen Gefühlen nicht verletzen? Wo ſoll er predigen? Auf den Straßen und Märkten und den Götzenfeſten oder damit die Perlen nicht vor die Säue geworfen werden, nur in geſchloſſenen Räumen? Das ſind aus hundert wichtigen Fragen nur zwei. Ihr ſeht aus dieſem allem, es iſt nicht leicht ein Miſſionar ſein und ihr wundert euch nun nicht, wenn ſie die Sache manchmal auch am unrechten Ende angreifen. Sie müſſen, wie alle Sterbliche ihre Lehrjahre durchmachen und oft recht theures Lehrgeld bezahlen. Ihr werdet es dann aber euch deſto mehr zu Herzen nehmen, wenn ſie bitten: „lieben Brüder, *betet für uns!*“ Sie bedürfen neben der Kraft aus der Höhe ſonderlich auch viel *Weisheit* von oben. Mir iſt ein Wort unvergeßlich, das der ſelige Tholuck mir beim Abſchiede über die rechte Predigtvorbereitung ſagte und das mir

mehr genützt hat als alle wissenschaftlichen Predigtanweisungen zusammengenommen. Er sagte: „wenn ich mich auf die Predigt vorbereite, so werfe ich mich stets auf die Knie und bitte Gott, daß er mir das Thürlein zeige, das in das Leben des Textes führt". Mehrere Jahre darauf theilte ich diesen Ausspruch einmal dem bekannten Pfarrer Blumhardt mit. Da fügte er hinzu: „ganz recht; aber auch jedes Menschenherz hat eine Thür und es giebt einen Schlüssel, der sie aufschließt. Die Meisten verfahren dabei aber so ungeschickt, daß der Schlüssel abbricht". Beide Thürlein finden, das, welches in den Geist und das Leben des Textes und das, welches in das Menschenherz führt — das ist die rechte Säemanns- oder Predigtkunst und für einen Missionar, der in fremder Sprache einem fremden Volke predigt, ist diese Kunst noch nöthiger aber auch noch schwerer, als für einen Pastor in der heimischen Kirche.

Wird auch immer der rechte Same ausgestreut? das ist die andre Vorfrage. Mancher erschrickt vielleicht bei dieser Frage. Wie? giebt es etwa auch unter den Missionaren Leute, die wie leider manche unter den heimischen Kirchendienern, ein ander Evangelium predigen, denn das die Schrift verkündigt? Ich danke Gott, daß ich sagen darf, wenigstens soweit meine Kenntniß reicht: unsre Missionare halten es einmüthiglich mit Paulus, daß sie Christum und zwar als den Gekreuzigten verkündigen, der um unsrer Sünden willen gestorben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket ist, an dem wir haben die Erlösung durch sein Blut und der in der Kraft des Glaubens an ihn die Gerechtigkeit Gottes uns mittheilt. Es hat zwar hier und da ein Vertreter der sogenannten „freien Theologie" die Verpflichtung zur Mission anerkannt und seine Gesinnungsgenossen aufgefordert in ihrer Weise dieser Pflicht nachzukommen und wir freuen uns dieser Stimmen solcher Prediger in der Wüste; sie beweisen, daß es unter den „freien" Protestanten Leute giebt, deren Herz gebundener ist in Gottes Wort als ihr Verstand und die noch zehren von einem guten Reste väterlichen Erbglaubens. Aber bis diesen Augenblick ist solchen Worten noch keine That gefolgt und wir sind überzeugt, daß diese That auch in der Zukunft ausbleiben wird. Es liegt zu sehr auf der Hand, daß der von dem biblischen Evangelio losgemachte Protestantismus nichts mehr hat, was den Heiden zu bringen sich der Mühe verlohnte. Eine „freie" Richtung, die den Glauben an Jesum Christum als

den Sohn und das Lamm Gottes aufgegeben hat, beſitzt wol noch allgemeine religiöſe Ideen und eine wurzelloſe Moral, aber eigentliches Chriſtenthum iſt ſie nicht mehr. Im vorigen Jahre empfing unter ergreifenden Umſtänden ein Hindu-Advokat die Taufe. Einige Zeit nachher veröffentlichte er folgende Erklärung: „Da meine Bekehrung zum Chriſtenthum öffentlich bekannt geworden iſt, ſo halte ich es für Pflicht, den Eindruck, welchen man von mir bekommen hat, durch das Bekenntniß zu berichtigen, daß mein Uebertritt zum chriſtlichen Glauben ein Irrthum von mir war. Aus Durſt nach Gerechtigkeit forſchte ich ſeiner Zeit mit großem Eifer in der Bibel und zwar unter Dr. Duffs Anleitung, der die einzelnen Stellen ſo wörtlich erklärte, daß ich veranlaßt wurde zu glauben, Jeſus Chriſtus ſei die im Fleiſch erſchienene Gottheit und der Erlöſer der Welt. Nachdem ich nun aber Gelegenheit gehabt habe über die Gottheit Chriſti eingehende Unterhaltungen zu pflegen — nämlich mit einem Lehrer des Brahma Samadſch, der freireligiöſen Partei Indiens — und jene Bibelſtellen mir auf geiſtige Weiſe erklärt worden ſind, bin ich zu dem beſtimmten Schluß gekommen, daß Jeſus Chriſtus nicht die Fleiſchwerdung der Gottheit war. Deshalb gebe ich meinen Glauben an die chriſtliche Religion auf". Ich denke bei ſolchen Erfahrungen wird den miſſionsfreundlichen freien Proteſtanten vollends die Luſt vergehen, Boten nach Indien zu ſenden, wo ſie gerade hofften, den größten Erfolg zu erzielen. Der wieder aus der chriſtlichen Kirche ausgetretene Hindu-Advokat iſt nur ſcharfſinniger, conſequenter und vielleicht aufrichtiger als ſie, indem ihm das Chriſtenthum aufhört, wo der Glaube an die Gottheit Chriſti aufhört. „Freie" Miſſionare würden alſo unter den Heiden und ganz beſonders unter den gebildeten Heiden ſchlechte Geſchäfte machen. Es iſt einmal von England aus ein ſolcher nach Indien gegangen; aber ſtatt daß er die Heiden zum Chriſtenthum bekehrt, haben die Heiden ihn zum Heidenthum — natürlich zum „freien" Heidenthum — bekehrt. Die alte däniſch-halleſche Miſſion iſt an dem „freien" Proteſtantismus, oder wie man damals ſagte, am Rationalismus zu Grunde gegangen. Ihre letzten Boten trieben allerlei wiſſenſchaftliche Allotria, aber Heiden wußten ſie nicht mehr zu bekehren und darum war's auch kein Schade, daß man mit ihr aufhörte, als ſie innerlich erſtorben war.

Alſo ein gefälſchtes Evangelium verkündigen unſre Miſſionare nicht; auch nicht in dem Sinne wie es vielfach in der mittelalterlichen Miſſion den Heiden, ja zum Theil ſelbſt unſern Vorfahren

dargeboten worden ist, die von dem Christenthum mehr die Schale als den Kern erhielten, mehr zu äußerlichen Ceremonien abgerichtet, als zu Menschen Gottes erzogen und mehr im Heiligendienst, als im lebendigen Glauben an Christus das Heil zu suchen gelehrt wurden. Und doch kann man die Frage aufwerfen, ob unsre Missionare wol immer guten Samen ausstreuen? Ich will jetzt darauf gar nicht eingehen, obgleich das gewiß sehr wichtig ist, ob sie nicht oft leere Hülsen mit dem lebendigen Samen verwechseln, indem sie dogmatische Formeln statt der Thatsachen des Evangelii darreichen und die Heiden statt auf die grünen Auen des göttlichen Worts in die dürren Wüsten menschlicher Begriffsbestimmungen oder gesalbter Redensarten führen — was alles ja leider auch daheim reichlich genug geschieht, aber auf dem Missionsfelde noch viel verderblicher ist. Auf einen andern Punkt will ich eure Aufmerksamkeit lenken. Die Missionare verkündigen das Evangelium in einer ihnen fremden, oft recht schwer zu erlernenden, in vielen Fällen erst förmlich zu entdeckenden Sprache. Wie leicht geschieht es da, daß sie sich in der Wahl des Ausdrucks vergreifen und daß das Wort, dessen sie sich bedienen, mit der Wahrheit Gottes, die sie ausdrücken wollen, einen ganz verkehrten Sinn verbindet. Einige Beispiele werden dies klar machen. Ein südafrikanischer Missionar, der, irre ich nicht, den Hottentotten predigte, mußte sich, bevor er selbst ihre schwere Sprache erlernt, als Dolmetschers eines ganz ungebildeten Menschen bedienen. So oft nun der Missionar von Jesu als dem Zaligmaker sprach, verstand der Dolmetscher Zadelmaker und übersetzte den armen Hottentotten stets, daß Jesus ihr „Sattelmacher" sei, bis endlich der Missionar hinter das Mißverständniß kam. Natürlich schüttelten selbst die Hottentotten die Köpfe über solch ein Evangelium. In der Kaffersprache giebt es ein doppeltes Wort für Vögel; das eine bedeutet samenfressende, das andre fleischfressende Vögel. Nun kannte aber selbst ein sprachkundiger Missionar, der die Bibel ins Kaffrische übersetzte, diesen Unterschied noch nicht und übertrug Matth. 13, 4: „da kamen die fleischfressenden Vögel und fraßen den Samen" — natürlich glaubten das die Kaffern nicht und wurden irre an dem ganzen Evangelio. Eine getaufte Chinesin sprach gegen einen Missionar einst ihre Freude aus, daß es im Himmel auch Schweinefleisch gäbe. Verwundert fragte sie dieser, wie sie zu solch sinnlicher Vorstellung komme? „Ei, erwiderte das Weib, Sie haben uns ja selbst gesagt, daß die Thore

des himmlischen Jerusalems von Schweinefleisch seien." Nun klärte sich das Mißverständniß auf. Der Missionar hatte falsch betont. Dasselbe Wort, welches im Chinesischen Perle bedeutet, heißt auch Schweinefleisch, wenn es ein wenig anders betont wird. Solcher Anecdoten ließen sich noch viele erzählen. Wer weiß wie viel Zurückweisungen oder Verunstaltungen der evangelischen Wahrheit auf die Sprachfehler zurückgeführt werden müssen, deren der arme Missionar oder sein Dolmetscher sich schuldig gemacht hat! Bedenkt ihr nun vollends, daß für eine ganze Menge christlicher Grundbegriffe als z. B. Sünde, Fleisch, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Versöhnung in vielen Sprachen entweder ganz und gar die Worte fehlen oder die Worte, deren man sich bedienen muß, einen andern als den biblischen Sinn haben, wie denn bis heute die Missionare noch nicht einig darüber sind mit welchem chinesischen Worte sie eigentlich „Gott" übersetzen sollen — ich sage, bedenkt ihr dies alles, so werdet ihrs sehr begreiflich finden, daß selbst die rechtgläubigsten Missionare den guten Samen verunstaltet ausstreuen können und es sehr erklärlich wird, wenn er dann keine oder dürftige Frucht bringt.

Und nun zum dritten die Witterung. Schlecht Wetter kann eine Mißernte bewirken, selbst wenn der beste Same von dem besten Säemann auf den besten Acker gesäet ist. Nun kommt ja der Heiland auch in unserm Gleichniß noch auf die Witterung zu sprechen, nämlich auf das Ausbleiben des Regens und den Sonnenbrand, der besonders im Morgenland den Pflanzen so gefährlich wird. Aber er versteht darunter etwas anderes, als was mir jetzt vorschwebt, nämlich die Verfolgung und die Trübsal um des Worts willen, auf die wir später zurückkommen werden. Jetzt handelt es sich aber um andre ungünstige Umstände. Z. B. der Opiumhandel, die beiden seitens Englands und Frankreichs mit China geführten Kriege, der dadurch gesteigerte Fremdenhaß, die große Taiping-Rebellion u. dergl. Ereignisse waren und sind für die chinesische Mission eine höchst ungünstige Witterung. Wie viel Verwüstungen haben die fast endlosen Kriege auf dem afrikanischen Missionsfelde angerichtet. Wie viel hat, des Sklavenhandels ganz zu geschweigen, der fast ebenso schlimme und freche Menschenraub in der Südsee die Mission gehemmt. Und wenn man vollends an alle die Schandthaten denkt, welche die Habgier und die Wollust einzelner gewissenloser Namenchristen fast aller Orten an den Heiden verübt und an das sonstige

das Evangelium ſchändende Leben, das ſie vor ihren Augen geführt haben, ſo muß man zugeſtehen, daß viel ſchlechtes Wetter dem Gedeihen des guten Samens hinderlich geweſen iſt.

Doch kommen wir endlich zur Hauptſache: zur Beſchaffenheit des Ackers. Es würde ſchon immerhin ein bedeutender Beitrag zur Beantwortung der Frage ſein: warum die Miſſion die Heidenwelt nicht im Sturm erobert? wenn wir unter dem Acker, wie es gemeiniglich geſchieht, das Herz des einzelnen Heiden oder Heidenchriſten verſtünden. Es iſt das menſchliche Herz in der ganzen Welt das gleiche und überall trägt es die Hauptſchuld an der geiſtlichen Mißernte. Viele liebe Miſſionsfreunde machen ſich gar verkehrte Vorſtellungen über die Heiden, indem ſie ſich dieſelben als eine ganz andre Art von Menſchen denken, als ſie ſelbſt ſind. Nein, meine Freunde, die Heiden ſind Menſchen wie wir mit ganz dem gleichen Herzen, wie es in unſrer Bruſt ſchlägt. Die Fehler und ſündigen Neigungen, die unſer Herz hat, hat das ihrige auch und die Empfänglichkeit für das Wort Gottes, die uns geblieben iſt, iſt ihnen auch geblieben. Nur iſt ihr Herz viel weniger bearbeitet als das unſre und daher dauert es meiſt längere Zeit, bis der gute Same in ihm Wurzel und gar tiefe Wurzel ſchlagen kann.

Allein es iſt jetzt nicht meine Abſicht, von dem mancherlei Acker, von dem unſer Gleichniß redet, auf einzelne Heiden oder Heidenchriſten eine Anwendung zu machen. Das Gleichniß geſtattet eine viel umfaſſendere Deutung. Auch ganze Völker ſind den beſchriebenen Ackerarten ähnlich und der Erfolg der Miſſionsarbeit unter ihnen richtet ſich darnach, ob ſie dem Wege, dem ſteinigten, unreinen oder guten Lande gleichen. Freilich nicht ſo meine ich das, als ob das eine Volk in allen ſeinen einzelnen Gliedern nur der einen oder andern Ackerart gliche. Iſts doch ſchon bei dem einzelnen Menſchenherzen nicht alſo, daß es z. B. nur Weg oder nur gutes Land ſei, ſondern daß es vorwiegend den Charakter dieſer oder jener Bodenklaſſe trägt, während ſich auch eine Aehnlichkeit mit einer andern bei ihm findet. Aehnlich verhält es ſich auch mit den Völkern; ſie befaſſen in ſich alle vier Ackerarten, aber vorwiegend gleicht der Charakter des Volks im Ganzen der einen oder andern einzelnen Bodenklaſſe.

Um nun über die Schwierigkeit der Miſſionsarbeit unter den verſchiedenen Heidenvölkern und den im weſentlichen darnach ſich richtenden verſchiedenen Miſſionserfolg wenigſtens ein einigermaßen

zutreffendes Urtheil ſich bilden zu können, iſt es durchaus nöthig, den Acker in etwa kennen zu lernen, auf den der gute Same geſäet wird. Es iſt daher ganz in der Ordnung, daß man den geſchichtlichen Miſſionsbildern eine Beſchreibung von Land und Leuten vorausſchickt, unter denen miſſionirt wird; denn ohne die Kenntniß der Ackerart iſt eine richtige Schätzung der Ernte unmöglich.

Es giebt in der neueren Miſſion Gebiete, auf denen in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine reiche Ernte eingebracht worden iſt. Ihr alle wißt das z. B. von den Kolhs. Erſt im Jahre 1845 begann dort die Arbeit. Man kann nicht ſagen, daß die Miſſionare, welche ſie thaten, vor andern ihrer Collegen geſchickte Säeleute geweſen ſeien. Im Gegentheil, beſonders in den erſten Jahrzehnten haben ſie vieles verkehrt gemacht. Bedenkt man dazu, daß die unglückſelige Spaltung, die ſpäter unter ihnen eintrat, ſehr verwirrend wirken mußte, ſo kann man auch nicht ſagen, daß dieſer Miſſion die Gunſt eines beſonders guten Wetters zu Theil geworden ſei. Dennoch hat der gute Same dort reichliche Frucht getragen. Nicht blos, daß es heut mehr als 35,000 chriſtliche Kolhs giebt; es werden von ihnen auch viele ſchöne Züge eines kindlichen Glaubens erzählt. Woher kommt das? Der Same fiel hier auf gut Land. Die Bedrückungen durch die Hinduherren hatten den Boden gepflügt und der kindliche Sinn des Volkes, der alſobald ein Vertrauen faßte zu dem Manne, der die Mühſeligen und Beladenen zu erquicken verheißen, machte die Leute für die gute Botſchaft empfänglich, die die Miſſionare brachten. Ihr habt ferner wol ſchon von den Karenen in Hinterindien gehört. Auch hier hat die Miſſion eine reiche Ernte gehalten. Es mag heut 70 — 80,000 chriſtliche Karenen geben. Es iſt das keineswegs ein beſonderes Verdienſt der Miſſionare. Auch hier hat es an betrübenden Störungen nicht gefehlt. Die Miſſionare fanden vielmehr einen durch die religiöſen Ueberlieferungen des Volks bereiteten Boden, in dem das Evangelium leicht Wurzel ſchlug. — Die Sandwichs-Inſeln ferner ſind in kaum 50 Jahren ein ganz chriſtliches Land geworden. Das lag abermals an dem Boden, der durch eigenthümliche Ereigniſſe, die der Ankunft der Miſſionare voraufgingen, in beſonderer Weiſe für die Aufnahme des Samens bereitet worden war. So iſt es auch auf andern Gruppen der Südſee-Inſeln, abgeſehen von dem beſonderen göttlichen Segen, dem durch allerlei Umſtände empfänglich gemachten Boden zu danken, daß das Volk zu Tauſenden das Chri-

ſtenthum annahm. Jetzt wird viel von den großen Erfolgen berichtet, die der Miſſion unter den Santals, einem den Kolhs ähnlichen Gebirgsvolke Indiens beſchieden ſind. Auch hier zeigt eine tiefere Betrachtung, daß das gute Land, auf welches der Same gefallen, der hauptſächlichſte Grund des Gedeihens iſt.

Ganz anders ſteht es z. B. in China. Allerdings iſt die Arbeitszeit hier verhältnißmäßig erſt kurz, etwa 30 Jahre; die Zahl der Arbeiter gegenüber der Größe der Bevölkerung gering und die Menge der ſonſtigen Schwierigkeiten beſonders groß. Aber ſelbſt in den kleinen Bezirken, in welchen vorwiegend bis jetzt miſſionirt worden, iſt der Erfolg ein ſehr geringer, trotzdem daß es viele hervorragend tüchtige Männer ſind, die hier arbeiten. Woher kommt das? Am Acker liegt's. Im Großen und Ganzen gleicht bis heut das Volk Chinas dem Weglande, an das der Same geſäet wird und von dem immer wieder die Vögel ihn wegfreſſen. In religiöſer Beziehung ſind die Chineſen, wenigſtens ſoweit wir ſie bis jetzt kennen und verſtehen gelernt haben, ein oberflächliches und gleichgiltiges Volk. Sie haben ja beſonders in wirthſchaftlicher Beziehung manche ſchöne Tugend. Sie ſind fleißig, ſparſam, genügſam, geſchickt, nüchtern. Aber gerade, daß ſie für die vergänglichen Dinge dieſer Welt ſo viel Sinn haben, ſcheint ſie ſtumpf und unempfänglich zu machen für die ewigen und unſichtbaren Dinge, für die geiſtlichen Gaben des Evangelii. Es mag ſein, daß wir die Leute noch nicht gründlich genug verſtehen und daß wir das Thürlein noch nicht gefunden haben, durch welches ſie in das Evangelium und das Evangelium in ihr Herz dringt — jedenfalls ſind ſie zur Zeit ein hartgetretenes Land. Die Botſchaft des Heils geht über ihre Köpfe und wenn hier und da ein Samenkorn iſt liegen geblieben, ſo zertreten es entweder ihre Schriftgelehrten und Phariſäer, oder die zerſtreuenden Geſchäfte machen es vergeſſen, oder die oberflächlichen religiöſen Gedanken entleeren es ſeines Inhalts. In mancher Beziehung ähnlich ſteht es mit den eigentlichen Hindus beſonders der vornehmen Kaſten. Wenn es auch nicht buchſtäblich alle Brahminen ſo machen, wie jener, der auf die Aufforderung eines Miſſionars, der Predigt eines ſeiner Collegen zuzuhören, die Antwort gab: „Brahminen brauchen nichts zu hören" und dann mit beiden Händen die Ohren ſich zuhielt — im Grunde iſt es doch ſo bei den meiſten, daß was ſie vom Chriſtenthum etwa vernehmen, zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder herausgeht. Die

Hindus ſind voll Unterwürfigkeitsphraſen gegen den Miſſionar, aber ſie achten ſeine Gemeinſchaft für ſo unrein, daß ſie ſich durch eine religiöſe Ceremonie erſt wieder reinigen zu müſſen glauben, wenn ſie irgend etwas berührt haben, was er berührt hat. Da fällt natürlich der gute Same auf den Weg. — In Indien ſind es vielfach die Frauen die den Samen zertreten oder die den Vögeln gleich ihn aufpicken. Aus reicher Erfahrung urtheilt eine Zenanaarbeiterin alſo: „Die Miſſion hat keinen Widerſtand ſo ſehr zu fürchten wie den Einfluß der Mütter auf ihre Söhne. Es iſt ein großer Irrthum zu glauben, daß, weil die Frauen in den Zenanas eingeſchloſſen ſind, ſie keinen Einfluß hätten. Eine Frau hat nicht viel Gewalt über ihren Gatten, aber eine Mutter hat faſt unbeſchränkte Herrſchaft über ihren Sohn. Sie ſagt zu ihm: „nimm alle Geographie, alle Geſchichte, alle Gelehrſamkeit, welche der Padre dir mittheilen kann, aber wenn er auf Religion zu ſprechen kommt, ſo glaube nicht ein einziges Wort von dem, was er ſagt“. Der Lehrer hofft vielleicht Eindruck auf das Herz eines jungen Mannes, der ihn ernſt und gedankenvoll verlaſſen hat, gemacht zu haben. Er geht nach Hauſe; das ſcharfe Auge ſeiner Mutter entdeckt ſeinen Gemüthszuſtand ſofort und ſie weiß demſelben entgegen zu wirken. In der That kann man ſagen, daß die Zenanas die Feſtungen des Heidenthums ſind“. — So hat ſich die Miſſion bis jetzt auch ſehr unfruchtbar unter den Papuas auf Neu-Guinea erwieſen. In großer Treue hat hier, ſpäter neben holländiſchen Collegen, unſer Landsmann Geißler viele Jahre lang gearbeitet. Aber die Stumpfheit der ſehr tief ſtehenden Eingebornen und die Macht des kraſſeſten Aberglaubens, unter der ſie geknechtet waren, machte ſie zu einem hartgetretenen Weglande, auf dem nur hier und da ein Samenkörnlein Wurzel faſſen konnte.

Auch das ſteinigte Land iſt ferner reichlich unter den Heidenvölkern vertreten. Die Rheiniſchen Miſſionare begannen 1835 ihre Arbeit auf Borneo. Nach faſt 25jähriger mühereicher Saatzeit waren einige Gemeinden, zum Theil aus befreiten Sklaven beſtehend, geſammelt und die Schulen ſo ziemlich in Gang gebracht worden. Aber der Same hatte wenig Wurzel gefaßt. Als 1859 ein blutiger Aufſtand losbrach, deſſen Zweck war, alle Europäer auf der Inſel zu ermorden und dem auch 7 Miſſionsgeſchwiſter zum Opfer fielen, da war es als ſei die ganze Saat wieder vernichtet; ſie hatte eben nicht tiefe Erde. Trübſal und Verfolgung hat ja oft

auch die umgekehrte Wirkung. Wie in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, ſo hat auch in der neueren Miſſionsgeſchichte das Blut der Märtyrer oft ſich als ein Same der Kirche erwieſen. Aber dann muß der Same ſchon feſte Wurzel geſchlagen haben. Bäumchen, die noch nicht feſtgewurzelt ſind, reißt der Wind leicht heraus und wehen die Stürme in der Blüthezeit, ſo ſchütteln ſie viele Blüthen ab. Es gehört ſchon feſter Glaube, großer Muth und viel Selbſtverleugnungsernſt dazu, um dem HErrn das Kreuz nachzutragen, das er allen ſeinen Nachfolgern in Ausſicht geſtellt hat. Ihr wißt aus eigner Erfahrung, wie kreuzesſcheu die meiſten Chriſten in der Heimath ſind. Selbſt vor dem bischen Spott und den paar Sticheleien fürchten ſie ſich, die jeden treuen Jünger Jeſu treffen. Mancher, der in der Schlacht ſich nicht vor dem Kugelregen gefürchtet hat, kann es nicht ertragen ein Pietiſt oder Mucker oder Betbruder genannt zu werden. Und unter den Heiden giebts mehr als Stichelreden, wenn einer die väterliche Religion verläßt und ein Chriſt wird. Es läßt ſich recht gemüthlich ſingen: „nehmen ſie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib; laß fahren dahin" — wenn kein Menſch uns das alles nimmt. Aber in Indien z. B. wird damit voller Ernſt gemacht. Ein Hindu, der ein Chriſt wird, verliert, wenn auch nicht gerade ſeinen Leib — denn das duldet die engliſche Regierung nicht — aber zumeiſt ſein Gut, ſeine bürgerliche Ehre und ſeine Familie. Alles wendet ſich mit Abſcheu von dem Abgefallnen ab, ſelbſt Eltern, Weiber, Kinder und ſeine ganze Exiſtenz wird bedroht. Da iſt es nicht ſo ſehr zu verwundern, wenn viele nur im Geheimen Chriſten ſind oder auch wol nach der Taufe wieder abfallen. — Oder wenn tyranniſche Despoten, wie die meiſten Häuptlinge unter den uncivilisirten Heiden es ſind, jeden ihrer Unterthanen, der ſich taufen läßt, mit dem Tode bedrohen, was in Afrika nichts Seltenes, und z. B. erſt jüngſt wieder im Zululande geſchehen iſt, wie begreiflich wird es dann, daß viele noch unbefeſtigte Gemüther ſich dadurch vom Chriſtwerden abſchrecken laſſen! Aber was das Allerſchlimmſte: es geſchieht ſogar, daß Chriſten die Einwurzelung des Samens verhindern. So haben z. B. auf Tahiti und andern Südſeeinſeln die katholiſchen Miſſionare unter dem Schutze der franzöſiſchen Regierung die Heidenchriſten um ihres evangeliſchen Glaubens willen in der ungerechteſten Weiſe bedrückt und ruhig zugeſehen, um nichts ſchlimmeres zu ſagen, wenn ihre rohen Landsleute ſie beraubt und gemordet. Wenn dann viel Same

wieder verdorrt, wer will ſich wundern? Und wer will alle die „Aergerniſſe“ aufzählen, welche evangeliſche Namenchriſten den Heiden und Heidenchriſten gegeben haben! Denkt z. B. nur an die lange Reihe von Treuloſigkeiten und blutigen Schandthaten, die ſeitens der weißen Bevölkerung Nordamerikas an den armen Indianern verübt worden ſind. Sie iſt ja bekannt genug dieſe ſchwarze Geſchichte voll Trug und Mord, an die man ohne Scham und Thränen nicht denken kann. Es gab einſt eine Zeit, wo treue Knechte Gottes unter den verſchiedenſten Stämmen des rothen Volks eine hoffnungsreiche Arbeit thaten und bereits tauſende von wilden Jägern in Schafe des guten Hirten waren verwandelt worden. Aber im Namen der Civiliſation hat man dem blühenden Baume die Wurzeln abgeſchnitten; wie ſollte er dann Früchte tragen?

Doch gehen wir weiter zu dem unreinen Acker. Das ſteinigte und das dornigte Land grenzt vielfach ſo dicht zuſammen, daß es faſt in einander übergeht. So iſt es z. B. bei den Hottentotten im Namaqualand. Verſendet die Sonne ihren glühenden Brand und bleibt der befruchtende Regen aus, manchmal Monate ja Jahre lang, ſo iſt das arme Land eine traurige Wüſte, in der nur ſpärlich wächſt, was Menſchen und Thieren zur Nahrung dient. Fällt aber endlich der ſo ſehnſüchtig erwartete Regen, ſo verwandelt ſich ſchnell die graue Oede in einen grünenden Garten, ſo daß man das wüſte Land kaum wieder erkennt. Und wie das Land ſo das Volk, das darin wohnt. Erſt ſcheint alle Arbeit bei ihm vergeblich, ſo ſtumpf und wüſt iſt ſein Herz. Dann, man weiß kaum wie es zugegangen, giebt es auf ein Mal eine mächtige geiſtliche Bewegung. Eine Erweckung geht durch den ganzen Stamm; die religiöſen Verſammlungen ſind aufs zahlreichſte beſucht; zu hunderten kann man die Leute mit Thränen ihre Sünden bekennen und hier und da im einſamen Buſch beten hören. Aber es dauert gemeiniglich nicht lange, ſo iſt der verheißungsvolle Frühling vorbei. Der Same verdorrt, weil ihm die tiefe Wurzel fehlt. So macht auch bei den Negern die Oberflächlichkeit und wetterwendiſche Erregbarkeit ihres Charakters das Ausreifen zur Frucht ſehr ſchwer. Wenn nun vollends noch die Dornen dazu kommen, die den Samen erſticken! Es giebt Völker die ſchwer zu ringen haben mit Sorgen der Nahrung. So z. B. die Namaquas, von denen ich vorhin redete und die meiſten ihrer Nachbarn. Die Dürre des waſſerloſen Landes treibt das arme Volk von Ort zu Ort und nun iſt ihm der Wandertrieb

zur andern Natur geworden, die Seßhaftigkeit ſchwer anzuerziehen und — ihr wißt: ein rollender Stein bemooſt ſich ſchwer. O wie viel guter Same iſt durch dieſe Unſtätigkeit wieder vernichtet worden. Dazu giebt es noch viele andre Dornen. Eine ſehr verbreitete Art derſelben iſt z. B. die Vielweiberei. Es iſt gar nicht zu ſagen, wie viel guter Same durch dieſes böſe Unkraut erſtickt worden iſt und fort und fort erſtickt wird. Die Miſſionsgeſchichte iſt überreich an Beiſpielen, daß Männer, denen die Wahrheit des Evangelii wirklich das Herz ergriffen, betrübt von dannen gingen, als von ihnen verlangt wurde, ſie müßten fortan mit Einem Weibe leben. Und wie die Vielweiberei ſo ſind viele andre heidniſche Sitten oder Unſitten nichts als Dornen, die den guten Samen erſticken. Dieſe Sitten ſind dann nicht mit Einem Schlage beſeitigt, wenn die Heiden Chriſten geworden ſind, ſie wuchern noch lange als Unkraut nach. Wie viel Noth hatte einſt St. Paulus den Corinthiſchen Chriſten zu beweiſen, daß die Hurerei Sünde ſei. Nach den heidniſchen Anſchauungen waren eben die Leute gewohnt, in ihr eine ganz ähnliche Befriedigung eines leiblichen Bedürfniſſes zu erkennen, wie in dem Eſſen und Trinken. So können wir uns nicht wundern, wenn wir heut ähnliche Erfahrungen machen und die Frucht des guten Samens nicht ſo reichlich iſt, als wir es gern wünſchten.

Wem nun dies alles noch keine genügende Antwort wäre auf die Frage: wie es denn komme, daß der Miſſionserfolg nicht größer ſei? dem könnte ich unſer Gleichniß noch von einer andern Seite auslegen, indem ich es ſtatt auf die Heiden und Heidenchriſten auf die Miſſionsfreunde anwendete. Wie viel guter Same fällt da an den Weg — auf den Miſſionsfeſten und in den Miſſionsſtunden! — Wie viele Miſſionsworte fallen auf das ſteinigte Land. Augenblicklich ſind die Leute enthuſiasmirt, aber ihre Begeiſterung iſt nur Strohfeuer, das bald niedergebrannt iſt. Und wie viel hindert der Geiz, der böſe, böſe Geiz! Es iſt immer nur eine kleine Zahl, bei der das Miſſionswort wirklich auf gut Land fällt und hundertfältige Frucht trägt.

Kurz, halte ich mir alle die Hinderniſſe vor, mit welchen die Miſſion daheim wie draußen zu ringen hat, ſo wundre ich mich mehr darüber, daß ihr Erfolg ſo groß als darüber, daß er nicht größer iſt. Und ich ſtehe dann gerne in Geduld. Bei St. Lukas (8, 15) ſagt der Heiland ausdrücklich, daß ſelbſt der auf das gute Land gefallne Same Frucht bringe „in Geduld“, d. h. beides: ausdauernd

und mit Weile. „Der Ackersmann", erklärt St. Jacobus, „wartet auf die köſtliche Frucht der Erde und iſt geduldig darüber bis er empfange den Morgenregen und Abendregen". Auch das ſchlechte Land verbeſſert allmählig der Fleiß des kundigen Landwirths. So wird mit der Zeit durch die Arbeit der Miſſion das Miſſionsfeld empfänglicher für den guten Samen. Statt zu klagen und zu zagen laſſet uns arbeiten und beten. Unſre Sache iſt zu pflanzen und zu begießen, der Erfolg ſteht in der Hand des HErrn. An den Haushaltern ſucht man, daß ſie treu erfunden werden, nicht mehr aber — auch nicht weniger. Amen.

XIV. Miſſion und Paſſion.

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Es ſei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibt es alleine; wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte. Wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer ſein Leben auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo Ich bin, da ſoll mein Diener auch ſein". Joh. 12, 24—26.

Miſſion und Paſſion ſtehen mit einander im engſten Zuſammenhang. Und zwar in einem doppelten, erſtens: Auf der Paſſion Jeſu Chriſti beruht alle Miſſion. Mit ſeinem heiligen theuren Blute und ſeinem unſchuldigen Leiden und Sterben hat der Sohn Gottes jeden verlornen und verdammten Menſchen erlöſet, erworben, gewonnen, von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Darum ſagt St. Johannes: „Er iſt die Verſöhnung für unſre Sünden, nicht allein aber für die unſern, ſondern auch für der ganzen Welt". Durch ſeinen Tod hat ſich der Heiland die ganze Menſchheit zum Eigenthum erkauft, daß er über ſie der HErr ſei. Weil „er ſich erniedrigt hat bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz, darum hat ihn Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, daß in ſeinem Namen ſich beugen ſollen Aller Knie und alle Zungen bekennen ſollen, daß er der HErr ſei zur Ehre Gottes des Vaters". Vorher ſtand das Geſetz als eine Scheidewand zwiſchen Juden und Heiden, die „außer der Bürgerſchaft Iſraels und fremd von den Teſtamenten der Verheißung" waren. Aber „durch das Blut Chriſti ſind die, die weiland ferne geweſen, nahe geworden. Denn Er iſt unſer Friede, der aus beiden eins hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwiſchen war, in dem, daß er durch ſein Fleiſch wegnahm die Feindſchaft, nämlich das Geſetz, ſo in Geboten geſtellet war, auf daß er aus zwei Einen neuen Menſchen in ihm ſelber ſchaffte und Frieden machte und daß er beide verſöhnete mit Gott in Einem Leibe durch das Kreuz und hat die Feindſchaft getödtet durch ſich ſelbſt. Und iſt gekommen, hat verkündiget im Evangelio den Frieden euch, die ihr ferne waret und denen, die nahe waren;

denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in Einem Geiſt zum Vater. So ſeid ihr nun nicht mehr Gäſte und Fremdlinge, ſondern Bürger mit den Heiligen und Hausgenoſſen Gottes, erbauet auf den Grund der Apoſtel und Propheten, da Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt, auf welchem der ganze Bau in einander gefüget wächſt zu Einem heiligen Tempel in dem HErrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behauſung Gottes im Geiſt". So ſchreibt St. Paulus den einſt heidniſchen Epheſern und gründet damit das Recht und die Pflicht zur Heidenmiſſion auf das Kreuz Jeſu Chriſti.

So lange der Heiland im Fleiſch wandelte erklärte er freilich: „ich bin nur gekommen zu den verlornen Schafen aus dem Hauſe Iſrael". Erſt nachdem er ſein großes Verſöhnungswerk vollendet kam die Zeit der Heiden. Das Waizenkorn mußte — wie es in unſerm Texte heißt — erſt in die Erde fallen und erſterben, dann brachte es viele Früchte. Wunderbares Geheimniß des Kreuzes! Die Feinde triumphirten, als Jeſus ans Kreuz geſchlagen wurde und todt im Grabe lag und die Jünger trauerten; denn jetzt ſchien es mit ſeiner Sache aus zu ſein. Aber die Grablegung war nur die Ausſaat eines Samenkornes, das viele Früchte brachte und das Kreuz wurde das Mittel, durch welches der König des Himmelreichs ſeine Herrſchaft begründete und ausbreitete! Das Wort vom Kreuz bleibt ja freilich den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit; aber es überwindet fortgehend die Welt. Ihr kennt die Erzählung, welche die Kirchengeſchichte von dem Kaiſer Conſtantin berichtet, daß er auf ſeinem Kriegszuge nach Italien in einem Geſicht ein Kreuz geſehen habe, mit der Inſchrift: „in dieſem ſiege" und daß er ſeitdem das Kreuzeszeichen zu ſeiner Fahne genommen. Ob dieſe Erzählung Geſchichte oder ob ſie blos Legende iſt, laſſen wir ununterſucht. Das iſt auf jeden Fall Wahrheit, daß im Kreuze Jeſu Chriſti der Sieg über die Welt liegt.

Daher muß auch die Miſſion unter dieſem Zeichen in den heiligen Krieg ziehen, den ſie führt. Wie einſt der große Apoſtel der Heiden bekannte: „da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt; denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten", ſo muß es auch heute die Loſung aller Miſſionare ſein: „wir aber predigen den gekreuzigten Chriſtum, den Juden ein Aergerniß

und den Griechen eine Thorheit". Auch heute noch ist „die göttliche Thorheit — wie St. Paulus so kühn sich ausdrückt — weiser denn die Menschen sind und die göttliche Schwachheit stärker denn die Menschen sind". Es ist der durch die ganze Weltgeschichte hindurchgehende Triumph Gottes, daß er den Hochmuth der menschlichen Weisheit zu Schanden werden läßt, indem er durch „thörichte" Predigt selig macht, die da glauben. Je mehr die Menschen diese „göttliche Thorheit" meistern und der Welt ihre Weisheit als Heilmittel anpreisen, desto mehr läßt Gott sie zu Narren werden. Es bleibt dabei, wie es schon im 2. Psalm heißt: „der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der HErr spottet ihrer". Wie in der Heimath so ist auch unter den Heiden die Predigt, der das Wort vom Kreuz fehlt, kraftlos. Die Zeiten der christlichen Kirche, in denen man das Evangelium der „Thorheit" des Kreuzes beraubte, waren Wanderungen durch die Wüste. Auch die Missionsarbeit ist unfruchtbar ohne das Wort vom Kreuz. Wo die Mission Erfolg gehabt hat, hat sie das immer dem in Beweisung des Geistes und der Kraft verkündigten Wort vom Kreuz verdankt. Diejenigen, welchen dies Wort eine Thorheit ist, sind untüchtig zum Missionsdienst und wie bis heut die Erfahrung zeigt, auch unwillig zu ihm. Ein bekannter und angesehener Theologe (Zöckler: „das Kreuz Christi" S. 386 ff.) redet ganz die Wahrheit, wenn er schreibt: „der Rationalismus, auch in seiner ethisch-geläutertsten und idealisirtesten Gestalt, wie sie die moderne speculativ-kritische Theologie Deutschlands repräsentirt, hat keinerlei nennenswerthe Unternehmungen, geschweige denn irgendwelche Erfolge auf dem Missionsgebiete aufzuweisen. Dies einfach darum nicht, weil er die volle Kraft des Kreuzes nicht kennt, weil er die herzumwandelnde, lebenerneuernde, sünderbekehrende Wirkung, die vom Gekreuzigten und Auferstandenen ausgeht, diese Wundergewalt des auch den ärgsten Trotz hinschmelzenden Himmelsfeuers entweder nicht, oder doch nur im abgeschwächtesten Maße, darum eben auch nichts von dem Drange in sich verspürt, Andern die Seligkeiten dieser Erfahrung zu bezeugen. Nur die Kreise, die sich ganz mit ihrem Bekennen, Lehren und Leben unter das Kreuz gestellt haben, nur die vielverachteten und geschmähten, von Gift und Hohn über und über begossenen pietistisch-orthodoxen Kreise ermangeln weder des Missionsgeistes und -eifers, noch der Missionserfolge. Ohne ihre zu den Füßen des Gekreuzigten immer wieder aufs neue belebte und angefeuerte Thätigkeit würde das Werk der Ausbreitung des Gottes-

reichs längſt zum Stillſtande gelangt ſein. Man tadle die von ihnen befolgte Methode wie man wolle, man verdächtige ihre Begeiſterung als eine ungeſunde oder doch ungeſchickt geleitete — die Kraft und den aufopfernden Muth zu Werken der rettenden Sünderliebe, wie ſie die großen Miſſionsprobleme daheim wie draußen erfordern, wird man ſchlechterdings nur bei denen finden, die als demüthige Träger des Kreuzes Chriſti hinausziehen, die aus innigem Gebetsverkehre mit ihm jenes Glaubens Kraft zu ſchöpfen wiſſen, der uns nimmer verſtattet, in behaglich lächelnder Ruhe daheim zu ſitzen, während wir die durch das große Opfer des HErrn geweihten Vorkämpfer des Kreuzes bis aufs Blut mit dem Feinde um den Sieg ringen ſehen".

Das Wort vom Kreuz, d. h. die Thatſache, daß Jeſus Chriſtus, das Lamm Gottes geworden iſt, welches die Sünden der Welt trägt und hinwegträgt, iſt das innerſte und eigentlichſte Weſen des Chriſtenthums, weshalb auch das Kreuz allenthalben als das Symbol unſres Glaubens gilt. Durch die Thatſache, daß der am Kreuz ſterbende Jeſus Chriſtus die Schuld der ſündigen und verlornen Menſchheit geſühnt hat und ſo der Verſöhner der Sünder mit Gott und der Erneuerer des göttlichen Ebenbilds in ihnen geworden iſt, durch dieſe Thatſache unterſcheidet ſich das Chriſtenthum von allen Religionen. An Moralvorſchriften fehlts auch den heidniſchen Religionen nicht; z. B. der Confucianismus und der Buddhismus enthalten wahre Perlen ſittlicher Weisheitsſprüche. Wollten wir alſo den Heiden weſentlich Moral predigen, ſo würden wir ihnen nur bieten, was ſie zum Theil ſchon ſelbſt haben. Es geht den Heiden nur wie den großen Moralſchreiern unter uns, nämlich daß je mehr Rühmens ſie von der Moral machen, deſto weniger Uebung derſelben im Leben zu ſehen iſt; oder wie ſehr treffend einmal einer unſrer beliebteſten Volksſchriftſteller (Fritz Reuter) bemerkt: „de Lüd', de meindag' ehr Pflicht nich dauhn, de ſtiwen ſik am meiſten up dit Wurd". Sagte doch ſogar der König von Aſante zu dem wesleyaniſchen Miſſionar, der 1876 eine Audienz bei ihm hatte: „die Gebote Gottes halten wir alle". Mit Moralvorſchriften und wenn ſie die vollkommenſten ſind, wird der Menſchheit überhaupt nicht geholfen, gerade ſo wenig wie man einem Lahmen hilft durch Vorſchriften über das richtige Gehen. Die bekannte Geſchichte des Miſſionars Beck, zu dem der Grönländer Kajarnak, als er die Leidensgeſchichte Jeſu hörte, die denkwürdig gewordenen Worte ſprach: „was war das? laß mich das noch ein Mal hören" —

dieſe Geſchichte wiederholt ſich in der Miſſion immer wieder. Wie wir, ſo brauchen auch die Heiden einen Arzt, der die kranken Seelen geſund macht und dieſer Arzt iſt einzig und allein Jeſus Chriſtus. Sein Blut iſt die Arznei für unſre Seelen und ſind durch daſſelbe unſre Seelen geneſen, dann können ſie auch die Gebote halten.

So iſt es auch ein recht gedankenloſes Gerede, daß man die Heidenwelt durch Cultur erneuern müſſe. „Cultur" — das iſt bekanntlich auch eins der Schlagworte der Zeit, mit dem das gegenwärtige Geſchlecht blindlings Götzendienſt treibt. Es geht ihm mit dem Wort Cultur wie einſt den Leuten zu Epheſus mit ihrer Diana, die bei zwei Stunden ſchrieen: „Groß iſt die Diana der Epheſer" und wußten doch nicht, warum ſie eigentlich lärmten. Es gilt die Wette, daß von zehn Culturkampfhelden neun nicht zu ſagen wiſſen, was eigentlich Cultur iſt. Als vor einigen Jahren ein bekannter Berliner Paſtor einmal beſcheidene Zweifel an der Unfehlbarkeit des Kopernikaniſchen Weltſyſtems geäußert und dadurch eine Erregung bewirkt hatte, als ob die Sonne wirklich in Gefahr wäre, in ihrer Ruhe geſtört zu werden, da kam ich in eine Geſellſchaft, die ſich beleidigt gefühlt haben würde, hätte man ihr „wiſſenſchaftliche (!) Bildung" abſprechen wollen. Nachdem man ſich ſehr gegen den armen Paſtor ereifert, warf ich die Frage in die Verſammlung: „meine Herren, laſſen Sie uns doch lieber einmal die Gründe für und wider beſprechen. Warum ſteht denn nach Kopernikus und Galiläi die Sonne ſtill und bewegt ſich die Erde?" Da wurde es mit Einem Male ganz ſtill, Niemand gab eine Antwort und als ich der Entwicklung der ſo beharrlich verſchwiegenen Gründe einige Bemerkungen darüber hinzugefügt, daß es ſich unter bewandten Umſtänden doch nicht recht ſchicke, ſich gegen den Berliner Paſtor ſo gewaltig in die Bruſt zu werfen, da ging das Geſpräch bald zu einem andern Gegenſtand über. Ich achte, man würde eine ganz ähnliche Erfahrung machen bei ſehr vielen unſrer Culturkampfhelden, wollte man unter ſie die Frage werfen: „was iſt Cultur?" Doch das nur beiläufig. Es geht den Vertheidigern der Culturmiſſion ganz ähnlich wie den Moralſchwärmern. Da iſt viel Redens, aber es fehlt die That. Bis jetzt haben es die Herren noch ſo gut wie nicht verſucht, Culturmiſſionare auszuſenden; aber während ſie ihre große Kraft dadurch an den Tag legen, daß ſie die „pietiſtiſche" Miſſion ſchmähen, errichtet dieſe eine Culturſtätte nach der andern im Heidenlande. Nur will ſie nicht durch die Cultur die Heiden

erneuern, ſondern wenn ſie durch das Evangelium Chriſti ſie erneuert hat, dann folgt ihr die Cultur von ſelbſt. Wir ſpannen die Pferde nicht hinter den Wagen. Die Cultur iſt nicht ein *Mittel* oder gar der *Zweck*, aber ſie iſt die nothwendige *Frucht* der Miſſion. Bringt man Cultur ohne das Chriſtenthum, oder wie ſich die Sache thatſächlich dann gemeiniglich ſtellt, bringt man Cultur im Gegenſatz zum Chriſtenthum, ſo ruinirt man ein Volk. Die Cultur iſt dann nur ein äußerlicher Firniß, oder wie der Heiland ſagt, nur ein Blumenſchmuck auf einem Grabe, das inwendig voller Moder und Todtengebein iſt. Auch die berühmten Culturvölker des Alterthums, die Griechen und die Römer, glichen zuletzt nur übertünchten Gräbern. Es wird jetzt ſehr viel geredet von einer „Wiedergeburt" Japans durch die Einführung unſrer Cultur. Ein Brief eines jungen chriſtlichen Japaners aus der allerneueſten Zeit läßt uns einen Blick thun in dieſe Art von Wiedergeburt, die man ohne das Chriſtenthum, ja im Gegenſatz zu demſelben herbeizuführen ſucht. „Es iſt wahr, ſchreibt dieſer junge Mann, es ſind jetzt Schulen, Akademien und Seminare in allen Theilen Japans errichtet, in denen für allgemeine und ſpecielle Fachbildung geſorgt wird. Aber welchen Gewinn verheißen dieſe Schulen für das wirkliche Heil Japans? Was iſt z. B. der Charakter der „Kaiſerlichen Univerſität", wie man die oberſte aller dieſer Schulen zu nennen liebt? Ich habe zwei Jahre lang dieſe Univerſität beſucht und ſage nur, was ich ſelbſt geſehen und gehört habe. Es ſind hier unter der ſpeciellen Protection der Regierung gegen 800 Studenten, Söhne der reichſten, höchſtgeſtellten und angeſehenſten Männer des Landes. Etwa 25 fremde Profeſſoren dociren über Medizin, Chemie, Jurisprudenz, Technik, Literatur und Naturwiſſenſchaft. Aber die Studenten lernen weit andre Dinge. Sie rauchen, trinken und treiben noch weit böſere Sachen. *Sie verachten alle Moral und Religion.* Soll es das unglückliche Loos dieſer Jünger der Wiſſenſchaft ſein, in allen Künſten eines gebildeten Mannes unterwieſen zu werden ohne Moralität und Religion? . . Mill und Spencer, Darwin und Comte richten größeres Unheil in Japan an, als die nebelige Mythologie des Sintoismus oder der dunkle Aberglaube des Buddhismus jemals gethan. Und wer ſind wir, daß wir ihnen entgegentreten und die kommenden Geſchlechter vor ihren vergifteten Pfeilen ſchützen könnten? *Chriſten* müſſen ein Erziehungsinſtitut errichten, von dem ein chriſtlicher Geiſt ausgeht und auf dem eine ebenſo wiſſenſchaftliche Bildung mitgetheilt wird, als

die Universität in Tokio sie giebt". In Indien ist es nicht anders. Die religionslose Bildung und Cultur erzieht ein hochmüthiges, unmoralisches und ungläubiges Geschlecht, dem nichts mehr heilig ist. Und wie widerwärtig sind die Culturkarrikaturen unter den Naturvölkern, wenn z. B. die Neger Westafrikas oder die Kaffern Südafrikas sich herausputzen wie die Weißen und ihre Bildung darin suchen, alle Laster der Civilisation zur Schau tragen! Aber wenn die unvermittelt aufgepropfte Cultur auch keine Zerrbilder erzeugte und keine Zerstörung der Sittlichkeit und des Glaubens bewirkte — die Wunden eines zerschlagenen Herzens heilen, einer bekümmerten Seele Frieden geben, Vergebung der Sünden, Erneuerung und Heiligung des Lebens, Trost und Hoffnung im Sterben verschaffen, das können sie doch nie und nimmermehr; gerade so wenig wie es einen kranken Menschen gesund, einen unglücklich glücklich, einen traurigen fröhlich macht, wenn man ihm schöne Kleider anzieht oder in einem behaglich eingerichteten Hause Wohnung giebt. Ein Heilmittel, das wirklich heilt, ist allein das Wort vom Kreuz. Wen das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes rein gemacht hat, *der* hat Vergebung der Sünden und „wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit".

Aber es giebt noch einen zweiten Zusammenhang zwischen Mission und Passion, nämlich: *auch die Mission geht einen Passionsweg*. Unmittelbar an die erste Ankündigung seines eignen Leidens fügt der Heiland auch eine Leidensankündigung für seine *Jünger*: „Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach". Und in unserm Texte thut er das Gleiche, indem er die Nothwendigkeit des Ersterbens des Waizenkorns als ein *allgemeines* Natur- und göttliches Reichsgesetz bezeichnet, das nicht auf ihn allein Anwendung finde. Er setzt daher ausdrücklich hinzu: „Wer mir dienen will, der folge mir nach und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein". Wir sind gewohnt diesen Spruch ausschließlich als eine *Verheißung der Theilnahme an der Herrlichkeit Jesu* für seine Jünger aufzufassen. Gewiß ist er das auch — aber weder zuerst, noch allein. Vielmehr *verlangt* er dem Zusammenhange nach eine Gemeinschaft der Jünger an den Leiden ihres HErrn, eine Willigkeit derselben in seiner Nachfolge einen Passionsweg zu gehen, ja eine Bereitheit für ihn das Leben zu lassen. Nur wer in dieser Welt

die Wege geht, die ſein Heiland ihm vorgegangen, der wird im Reiche der Herrlichkeit ſein wo er iſt. „Sind wir denn Kinder, ſo ſind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Chriſti; ſo wir anders mitleiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden". — Dieſe Schlußworte dürfen wir nicht überſehen. Ohne Kreuz keine Krone. Der HErr läßt keinen Zweifel darüber, wie er das meint: „wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſein"; denn er erklärt ausdrücklich vorher: „wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren und wer ſein Leben auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben" oder wie es bei St. Lukas heißt: „wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden". Es iſt alſo klar: der Heiland ſtellt den Jüngern den Verluſt ihres leiblichen Lebens in Ausſicht. Er kann nur ſolche Leute zu ſeinen Jüngern und Arbeitern brauchen, die bereit ſind ihr Leben für ihn zu opfern. So iſt alſo auch der Weg der Nachfolger Jeſu in dieſer Welt ein Paſſionsweg.

Es giebt mancherlei Erkennungszeichen der Jünger Jeſu. Eins unter ihnen, das nicht immer gebührend beachtet wird, iſt das Kreuz, d. h. in der Sprache des N. T., das Leiden um Jeſu, um der Gerechtigkeit willen. Denn nicht alles Leid iſt Kreuz, obgleich alles Kreuz Leid iſt. Es giebt allgemein menſchliches Leiden, welche über Gläubige und Ungläubige ohne Unterſchied ihre Stellung zu Chriſto verhängt werden, die ſind aber nicht das Kreuz. Kreuz giebt es nur in der Nachfolge Jeſu. Diejenigen, welche nicht Nachfolger Jeſu ſind, bereiten das Kreuz, aber ſie tragen es nicht. Von den Nachfolgern Jeſu muß es aber Jeder tragen, wenngleich es auf die einzelnen auch verſchieden vertheilt iſt. Lukas am neunten heißt es ausdrücklich: „da ſprach er zu ihnen allen: wer mir nachfolgen will, nehme ſein Kreuz auf ſich", damit nimmt er keinen aus. „Wehe euch, ſagt er ein ander Mal, ſo euch Jedermann wohl redet" und wiederum: „ihr müſſet gehaſſet werden um meines Namens willen". Es iſt etwas nicht richtig, es muß da irgend eine Verheimlichung, ein Zugeſtändniß an die Welt, eine unlautere Weisheit ſein, wenn das Kreuz fehlt. Wir müſſen es nicht beſſer wiſſen und nicht beſſer haben wollen, als der HErr geſagt hat. Wir können nicht Gottes und der Welt Freund ſein. Von Abel an ſind alle fromme Menſchen den Kindern der Welt ein Aergerniß geweſen. Sie haſſen uns nicht um der und jener Sünden willen, die wir etwa thun, ſondern um unſrer Richtung willen. Die Sünden nähme man gern in den Kauf, aber die

Richtung, die himmliſche Geſinnung kann man nicht ausſtehen. Die Welt hat nur das Ihre lieb; ſind wir nicht von der Welt, ſo kann ſie uns auch nicht lieb haben und wir ſollen uns ihr auch nicht lieb machen wollen. Es läßt ſich ſolches Suchen der Weltliebe auch nicht entſchuldigen durch die Einrede, dadurch die Welt zu gewinnen. Nicht Accomodation an die Welt überwindet die Welt. Die ſich accomodiren und mit der Welt Compromiſſe machen, werden vielmehr „ein dummes Salz, welches zu nichts mehr nütze iſt, als daß es zertreten wird". Unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat, nicht unſre Diplomatie. Der Glaube ſucht ſeine Stütze nicht in der Welt. Es kann nicht Welt Welt überwinden. Zu ſeinen Zeugen, nicht zu Diplomaten, welche Compromiſſe ſchließen, hat uns Chriſtus berufen. Im Zeugniß liegt unſre Kraft, unſre einzige, aber auch ſiegesgewiſſe Kraft, heut wie zu Anfang der chriſtlichen Zeit. Und müſſen wir leiden um dieſes Zeugniſſes willen, das ſich nichts abdingen läßt, ſo leiden wir — unſer Leiden iſt auch eine Macht und eine große Macht, wie wir nachher ſehen werden. Nur mit leidensfreudigen Jüngern überwindet Chriſtus die Welt. Soldaten, die das Feuer fürchten, gewinnen niemals Schlachten.

Wie mit den Jüngern, ſo iſt es nun auch mit den Werken, die in der Nachfolge Jeſu gethan werden: ſie fordern Selbſtverleugnung und tragen Kreuz. Die Schmach Chriſti ruhet auf ihnen, obgleich ſie der Welt nur Gutes erweiſen. Es iſt etwas Bedenkliches um ein chriſtliches Werk, das der Welt genehm iſt und dem die Schmach Chriſti fehlt. Die Miſſion gehört zu dieſen Werken Gott ſei Dank nicht. Sie leidet reichlich um ihres ausgeprägt chriſtlichen Charakters willen. Ja es gibt kein im Gehorſam gegen Chriſti Wort gethanes Werk, welches eine größere Verunglimpfung ſeitens der Welt zu tragen hätte. Die Schmach derer, die Chriſtum ſchmähen, iſt reichlich auf die Miſſion gefallen.

Es iſt bekannt wie feindlich zu einem großen Theil die politiſche Tagespreſſe und Unterhaltungsliteratur ſich über die Miſſion äußert. Selbſt in Volksvertretungen hat man ſich nicht enthalten, ſie in gehäſſiger Weiſe anzugreifen. Man braucht oft nur das Wort „Miſſion" zu nennen, ſo geht der Spott, ja die Läſterung los. Wie die Worte: „Pietismus", „Orthodoxie", „Myſticismus", bei denen den aufgeklärten Leuten des neunzehnten Jahrhunderts ärger gruſelt als bei Mord und Revolution, ſo iſt auch das Wort „Miſſion"

eine Art Popanz geworden, mit dem man die Helden des Culturkampfes wie die Kinder zu fürchten macht. Der Name „Missionsfreund" ist vieler Orten ein Stichelwort und Spottname und es gehört ordentlich Muth dazu, sich seiner vor der Welt nicht zu schämen. Das kommt eben daher, daß die Mission sich zur „Thorheit" des Kreuzes Christi bekennt und so lange das „Aergerniß" des Kreuzes bleibt, so lange wird auch die Mission der Welt ein Aergerniß bleiben. Uns aber ist das Kreuz, das die Mission zunächst in der Heimath trägt, ein Beweis, daß sie ein in der Nachfolge Jesu gethanes Werk ist.

Aber erst recht in der Heidenwelt geht sie einen Passionsweg und gilt ihr das Wort: „es sei denn daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, da bringt es viele Früchte".

In einem Kriege fließt Blut und selbst wo es zum Siege geht, führt der Weg über Leichen. Die Mission gleicht darin einem Kriege, daß auch sie Opfer an Menschenleben fordert. Wer dieses Opfer nicht zu bringen willig ist, taugt so wenig in ihren Dienst wie ein Soldat in den Krieg, der vor den feindlichen Kugeln davon läuft. Der ergraute Inspector der Basler Missions-Gesellschaft sprach vor einigen Jahren in Bezug auf diesen Punkt tapfre Worte in einer Generalconferenz, Worte, die fast hart klingen, aber jedenfalls im Sinne unsres Textes sind und unsrer leidensscheuen Zeit einen heilsamen Spiegel vorhalten. Er sagte: „Von den 3 Brüdern, die wir am Anfange dieses Jahres (1875) für Asante nach Afrika geschickt haben, ist in Folge der ersten Recognoscirung einer bereits von einem schnellen Tode hinweggerafft worden. Bei dieser Nachricht sind die Leute erschrocken. Und von denjenigen, welche besonders auf eine Asante-Mission drangen, haben bereits wieder einige angefangen bedenklich zu werden. Sobald ein Bruder stirbt, ist alsobald ein Kreis von Freunden da, der die Flügel hängen läßt. Hier in dieser Conferenz hat vor etwa 24 Jahren ein Franzose, als die Frage in der Conferenz aufgeworfen wurde, ob ein Missionar auf dem Posten bleiben müsse auch auf die Gefahr hin, daß er sterbe, geantwortet: es sei in dieser Beziehung doch kein Unterschied zwischen einem Missionar und einem Soldaten. Wenn ein Soldat auf einen Posten gesendet werde, während der General oder der Hauptmann wol wisse, daß da die Kugeln hauptsächlich fliegen, müsse der Soldat dennoch gehen und auf seinem Posten bleiben.

Auf jene Conferenz hin hat damals unsre Gesellschaft den Beschluß gefaßt, daß unser Br. Zimmermann, obwol krank, auf seinem Posten bleiben solle, auf die Gefahr hin, daß er sterbe. Er hatte nämlich die Commitee gebeten nach Haus kommen zu dürfen wegen Dyssenterie; allein die Commitee wußte, das gebe der afrikanischen Mission den Todesstoß und sie hat beschlossen, er solle bleiben auf die Gefahr hin, daß er sterbe. Ich mußte den Brief schreiben. Sie können sich denken, daß das mir sehr schwer geworden ist einem Bruder zu schreiben, er solle bleiben auf die Gefahr hin, daß er sterben werde. Sollte ich aber nicht schreiben? Was hätten Sie gethan? Schlechte Missionsleute, die einem Missionssoldaten zurufen: „Fliehe, die Kugeln fliegen! Komm nach Haus, da bist du sicher!" Schmach solchen Missionsleuten, die sich erlauben zu einem Missionar zu sagen: „bleib bei uns zu Haus!" Ich spreche so stark gegen diesen Punkt, weil das die allerschwächste Seite in unsrer gegenwärtigen Missionszeit ist. Da ist's vor 25 Jahren anders gestanden. Br. Zimmermann blieb, obgleich er bereits Passage auf dem Schiffe genommen und schrieb nach Basel: „das ist fast hart einem Missionar sagen: „bleib und stirb", aber ich bleibe". Doch, denken Sie, von der Stunde an wird der Missionar gesund . . . Ich bin für meinen Theil überzeugt, diese Entschlossenheit unsrer alten Missionsväter, die das Leben dieses Bruders wol zu taxiren vermochten, aber auch wußten, was es heißt: treu ausharren bis ans Ende — hat zu dem großen Segen unsrer afrikanischen Mission den Grund gelegt. Wer einmal der Mission leben will, muß das ganze Leben und alle Kräfte daran setzen . . . Ich sage es kraft der Bestallung, die ich von dem Herrn empfangen habe: wenn die Basler Missions-Gesellschaft, die Väter und die Mütter und die Kinder und die Schwestern der Missionare und die Lehrer des Missionshauses und unsre Commiteemitglieder an dem Grundsatz rütteln, daß der Missionar sein Leben in kranken wie in gesunden Tagen, sein ganzes Leben der Mission zu weihen habe, dann wird auch der Segen weichen. Nur wo man sich ganz dem HErrn hingiebt, da giebt er auch einen Segen den Arbeitern in hohem Maß".

Gott sei Dank! auch die neuere Mission hat Männer, die ihr Leben nicht theuer achten. Sonst hätten sich keine Leute gefunden, um auf die Westküste Afrika's, nach Suriname, zu den Kannibalen der Südsee, den Dajaks auf Borneo, den Battas auf Sumatra, nach Tibet ꝛc. zu gehen. Werfen wir in Anknüpfung an die Worte

von Josenhans zunächst einen flüchtigen Blick auf die Opfer, welche das Klima fordert. Da ist vor allen Afrikas Westküste — ein großer Missionarskirchhof! 1737 machte die Brüdergemeinde, „diese aufopferungsvolle Diakonissin der todtkranken Heidenwelt", hier den ersten Versuch den Negern das Evangelium zu bringen. Aber alle ihre Sendboten, 11 Brüder und eine Schwester, sanken ins Grab. Die Wesleyaner, die später die Arbeit aufnahmen, verloren im Laufe von 50 Jahren 63 Arbeiter. Die Basler Missions-Gesellschaft, die ihr Werk auf der Goldküste 1827 begann, hat in dieser Zeit von 107 Missionaren dort 29 begraben. Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft, die 48 Missionare ausgesandt, hat seit 1847 24 Todesfälle erlebt, ungerechnet die 12 Frauen, die von den 28 Gattinnen der Missionare gestorben. Im Jahre 1833 wurde seitens der amerikanischen bischöflichen Methodisten der Prediger Cox als Missionar nach Liberia gesandt. Schon nach wenigen Monaten erlag die zarte Gesundheit des eifrigen Mannes dem bösen Fieber. Aber bevor er seine Heimath verließ, hatte er zu einem Freunde gesagt: „ich gehe in ein Land des Todes. Wenn ich sterbe mußt du kommen und mir die Grabschrift schreiben". Und als der Freund gefragt: „wie soll sie denn lauten?" gab Cox zur Antwort: „Und wenn tausend fallen, laßt Afrika nicht vergessen werden". Und Afrika ist nicht vergessen worden. Bis zur Stunde hat es nicht an Männern gefehlt, die den Muth gehabt in die gelichteten Reihen einzutreten. — Auch das Missionsgebiet von Guiana ist ein Todesland für die dortigen Arbeiter. Allein in der Surinameschen Mission sind von 310 Männern und Frauen, die seit ihrem Beginn (1738 resp. 1767) bis 1856 von der Brüdergemeinde in den dortigen Missionsdienst entsendet worden sind — 134 als Opfer des mörderischen Klimas gefallen! Welch eine Geschichte von Leid und Thränen, von Selbstverleugnung und Aufopferung, von Treue und Tapferkeit haben diese 134 Todesfälle zu erzählen! Hier ist ein Haufe von Nachfolgern Jesu, die ihr Leben nicht lieb gehabt bis in den Tod und so lange es der Mission an solchen Männern und Frauen nicht fehlt, ist sie legitimirt als ein Werk dessen, der freiwillig sein Leben gab zu einer Erlösung für Viele. Und nicht blos in Westafrika und Südamerika giebts solche Todeswege. Auf den meisten Missionsgebieten fordert das Klima seine Opfer, wenn diese Opfer auch nicht überall so zahlreich sind als in den beiden genannten Ländern. Könnte man das Sterblich-

keitsverhältniß unter den Miſſionaren ſtatiſtiſch feſtſetzen, wozu mir leider das vollſtändige Material nicht zu Gebote ſteht, ſo würde ſich wahrſcheinlich herausſtellen, daß in keinem andern Berufe die Lebens- und Arbeitszeit im Durchſchnitt ſo kurz iſt als im Miſſionsberufe.

Auch unter den eingebornen Evangeliſten fehlen die Lute nicht, die ihr Leben für die Ausbreitung des Evangelii hinzugeben bereit ſind. Nur ein Beiſpiel. Vor 3 Jahren beſchloſſen die Wesleyaner ihre Südſee-Miſſion auch auf den noch ziemlich unbekannten und verrufenen Archipel Neubritanien auszudehnen. Eingeborne Chriſten von den Fidſchi-Inſeln waren ſofort bereit ſich als Evangeliſten ſenden zu laſſen. Aber der engliſche Gouverneur der Inſeln ſuchte ſie auf jegliche Weiſe zurückzuhalten, indem er ihnen die Gefahren und Entbehrungen, die ihrer warteten, im ſchwärzeſten Lichte darſtellte. Da ergriff Einer von ihnen, Armenio, mit tiefer Bewegung das Wort und erklärte: „Wir ſind nicht im mindeſten überraſcht über das, was wir eben gehört haben; es iſt das für uns nichts Neues, wir haben es alles vielmehr längſt erfahren aus dem Munde der Miſſionare, bevor ſie uns zu dieſem Werk aufgefordert. Wir haben dieſe Sache reiflich in unſerm Herzen überlegt. Kein Menſch hat einen Zwang auf uns ausgeübt. Wir haben uns durchaus aus freiem Entſchluß dieſem Werke geweiht; wenn wir ſterben, ſo ſterben wir und wenn wir leben, ſo leben wir".

Aber nicht das Klima allein fordert Opfer an Menſchenleben. Mehr als ein Miſſionar iſt auch unter den mörderiſchen Händen der Heiden geſtorben. Von Anfang an iſt die Miſſionsgeſchichte eine Märtyrergeſchichte. Faſt überall iſt Blut der Same der Kirche.

Im Jahre 1834 ſandte die Boſtoner M.-G. ihre erſten Boten: Munſon und Lyman zu den Battas nach Sumatra. Kaum waren ſie ein wenig in das Innere des Landes vorgedrungen, wohin die Kunde von ihrem Beſuche und von der Botſchaft, die ſie brachten ihnen vorausgeeilt war, als eine Bande von 200 wilden Eingebornen auf ſie losſtürzte, beide Männer ermordete, und ihre Leichen verzehrte! Als die Mutter Lymans die ſchmerzliche Nachricht von dem Tode ihres Sohnes erhielt, da jammerte ſie nicht über den Verluſt des geliebten Kindes, ſondern weinte — weil ſie keinen andern Sohn hatte, der den Mördern ſeines Bruders zur Vergeltung für ihre Schandthat das Wort von der Verſöhnung bringen könnte! Wie dieſe chriſtliche Heldenmutter ſo dachte auch eine Kafferchriſtin, deren Sohn mit nach Livingſtonia am Nyaſſa-See gehen ſollte und der dort bald geſtorben iſt. „Shadrach — ſo hieß der

junge Menſch — iſt nicht mein Kind, ich habe ihn dem HErrn gegeben bei ſeiner Taufe. Hat er ihn zu dieſem Werke berufen, ſo ſage ich nicht Nein". Was Lyman's Mutter nicht konnte, das that auf einem andern Miſſionsgebiete der Bruder eines gleichfalls von Mörderhand gefallenen Miſſionars. Die Inſel Eromanga in der Neuhebriden-Gruppe hat ſchon durch die Ermordung des bekannten John Williams und ſeines Begleiters Harries eine traurige Berühmtheit in der Miſſionsgeſchichte erlangt. Da wurde im Jahre 1861 auch Georg Gordon mit ſeiner trefflichen Gattin, die beide ſeit 1858 den Mördern des großen Südſee-Miſſionars Williams die Botſchaft des Friedens verkündigt, von denſelben Inſulanern erſchlagen! Aber nicht lange blieb das doppelt blutbefleckte Banner des Kreuzes am Boden liegen auf dieſer Märtyrerinſel. Der leibliche Bruder des Ermordeten Jakob Gordon nahm es wieder auf. Schon 1864 betrat er als Bote des Evangelii des Friedens das Land, welches von dem Blute vierer Zeugen Chriſti bereits getränkt war. Und 1872 erlitt auch er den Tod von Mörderhand. Und doch hat die chriſtliche Liebe dieſe Mörderinſel nicht aufgegeben. Auch der jüngere Gordon hat Nachfolger gefunden und die blutige Saat beginnt jetzt ihre Frucht zu bringen.

Im Jahre 1864 richtete auf Neuſeeland ein Lügenprophet Pai Mariri unter Chriſten und Heiden durch die ſog. Hauhau-Bewegung eine ſchauerliche Verwirrung an. Auch die Station des Miſſ. Völkner, Opotiki wurde von den fanatiſirten Maoris ernſtlich bedroht. Weib und Kind brachte Völkner in Sicherheit, er ſelbſt aber begab ſich in ſoldatiſcher Treue auf ſeinen bedrohten Poſten zurück. Er ſollte es nur thun um auf ihm zu ſterben. Es wurde ſein Haus geplündert, dann der Miſſionar ſelbſt unter gellendem Geſchrei und höhniſchem Gelächter aufgehängt, der Kopf vom Rumpfe getrennt und gierig das Blut geleckt!

Auf der Inſel Borneo hatte die Rheiniſche Miſſions-Geſellſchaft ſeit 1835 begonnen das Evangelium verkündigen zu laſſen. Es war harte Arbeit, die dort unter den Dajaks gethan werden mußte. Da brach, gerade als nach 25jähriger Mühe das Werk friſcher aufzublühen ſchien, 1859 ein furchtbarer Aufſtand aus, in den auch die Dajaks mit verflochten wurden. 7 Miſſionsgeſchwiſter, 4 Männer und 3 Frauen endeten ihr Leben unter Mörderhand, die übrigen wurden nur mit Mühe gerettet.

Das ſind nur einige Beiſpiele. Allen Gardiner ließen die

Feuerländer verhungern, Bischof Patteſon erſchlugen die Melaneſier, Baker tödteten die Fidſchi-Inſulaner und auch die junge Miſſion der engliſchen kirchlichen Miſſions-Geſellſchaft in Oſtafrika am Victoria-Nyanza-See hat bereits 2 Märtyrer, die von den Wilden erſchlagen ſind. Auch in andern Theilen Afrikas wie in Amerika, in Indien wie China iſt Blut gefloſſen. Aber es giebt noch ein anderes Martyrium, als den ſofortigen Tod unter Mörderhänden; ein Leben in beſtändiger Todesgefahr, eine durch fortgehende Leiden gebrochene Geſundheit, Beſchimpfung, rohe Behandlung, Entbehrung, Einſamkeit, Trennung von den Kindern ꝛc. gehört gleichfalls zu der Selbſtverleugnung und dem täglichen Kreuz welches im Miſſionsdienſte die Jünger Jeſu auf ſich nehmen müſſen. Dieſes tägliche Kreuz iſt wol oft noch ſchwerer zu tragen, als der plötzliche Tod von Mörderhand! Paulus wurde nicht erſt ein Märtyrer als ſein Haupt unter dem Beile des Henkers fiel; ſein ganzes Leben im Dienſte Jeſu war ein Paſſionsweg. Leſet nur die Aufzählung ſeiner Leiden 2. Cor. 11, 23 ff. oder bedenkt aufmerkſam, was es ſagen will wenn der Apoſtel den Paſſionsweg, den er zu gehen hatte, alſo bezeichnet: „wir tragen um allezeit das Sterben des HErrn Jeſu an unſerm Leibe; wir werden immerdar in den Tod gegeben um Jeſu willen“. (2. Cor. 4, 10 f.)!

Es iſt keine Kleinigkeit, wie es das Loos von hunderten von Miſſionaren iſt, ohne jeden Verkehr mit gleichgeſinnten Freunden oder wenigſtens einigermaßen gebildeten Menſchen, oft genug unter den mannigfachſten Entbehrungen, in unwirthlicher Umgebung und bedroht von Gefahren der verſchiedenſten Art Jahr aus Jahr ein leben zu müſſen! So iſt z. B. der bloße Aufenthalt im Groß-Namaqualande oder in Grönland und Labrador, oder in Feuerland eine tägliche Selbſtverleugnung. Auch in China, wo der Miſſionar faſt beſtändig ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung iſt, giebt es täglich genug Kreuz auf ſich zu nehmen. Und wie viel ſelbſtverleugnende Geduld fordert die Unreinlichkeit, die Zudringlichkeit oder die Rohheit der Heiden, mit denen der Miſſionar faſt täglich zu thun hat! Dieſe täglichen Uebungen der Selbſtverleugnung, ſo geringfügig ſie auch Fernerſtehenden erſcheinen mögen, bilden eigentlich das Hauptkreuz, welches in der Miſſion zu tragen iſt, wie denn auch im gewöhnlichen Chriſtenleben nicht die einzelnen großen und ſchweren Kreuzeslaſten, ſondern die täglichen

kleinen Selbstverleugnungen die höchsten Anforderungen stellen an unsre Ausdauer, Sanftmuth, Glaubensfreudigkeit und Liebestreue.

Als Miss. Nommensen 1864 zu Silindung auf Sumatra unter den Battas sich niederließ, da stand sein Leben lange Zeit täglich auf dem Spiele. Das eine Mal liefen die als Menschenfresser berüchtigten Leute ihm nach und schrien: „Tuan wir hacken dir deine Beine ab", das andere Mal suchten sie ihn zu vergiften, ein drittes Mal sollte ihn die einfallende Hütte erschlagen! Als Frau Merensky ihr erstes Kindlein gebar, da umstanden die Banden des Königs Sekukuni ihre Hütte und begehrten die Auslieferung ihres Mannes um ihn zu tödten. Seit 1845 hatte der Missionar der Rheinischen M.-G. Kleinschmidt in großer Treue auf der Station Rehoboth im Namaqualande gearbeitet und viel Frucht ernten dürfen. Da beschloßen die Häupter der durch die fortgehenden Kriegsunruhen etwas heruntergekommenen Gemeinde 1864 vor den sie bedrängenden Feinden in das Land der Herero, mit denen sie gegen ihre Landsleute im Bunde standen, auszuwandern. Der bereits kränkliche Missionar wollte seine Gemeinde nicht verlassen und begleitete den langen Zug. Aber die Feinde erhielten Kunde, überfielen die nicht zum Kampf Gerüsteten, zündeten das dürre Gras an, verbrannten eine Anzahl Wagen, Frauen und Kinder und zwangen die Uebrigen in eiliger Flucht ihr Heil zu suchen. Mühsam schleppt sich der halbkranke Kleinschmidt vier Tage und vier Nächte durch die wilde Felsenwüste, in beständiger Besorgniß von den ihn hassenden Hottentotten eingeholt und sammt den Seinen niedergemetzelt zu werden. Todtmüde erreicht er endlich Otyimbingue und stirbt kurz darauf in den Armen seines Freundes H. Hahn — am gebrochenen Herzen!

Einen andern Passionsweg hatten die Basler Missionsgeschwister, Ramseier und Kühne (der erstere mit Weib und Kind) zu gehen, die im Jahre 1869 von der Station Anum auf der Goldküste in eine 4½jährige Gefangenschaft nach Kumase, der Hauptstadt des Asantereichs geschleppt wurden. Nach ihrer Befreiung durch die Engländer haben die Brüder ein Tagebuch herausgegeben, welches ihre Leiden auf dem Marsche nach ihrem Gefängnisse wie inmitten eines Heidenvolkes, dessen Füße beständig eilend waren Blut zu vergießen, schildert. Dieses ganze Buch ist eine ergreifende Leidensgeschichte. Mit Gottes Hilfe sind ja die Gefangenen erlöst worden, aber was sie erlitten haben, ist schwerer gewesen als der Märtyrertod, der dem Leben schnell ein Ende macht.

Und wie den Miſſionaren, ſo geht es auch den jungen Heidenchriſten, ſie müſſen dem HErrn das Kreuz nachtragen. Wir kennen alle das Wort: „Wer nicht abſagt allem, das er hat, der kann nicht mein Jünger ſein.“. Die jungen Heidenchriſten müſſen den Ernſt dieſes Ausſpruchs gemeiniglich in einer viel ſchmerzlicheren und opferreicheren Weiſe erfahren, als ſelbſt diejenigen unter uns, die es ſich etwas koſten laſſen in der Nachfolge Jeſu zu wandeln. Werfen wir z. B. einen Blick nach Indien. Wer ein Chriſt wird verliert ſeine Kaſte. Wie groß dieſer Verluſt iſt, verſteht eigentlich nur ein Hindu. Nach ſeiner Anſchauung umſchließt die Kaſte ſeine ganze bürgerliche Ehre, ſein Familienglück, ſeinen Beruf und Wohlſtand; wer aus der Kaſte ausgeſtoßen wird, der gilt als lebendig todt, der hat keine Stellung mehr in der bürgerlichen Geſellſchaft, verliert nicht nur alle Achtung und allen Einfluß, ſondern in der Regel auch ſeine liebſten Angehörigen und oft genug ſein täglich Brot. Daher bieten Eltern, Gatten, Geſchwiſter alles auf, um die Ihrigen vom Uebertritt zum Chriſtenthum abzuhalten. Was für ergreifende Scenen finden da oft ſtatt, wenn z. B. das Weib eine Heidin iſt und der Mann will Chriſt werden oder wenn die Mutter eine Heidin und der Sohn wird gläubig an den HErrn Jeſum! Das eine Mal ſind Thränen und Bitten, das andre Mal Mißhandlungen und Drohungen die Mittel um den Uebertritt zu verhindern. Und wenn trotz alledem das öffentliche Bekenntniß zum chriſtlichen Glauben und die Taufe doch geſchieht, weil der junge Chriſt den Heiland mehr liebt als Vater, Mutter, Weib, Kind, Bruder, Schweſter — was für ein Paſſionsweg für ihn, wenn er wie Abraham aus ſeiner Freundſchaft und aus ſeines Vaters Hauſe gehen oder ſeinen Iſaak opfern muß! Die Miſſionsberichte ſind voll der ergreifendſten Geſchichten dieſer Art.

Auch in China müſſen die jungen Chriſten durch viel Trübſal gehen. Es macht ihren heidniſchen Landsleuten oft eine wahre Freude ſie auf alle mögliche Weiſe zu chikaniren, ihre Kapellen und Häuſer zu zerſtören, ſie zu ſchlagen, als Söldlinge der Fremden zu verhöhnen ꝛc. Vielen Leſern wird es noch erinnerlich ſein, wie viel vor einigen Jahren die dortigen Chriſten zu leiden hatten, als heidniſche Bosheit das Gerücht weithin verbreitet hatte, die Chriſten hätten die Brunnen und wol auch die Speiſen vergiftet. Das Blutbad in Tientſin wird ſo bald nicht vergeſſen werden. Oder gehen wir nach Sumatra zu den Battas. Als die dortigen Chriſten ſich weigerten fernere Beiträge zur Feier der heidniſchen

Götzenfeste zu liefern, erklärten ihre Landsleute im freien Battalande: „Ihr seid nicht mehr unsre Kameraden, denn ihr weigert euch eure Schuld an unsre Ahnen zu bezahlen und unsre Feste mitzufeiern; daher habt ihr auch nicht mehr Theil an dem Grundbesitz, den wir von unsern Vorfahren ererbt haben". So wurden die Christen ihrer Felder beraubt oder, wenn man ihnen auch nicht alles nahm, so wurden sie doch schwer bedrängt in der Erwerbung ihres täglichen Brots und sonst auf allerlei Weise belästigt und ihnen das Leben so sauer als möglich gemacht. Erst allmählig gelang es, den Christen dieselben Rechte auf Grund und Boden zu sichern, welche die Heiden hatten.

Im Jahre 1828 bestieg die christenfeindliche Königin Ranawalona I. den Madagassischen Thron. 1835 wurde durch eine Königl. Botschaft den Christen die Ausübung ihres Gottesdienstes untersagt, die Auslieferung aller christlichen Bücher verlangt und die Missionare des Landes verwiesen. Im folgenden Jahre brach ein blutiger Verfolgungssturm los, der mit einigen Unterbrechungen gegen 30 Jahre wüthete. Rasalama, eine etwa 25jährige Christin eröffnete die Reihe derer, die den Märtyrertod erlitten. Am 14. Aug. 1837 wurde sie auf Befehl der Königin von Speeren durchbohrt, während sie knieend ihren Geist in Gottes Hände befahl. Ein junger 22jähriger Christ, Rafaralahy, folgte ihr etwa ein Jahr später in demselben Tode. Eine andre Christin, Rawahiny, wurde erst zur ewigen Sklaverei und dann zur Tangenaprobe verurtheilt und starb an dem Gift, das sie hatte trinken müssen. Viele wurden gefänglich eingezogen, aufs grausamste geschlagen, auf die Folter gespannt, ihrer Ehren und Würden entkleidet, zur Sklaverei und Verbannung verurtheilt; andere flohen, all ihr Hab und Gut im Stiche lassend. Einer der dunkelsten Tage in der Geschichte Madagaskars war der 18. März 1849. Ueber 19 Christen, Adelige, Bürgerliche, und Sklaven war der Tod verhängt. Die Einen wurden an einem Strick über einem Abgrunde schwebend gehalten, um sie durch die Todesangst zum Widerruf zu bewegen und da sie bei dem Bekenntniß ihres christlichen Glaubens blieben, der Strick auf einen Wink durchhauen und sie in die Tiefe hinabgestürzt. Die andern wurden lebendig verbrannt. Außerdem wurden noch an diesem Einen Tage 117 Personen zu lebenslänglicher Kettenarbeit, 105 zu öffentlicher Geißelung, 37 Prediger mit ihren Frauen und Kindern zu bleibender Sklaverei verurtheilt und 42 andere, bei denen sich heilige

Schriften gefunden, theilten das gleiche Loos und verloren überdies ihr gesammtes Eigenthum; 46 wurden zum halben Sklavenpreise gebüßt, und 1643, die dem Gottesdienst der Christen angewohnt, um 3 Ochsen und 3 Dollars. Dies sind nur wenige Züge aus der Märtyrergeschichte Madagaskars, die zu lang und zu umfassend ist, als daß sie sich so gelegentlich erzählen ließe. Wer ein Stück Passionsgeschichte der modernen Mission kennen lernen will, das sich den ersten Christenverfolgungen ebenbürtig zur Seite stellen läßt, der muß diese Geschichte sorgfältig studiren, sie zeigt ihm in der That „eine Märtyrerkirche des 19. Jahrhunderts".

Im Jahre 1860 begannen die Berliner Missionare ihre Arbeit im Lande der Bapedi jenseits des Drakengebirges in Südafrika. Erst ließ sich alles gut an, mehrere Stationen wurden gegründet, auch der König Sekukuni stellte sich freundlich. Allein es dauerte nicht lange, so haßte er das Evangelium, die es verkündigten und die daran gläubig wurden. Erst begnügte er sich mit allerlei Drohungen um die Leute einzuschüchtern, bald aber kams von bösen Worten zu bösen Thaten. In einer Volksversammlung schlug er die Christen und ließ sie dann entkleidet mehrere Tage und Nächte ohne Speise und Trank und ihrer Führer und Tröster beraubt im Freien sitzen. Später wurden sie wieder und wieder grausam zerschlagen, daß etliche wie todt auf dem Platze blieben, die Weiber aber wie eine Schafheerde in ein Wasserloch getrieben, wo sie einen ganzen Tag zubringen mußten. Zuletzt verbot ihnen der König ihre Aecker zu bestellen, nahm ihnen ihre Vorräthe und trieb sie zur Regenzeit nackt, blutend, hungrig zum Lande hinaus, oder vielmehr zunächst in die Felsklüfte, da sie wegen des hoch angeschwollenen Grenzflusses das Land nicht verlassen konnten. Endlich gelang die Flucht; freilich manches Kindlein war gestorben und es gab noch immer viele Entbehrungen zu ertragen, bis sich das verfolgte und von dem Nothwendigsten entblößte Häuflein auf einem Platze jenseit des Gebietes Sekukunis endlich wieder sammelte und ein neues Daheim gründete.

Doch genug dieser Exempel, zu denen die Geschichte jedes Missionsgebietes neue hinzufügt. Warum, fragen wir jetzt, dieser Passionsweg? Auf den ersten Blick erscheint es als eine schwere Schädigung der Mission, wenn diejenigen, welche für das Christenthum gewonnen werden, um ihres neuen Glaubens willen sofort

leiden müſſen. Müſſen durch ſolche Erfahrung die Heiden nicht abgeſchreckt werden von der Annahme des Evangelii? Ja, meine Brüder, menſchlich geredet iſt es ein thörichter Weg, daß der Heiland ſeine Jünger durch viel Trübſal ins Himmelreich führt. Die Welt macht es gar anders. Sie ſtellt nicht Leiden ſondern Freuden, nicht Entbehrungen ſondern Genüſſe, nicht Verluſte ſondern Gewinne, nicht Schmach ſondern Ehre, nicht einen Paſſionsweg ſondern einen Wandel auf lauter Roſen ihren Jüngern in Ausſicht. Und menſchlich geredet handelt ſie ſehr klug, denn alles Fleiſch iſt leidensſcheu und bezüglich des Kreuzes heißt ſeine Loſung: „das widerfahre mir nur nicht“. Aber das Himmelreich iſt eine verkehrte Welt. Wenn St. Paulus das Kreuz Chriſti ſo kühn eine „Thorheit“ nennt, ſo denkt er wol auch daran, wie es der menſchlichen Klugheit ganz und gar entgegenlaufe denen, welche den Heiland annehmen, ſofort zu ſagen, daß ſie in ſeiner Nachfolge auf ein Leben unter dem Kreuze ſich gefaßt machen müſſen. Wenn aber irgend etwas, ſo ſetzt dieſe „Thorheit“ es außer Zweifel, daß das Evangelium aus eines Menſchen Sinn nicht gekommen iſt. Nun und nimmermehr wäre ein Menſch auf den Gedanken gekommen, daß ein gekreuzigter Heiland am geeignetſten und am mächtigſten ſei die Welt zu erobern und daß gerade der Kreuzesweg in ſeiner Nachfolge am ſicherſten zur Gründung, Befeſtigung und Läuterung des Reiches Gottes in der Welt führe; das ſind Gottesgedanken, die ſo viel mal höher ſind als unſre Gedanken, wie der Himmel höher iſt denn die Erde. Gerade durch ſeine „Kreuzesthorheit“ legitimirt ſich das Evangelium als göttliche Weisheit wie als göttliche Kraft. Es klingt ſeltſam, ja auf den erſten Blick unwahrſcheinlich, aber es iſt die volle Wahrheit: „wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten“. Schon der alte Prophet Jeſaias ſagt von dem leidenden Meſſias: „darum — daß er ſein Leben in den Tod gegeben hat — will ich ihm große Mengen zur Beute geben und er ſoll die Starken zum Raube haben“. Und wie es von dem Haupt gilt, daß das in die Erde gelegte Waizenkorn viele Frucht bringt, ſo erweiſt ſich auch für ſeine Glieder der Kreuzesweg als ein Segensweg, als eine Eroberungsmacht und ein Belebungsmittel.

Werfet nur, meine Freunde, einen Blick in euer eignes Leben. Habt ihr es nicht erfahren, daß das Kreuz, das ihr zu tragen gehabt, heilſame Früchte des Lebens gewirket hat? Und wenn wir

einmal im Himmel unſere Leidenswege werden überſehen, gewiß werden ſie uns dann nur ein Gegenſtand des Preiſes und der Anbetung ſein. Und welche Zeiten ſind im Leben der Kirche die geſegnetſten? diejenigen, in denen ſich die Kirche ſonnt in der Gunſt der Großen dieſer Erde und es Ehre und Vortheil einträgt ein Jünger Jeſu zu ſein — oder diejenigen, da es Paſſionswege zu gehen giebt? Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſein. Unter dem Kreuze gedeiht die Religion des Gekreuzigten am beſten. Darum laßt uns nicht kleinmüthig werden in den Paſſionszeiten der Kirche, als widerfahre in ihnen uns Schaden und Verderben. Die Paſſionszeiten ſind noch immer Offenbarungen der Herrlichkeit Chriſti geworden.

Es iſt auf dem Miſſionsfelde nicht anders. Wie das Kreuz Chriſti ſo iſt auch das Kreuz in ſeiner Nachfolge eine Kraft Gottes für die Miſſionare. Nehmt einen Paulus. „Ich will ihm zeigen wie viel er leiden muß um meines Namens willen" hieß es gleich bei ſeiner Bekehrung und Berufung. Und was hat dieſer Mann gelitten! Sein ganzes Leben im Dienſte Jeſu war Martyrium. „Er trug allezeit um das Sterben des HErrn Jeſu an ſeinem Leibe". Ich will deß gar nicht gedenken, wie ſein eigner inwendiger Menſch wuchs unter dieſem täglichen Sterben — welch eine Sprache der Ueberzeugung redeten die Malzeichen des HErrn Jeſu, die er an ſeinem Leibe trug! Keine Macht der Beredſamkeit vermag ſo überzeugend zu predigen wie das freudige Leiden im Dienſte Jeſu! Es giebt eine ganze Reihe Antworten auf die Frage, wie es komme, daß der Miſſionserfolg Pauli ein ſo außerordentlicher geweſen. Daran denkt man aber gemeiniglich nicht, daß das Märtyrerthum Pauli einen großen Antheil an dieſem Erfolge hat. Nun auch die heutige Miſſion zeigt ſolche Frucht des Kreuzes. Wie oft haben die Heiden ausgerufen, wenn ſie die Leiden und das Sterben der Miſſionare ſahen: „was ſind das doch für Menſchen, daß ſie ihr Leben ſo gar nicht theuer achten!" Wenn ſonſt nichts ſie aus ihrer Apathie aufrütteln konnte, ſo hat oft die Leidens- und Sterbensfreudigkeit der Miſſionare ſie etwas von der Liebe ahnen laſſen, die nicht das Ihre ſucht und ſie willig gemacht, der Botſchaft des Evangelii ein willigeres Ohr zu leihen.

Wol ſcheint es uns ein großer Verluſt, wenn junge und tüchtige Miſſionare ſo bald hinſterben und wir fragen mit ſchmerzlich bewegtem Herzen: „HErr warum haſt du das gethan?" Aber noch immer

wird der Verluſt erſetzt. Die Todesnachrichten betrüben, aber ſie begeiſtern auch, ja nicht ſelten wird durch recht ſchwere Verluſte die Liebe zu einem beſtimmten Miſſionsfelde erſt recht angefacht und die allgemeine Aufmerkſamkeit auf daſſelbe gelenkt. Es iſt den Miſſionsfreunden wol bekannt, was für ein trauriges Ende Allen Gardiner mit ſeinen 6 Genoſſen in dem unwirthlichen Feuerland gefunden; — aber ohne den Märtyrertod dieſer edeln Schaar hätte die chriſtliche Welt die heidniſchen Wilden an der Spitze Südamerikas wahrſcheinlich vergeſſen. Die erſchütternde Kunde von dem unglücklichen Ausgange der erſten Peſcheräh-Miſſionare brachte eine neue, beſſer vorbereitete Miſſions-Unternehmung zu Stande. Ein eignes Miſſionsſchiff, das zur Erinnerung an den gefallenen Helden den Namen „Allen Gardiner“ erhielt, führte neue Boten des Evangelii zu den Feuerländern, und obgleich abermals ein Miſſionar und 7 Seeleute unter den Keulenſchlägen der Eingebornen ihr Leben laſſen mußten, ſo wurde die Miſſion doch zum dritten Male muthig in Angriff genommen und jetzt heißt es von den wilden Feuerländern, wie einſt nach langer vergeblicher Arbeit von den Grönländern: „ſie wollen nun!“ 1872 konnte der Biſchof Stirling berichten: „Es iſt köſtlich zu fühlen, daß wir jetzt unter einer empfänglichen, ruhigen und uns reſpectirenden Bevölkerung arbeiten und von einem Kern chriſtlicher Civiliſation mitten im Feuerland melden können. Ich und Miſſ. Bridges haben nun 36 Perſonen, Kinder und Erwachſene getauft und 7 Ehepaare kirchlich getraut. Der Gottesdienſt wird von etwa 160 Perſonen beſucht. Ich glaube unter den Eingebornen iſt ein Zug zu Chriſto nicht zu verkennen“. Und nicht bloß Feuerland und die Falklandsinſeln ſind in Angriff genommen, ſondern wie Gardiner's unternehmender Geiſt geplant, arbeitet man jetzt auch in Patagonien, Braſilien, Uruguay, der Argentiniſchen Republik, Peru und Panama. Freilich „iſt des Landes noch ſehr viel übrig einzunehmen“ — aber daß man es überhaupt beſetzt hat und die Einnahme beginnt, das iſt die Frucht des Todes der Märtyrer von Feuerland.

Auch das Martyrthum der von den Aſanteern gefangenen und $4^1/_2$ Jahre gefangen gehaltenen Basler Geſchwiſter hat bereits ſeine Frucht getragen. Die Aſante-Miſſion, würde wahrſcheinlich noch lange nicht in Angriff genommen ſein, hätte nicht ein Paſſionsweg den Weg gebahnt. — Auch David Livingſtone darf man getroſt unter diejenigen Männer rechnen, welche im Dienſte der Miſſion

verleugnungsvolle Leidenswege gegangen sind. Jetzt sind 3 große Missionsunternehmungen im Gange um Licht und Freiheit den unglücklichen Völkern Ostafrikas zu bringen, die ohne den Tod Livingstones sicherlich noch nicht ins Werk gesetzt sein würden.

So bringen auch die Leiden der jungen Heidenchristen der Mission reichlich Gewinn. Noch immer gilt das Trostwort der alten Kirche: das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Einen der überzeugendsten Beweise für diese Wahrheit auch in der neueren Mission liefert die Märtyrergeschichte Madagaskars. Es ging den dortigen Christen wie einst den Kindern Israel in Egypten: „je mehr man sie unterdrückte, desto mehr breiteten sie sich aus". Als die christenfeindliche Königin Ranawalona zur Regierung kam, gab es kaum einige hundert Madagassische Christen, als sie starb zählte man ihrer 37000! und heute beträgt ihre Anzahl gegen 275,000.

Auch die Verfolgung in Sekukunis Lande hat reichlich Frucht getragen. Nicht blos, daß sie eine Reihe junger Christen tiefer in ihrem Glauben gegründet und an ihrem inwendigen Menschen mächtig gefördert hat, wie solches überall der Fall ist, wo das Christenthum im Herzen seiner Bekenner Wurzel geschlagen, sie ist auch die Veranlassung zur Anlage der blühendsten unter allen Berliner Stationen geworden. Botsabelo ist ein laut redender Beweis, daß die Passionswege in der Mission Siegeswege sind und daß der HErr noch immer seine Kinder durch Leiden zur Herrlichkeit führt. Hier hat sich nämlich eine christliche Gemeinde gesammelt, die über 1000 Seelen zählt, innerlich und äußerlich wol geordnet ist, Gottes Wort liebt und ehrt und als eine Stadt auf dem Berge auch nach außen hin einen segensreichen Einfluß übt.

Freilich wir sind nicht auf allen Missionsgebieten in der Lage sofort auf Siege des Kreuzes hinweisen zu können. Oft liegt die Saat lange in der Erde, ehe sie aufgeht und wenn sie vielleicht erst nach Jahrzehnten und noch später ihre Frucht bringt, erkennen wir oft den Zusammenhang nicht mehr, in welchem dieselbe zu den früheren Leidenswegen steht. Aber die Ewigkeit wird es offenbar machen, daß nirgends ein Leiden um der Gerechtigkeit willen umsonst gelitten worden ist. Lassen wir uns daher ja nicht entmuthigen durch das Kreuz, welches die Mission trägt. In dieser Weltzeit bleibt der Weg der Kirche Christi ein Passionsweg, wie der Weg Christi selbst ein Passionsweg gewesen ist, so lange er im Fleische wandelte. Auch

die Miſſion iſt auf dem rechten Wege, wenn ſie den Paſſionsweg geht. Aber — auf Charfreitag folgt Oſtern! Als der Heiland ſein Leiden ankündigte, da ſchloß er nicht mit dem Tod, ſondern fügte hinzu: „und am dritten Tage wird er wieder auferſtehen“. Alſo richtet den Blick über das Kreuz hinaus auf die Herrlichkeit, die ihm folgt. Als Kaiſer Julian das Heidenthum wieder einzuführen ſuchte, erwiderte Biſchof Athanaſius einem darüber ängſtlichen Chriſten: nubicula est, transibit, d. h. „ein Wölkchen iſt's, es wird vorübergehen“. Das gilt von unſerm ganzen Leidenswege in dieſer Welt. Die Zeit iſt kurz, die wir ihn gehen, die Herrlichkeit ewig, die ihm folgt. Es wird nicht lang mehr währen, halt noch wenig aus; es wird nicht lang mehr währen, ſo kommen wir nach Haus. Die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit die an uns geoffenbaret werden ſoll. Amen.

XV. Das Geſetz des ſenfkornartigen Wachsthums.

„Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor, und ſprach: Das Himmelreich iſt gleich einem Senfkorn, das ein Menſch nahm, und ſäete es auf ſeinen Acker. Welches das kleinſte iſt unter allem Samen; wenn es aber erwächſt, ſo iſt es das größeſte unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter ſeinen Zweigen". Matth. 13, 31—32.

„Denn es ſind ja eines Apoſtels Zeichen unter euch geſchehen, mit aller Geduld, mit Zeichen und mit Wundern, und mit Thaten". 2 Cor. 12, 12.

Es iſt eine eigenthümliche Sache mit den Vorurtheilen. Hat man ſich über irgend etwas einmal ein Urtheil zurecht gelegt, ſo iſt der unbefangene Blick dahin, man ſchaut die Dinge durch eine gefärbte Brille an und die vorgefaßte Meinung hält Einen wie unter einem Banne gefangen. Als Philippus mit einem vor Freude ſtrahlenden Angeſichte ſeinem Freunde Nathanael die Kunde brachte: „wir haben den gefunden, von welchen Moſes und die Propheten geſchrieben haben, Jeſum, Joſephs Sohn von Nazareth" da erhielt er ſtatt eines herzlichen Dankes für ſeine Botſchaft die Antwort: „was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Daß der Meſſias ein Nazarener ſein könne — das ging ganz und gar gegen die Vorſtellungen, die Nathanael ſich zurecht gelegt. Er kennt den Mann gar nicht, von dem ihm Philippus berichtet, daß er den verheißenen Heiland in ihm gefunden; er prüft auch die Gründe nicht, die der Freund als Beweiſe angiebt — er hat ein Vorurtheil gegen Jeſum, als das Wort Nazareth mit ihm in Verbindung gebracht wird; aus Nazareth kann ja nichts Gutes kommen.

Es iſt unglaublich, was für eine Großmacht in der Welt ſchon die Namen ſind. Es giebt Namen, die ſind durch die Liſt des „alten böſen Feindes" in der öffentlichen Meinung ſo verfehmt und in den Bann gethan, daß man ſie nur zu nennen braucht, um die große Maſſe gegen die Sache einzunehmen, die ſie bezeichnen. So geht es z. B. mit den Namen Pietismus oder Orthodoxie,

die eine Art Gespenster geworden sind, mit denen man die aufgeklärten Kinder des 19. Jahrhunderts ganz grausam zu fürchten macht. Die guten Leute wissen zumeist gar nicht, was die Namen eigentlich bedeuten; thut nichts — man werfe nur tapfer mit ihnen um sich herum und man wird stets eine große Entrüstung bewirken gegen den Feind, der hinter der schwarzen Maske stecken soll. So geht es Vielen auch mit der Mission. Man braucht nur den Namen zu nennen, so ist schon der Stab über die Sache gebrochen.

Als der Heiland seinen letzten Gang nach Jerusalem antrat, da verkündigte er seinen Jüngern: „es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn; denn er wird überantwortet werden den Heiden und er wird verspottet und verschmähet und verspeiet werden und sie werden ihn geißeln und tödten und am dritten Tage wird er wieder auferstehen". Man sollte denken, das wäre sehr deutlich geredet gewesen und jedes Kind hätte es fassen müssen. Aber von den Jüngern wird uns berichtet: „sie aber vernahmen der keins und die Rede war ihnen verborgen und wußten nicht was das gesagt war". Der Evangelist kann es nicht stark genug ausdrücken, daß ihnen jedes Verständniß für den Kreuzesweg Christi damals abging. Was hängte denn diese dichte Decke vor ihre Augen? O, nichts anderes als ein Vorurtheil. Die lieben Jünger hatten sich's einmal in den Kopf gesetzt, Jesus müsse und werde seine Macht bald offenbaren und ein Reich Israels aufrichten, als dessen messianischem König ihm irdische Herrlichkeit gebühre. Dieses ja freilich damals allgemeine Vorurtheil machte sie blind und taub gegen jede ihm entgegen gerichtete Erklärung Jesu und sie konnten erst durch die Thatsachen selbst von ihrer vorgefaßten Meinung abgebracht werden. Nun seien wir aber ja nicht so eilig, Steine auf die armen Jünger zu werfen. Es giebt — auch im aufgeklärten 19. Jahrhundert blinde Vorurtheile gerade genug. Hat man sich einmal vorgeredet diese und jene politische Theorie, dieses und jenes wirthschaftliche System, diese oder jene kirchliche Verfassung enthalte allein die Wahrheit, und könne die Völker beglücken und die Kirche beleben, so mögen die Steine schreien, daß man sich irre — man sieht seinen Irrthum doch nicht ein. Der Irrthum legt sich vielmehr wie eine Staarhaut über das Auge und die Fälle sind ziemlich selten, daß Jemand, soll ich sagen, den Muth oder die Demuth? hat, sich operiren zu lassen. Es ist doch so süß, Recht

zu behalten und so empfindlich, eingestehen zu sollen, daß man sich geirrt hat.

Auch die Mission hat viel unter der Macht der Vorurtheile zu leiden. Und zwar nicht blos bei solchen, die schon vor dem bloßen Namen: „Mission" die Flucht ergreifen. Eins dieser Vorurtheile, das von den Gegnern mit besonderer Dreistigkeit und leider oft mit vielem Eindruck trotz aller Widerlegung immer wieder verwerthet wird, ist das: die Mission sei nicht erfolgreich oder doch wenigstens nicht erfolgreich genug. Man sollte ja meinen vor den Thatsachen hätte dieses Vorurtheil längst die Segel streichen müssen. Aber, wie gesagt und ob die Steine schreien — wo einmal ein Vorurtheil ist, da hängt eine Decke vor den Augen. Auf Grund der zuverlässigsten Ermittlungen gab es 1874 mehr als 1½ Million Heidenchristen, die zum Theil bereits völlig geordnete kirchliche Gemeinschaften bilden, aus ihrer eignen Mitte Pastoren haben, für ihre kirchlichen Bedürfnisse die Kosten selbst aufbringen, ja ihrerseits bereits wieder Missionare zu ihren heidnischen Landsleuten senden. Die Zahl dieser Christen vertheilt sich allerdings verschieden auf die einzelnen Missionsgebiete, z. B. auf Westindien kommen 308,000; auf Ozeanien 263,000; auf Südafrika 124,000; auf Madagaskar 270,000; auf Indien 318,000; auf China 20,000 Christen aus den Heiden. Wir wollen uns mit diesen Zahlen ganz und gar nicht rühmen; aber ihnen gegenüber die Mission erfolglos zu nennen, das ist doch eine seltsame Behauptung. Indeß es geht mir heut nicht darum durch eine Einsicht in die thatsächlichen Erfolge der modernen Mission, die ja viel umfassendere sind, als sich mit Zahlen darstellen läßt, das Vorurtheil der Erfolglosigkeit zu widerlegen. Ich möchte vielmehr einmal das Vorurtheil selbst ein wenig beleuchten, und zwar so, daß ich zeige, ihm fehle ganz und gar das Verständniß für eins der Grundgesetze im Reiche Gottes, nämlich das Verständniß für das Gesetz der senfkornartigen Entwicklung.

Der König des Himmelreichs lehrt dieses Gesetz uns kennen in dem bekannten Gleichniß, das ich an die Spitze der heutigen Betrachtung gestellt habe. „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, welches ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allen Samen". Es giebt ja allerdings Samenkörner, die noch kleiner sind, als ein Senfkorn; aber im Verhältniß zur Größe der daraus hervorwachsenden Staude ist

es unter den Samenkörnern der kleinſten eins. Auch darf man bei dieſer Gleichnißrede nicht vergeſſen, daß es ſich hier um eine ſprichwörtliche Redensart handelt, welche der Heiland ſich aneignet. Die Eichel iſt vielleicht im Vergleich zur Eiche, die aus ihr erwächſt, ein noch kleinerer Same. Aber abgeſehen davon, daß es im Morgenlande unſre Eichen eigentlich nicht giebt — der Heiland wählt auch abſichtlich nicht einen ſo majeſtätiſchen Baum, weil ſein Reich in dieſer Welt, auch nachdem es die größte Ausdehnung gewonnen, immer Knechtsgeſtalt trägt, wie der König des Himmelreichs ſie ſelbſt getragen. In menſchlichen Augen ſind die großen Reiche dieſer Welt immer imponirender als das Reich Jeſu Chriſti. In der Weltgeſchichte macht man viel mehr Aufhebens von dem perſiſchen, dem macedoniſchen, dem römiſchen Reiche oder dem Reiche eines Karl des Großen und eines Napoleon als von der chriſtlichen Kirche; gerade wie die Männer, welche in der Weltgeſchichte den Ehrennamen der „Großen“ führen, viel mehr Ruhm haben, als Jeſus Chriſtus, der ſie an Größe doch alle weit übertrifft. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn auch die Miſſion, obgleich ſie ein ſo großartiges Werk iſt, in den Augen der Welt gering geachtet wird. Indeß wollen wir jetzt bei dieſem Punkte uns ebenſo wenig verweilen wie dabei, daß das Senfkorn eine würzende Kraft beſitzt — ein Gedanke, den der Heiland aufs ſtärkſte betont, wenn er zu ſeinen Jüngern ſpricht: „Ihr ſeid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz dumm wird, womit ſoll man es ſalzen? Es iſt nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausſchütte und laſſe es die Leute zertreten“. Uns geht es jetzt nur um den eigentlichen Grundgedanken des Gleichniſſes und der iſt kein anderer als der: das Himmelreich hat in dieſer Welt einen unſcheinbaren Anfang und einen langſamen Fortgang; aber ſo gering ſcheinend auch ſeine Anfänge ſind, es wächſt zu einer unerwarteten Größe.

Achten wir zuerſt auf den kleinen, unſcheinbaren Anfang. „Unſcheinbarer konnte das Allergrößeſte, das in ſeinem Aufgehen und Fortgange ganz Iſrael und die ganze Menſchheit Jahrtauſende hindurch bis ans Ende der Tage umfaſſen, erleuchten und beſeligen, in ſeiner Vollendung aber alle Ewigkeit hindurch die ganze vernünftige Schöpfung umfaſſen und beſeligen ſollte; unſcheinbarer konnte es nicht beginnen als es begonnen hat in dem: „empfangen

vom heil. Geiſte, geboren aus Maria der Jungfrau", im Stalle zu Bethlehem, von armen Hirten zuerſt als ein heiliges Geheimniß voll göttlicher Liebe und ewigen Heils erkannt und verehrt. Aller Herrlichkeit entäußert, aller Auszeichnung entzogen, unter dem Schleier der allergewöhnlichſten Umſtände des irdiſchen Lebens, unter der dichten Hülle dreißig langer Jahre voll Stille und Demuth, konnten die Anfänge der einzig großen Sache des Himmelreichs in der Erſcheinung des Sohnes Gottes in der Welt nicht unſcheinbarer, mehr ohne Gepränge, verborgener und demüthiger ſein, nicht mehr in der Aehnlichkeit des unbemerkteſten Thuns eines Menſchen, der ein einzelnes Samenkorn der kleinſten Gattung, etwa ein Senfkorn, auf ſeinen Acker hinſäet, wovon ſeine ganze Mitwelt nichts gewahr wird." Und dieſe Unſcheinbarkeit blieb als der HErr Jeſus nun öffentlich hervortrat. „Er blieb in Kanaan und war dort, zu Jeruſalem und im Tempel am ſeltenſten, gewöhnlich in Galiläa; wählte die Stätte und den Kreis ſeines Lebens nicht in Rom, nicht in Athen, nicht in Alexandrien, oder wo ſonſt die große Welt ſeiner Zeit Wahrheit und Weisheit ſuchen mochte; unter dem verachteten Judenvolke, in dem kleinen Judenlande bleibend, wurde die große Welt von ihm und ſeiner Sache, ſo lange er auf Erden wandelte, kaum etwas gewahr. Wie ein Menſch, der ein Senfkorn auf einen Acker ſäet, hat er das große, ewige Himmelreich gegründet. Dieſes Senfkorn waren zunächſt ſeine 12 Apoſtel, dieſe armen Galiläer, die keine Bildung und Weisheit dieſer Welt, keinen Reichthum und keine Ehre, keine Macht und Hilfe der Erde hatten, denen nichts zu Gebote ſtand von dem allen, womit die Welt ihre Sachen einleitet und durchſetzt — welch ein unbemerklich kleines Samenkorn im Blick auf das Ganze! In der menſchlichen Anſicht welche ſchwache Säulen zur Grundlage eines Werkes und Gebäudes, das die ganze Erde und Menſchen und Völker aller Zeiten ſammeln und umfaſſen ſollte! Ebenſo die erſte Chriſtengemeinde zu Jeruſalem, dieſe gleich in ihrem erſten Beginn ſo gedrückte und vertriebene und überall, wohin ſie ſich wendete, verfolgte Gemeinde! So jede der erſten Gemeinden in Aſien und dann in Europa, eine kleine Geſellſchaft großentheils armer, geringer, in der Welt nichts bedeutender und nichts vermögender Menſchen, mit dem Glauben der Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten und dieſer Glaube ein Samenkorn, das jedes andre viel größer und bedeutender ſcheinende Samenkorn weltlicher Weisheit, weltlicher Macht und Tugend überwachſen und

als ein Baum, den Gott zum Schatten und zur Labung des Menſchengeſchlechts gepflanzt, die Erde erfüllen ſollte und geräuſchlos und ſtille erfüllt hat" (Menken).

Und ſo iſt es fortgegangen durch die ganze Miſſions- und Kirchengeſchichte hindurch: überall, wo das Chriſtenthum gepflanzt wurde, da iſt es als ein Senfkorn gepflanzt und ſo unſcheinbar und ſtille iſt es aufgewachſen, ohne überraſchende, glänzende, plötzliche Erfolge, die die Welt zur Bewunderung hingeriſſen hätte. Das iſt Gottes Art, der auch auf dieſe Weiſe die Macht und die Weisheit dieſer Welt zu Schanden macht und zeigt, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt.

Unter dieſem Grundgeſetz ſteht darum auch die Geſchichte der neueren Miſſion und gerade daran erkennen wir, daß wir es in ihr mit einem Werke Gottes zu thun haben. Die Menſchen fangen ihre Werke gern glänzend an, daß ſie aller Augen auf ſich ziehen und imponiren möchten. Aber Gott fängt ſeine Werke klein an. Lange Zeit war es weſentlich die kleine Brüdergemeinde, welche Miſſion trieb und wie unſcheinbar hat ihr nun ſo ausgedehntes und geſegnetes Werk begonnen! Zu den jetzt ſo großen engliſchen Miſſions-Geſellſchaften hat ein ehemaliger Schuhflicker, der nachmals ſo berühmt gewordene Dr. Carey die Anregung gegeben durch eine Predigt über Jeſ. 52, 2 und 3: „Erwarte Großes von Gott; verſuche Großes für Gott". In Deutſchland ging's auch ganz her, wie wenn ein Menſch ein Senfkorn auf einen Acker ſäet. So war's ſchon mit der Halle'ſchen Miſſion, ſo war's mit dem Miſſionsinſtitut des Paſtors Jänicke in Berlin, ſo mit jeder der einzelnen Miſſ.-Geſellſchaften die ſeit 1815 ins Leben traten. Selbſt Baſel, das jetzt 102 Miſſionare hat, wagte nicht ſofort ſeine Zöglinge ſelbſt auszuſenden, ſondern überließ ſie ausländiſchen Geſellſchaften. Im Jahre 1839, alſo 15 Jahre nach ihrer Gründung ſchrieb der Präſident der Berliner Miſſions-Geſellſchaft an einen Hilfs-Verein: „Wir haben 2 Miſſionsſtationen in Südafrika, Bethanien tief im Innern, über 300 engl. Meilen von der Capſtadt entfernt, Bethel unter den Kaffern und im Laufe des letzten Jahres iſt eine dritte Station zu Zoar unter den Hottentotten in Angriff genommen. Soeben läuft die Nachricht von der Taufe der erſten beiden Heiden ein. Wir können unſerm lieben Herrn und Heiland nicht genug danken, daß er uns nun in ſo herrlicher Kraft ſeine Gnadenſonne hat aufgehen laſſen". So klein war der Anfang. Und heute hat

dieſelbe Geſellſchaft ein Gebiet von 220 deutſchen Meilen Länge und c. 100 deutſchen Meilen Breite mit einem Netz von 37 Miſſionsſtationen überzogen, auf welchen über 7000 farbige Getaufte unter der Pflege von 55 Miſſionaren ſtehen und mehr als 2000 farbige Kinder regelmäßigen Unterricht empfangen.

Wohin wir auch den Blick richten auf dem Miſſionsfelde: in Grönland wie in Indien, auf Neuſeeland wie in Weſtafrika, überall ein ganz kleiner Anfang; gering die Zahl der Bekehrten und unſcheinbar ihr Stand vor der Welt. Nirgends giebt es ſofort Bekehrungen ganzer Völkerſchaften, ſondern mit der Gewinnung einzelner Seelen beginnt der Miſſionserfolg, die in kleine Einzelgemeinden nach und nach geſammelt werden. Aber weit entfernt, daß uns dieſe Thatſache an der Miſſion irre machte — im Gegentheil, ſie iſt uns überzeugender Beweis, daß wir es hier mit einem Werke Gottes zu thun haben, dieweil es ſich nach dem göttlichen Reichsgrundgeſetz des ſenfkornartigen Anfangs entwickelt. „Aus dem Kleinſten das Größte" das iſt die Art, in der Gott wirkt; im Himmelreich wird immer von unten auf gedient. Es ſteht ſehr bedenklich um alles Große ſelbſt in der Welt, das nicht klein angefangen hat. Das ſind Häuſer auf Sand gebaut, die leicht und bald wieder einfallen; Bäume, die nicht aus dem Kerne gewachſen ſind, die darum keine Wurzeln haben. Was iſt aus dem Rieſenbau des Napoleoniſchen Reiches geworden? Und haben wir es nicht in unſrer Zeit genugſam erlebt, was für „Krache" es giebt, wenn die Leute nicht durch ſolide Arbeit aus kleinen Anfängen, ſondern durch Schwindelſpeculationen ſchnell reich werden wollen? Man bewundert die raſche Ausbreitung der Socialdemokratie und kurzſichtige Leute ſehen darin den Beweis einer großen Geiſtesmacht. Mich dünkt, dieſes plötzliche Wachsthum beweiſt vielmehr die Unſolidität der Bewegung. Was ſo ſchnell aufſchießt iſt Unkraut, das keinen langen Beſtand in Ausſicht ſtellt. Ihr habt es wol ſchon geſehen, wenn eine Brücke über einen breiten Strom gebaut wird. Wie lange hält da die Fundamentirungsarbeit auf, die unter dem Waſſer geſchieht! Unverſtändige Menſchen könnten da wol ſagen: man ſehe ja nichts; es werde vergeblich gearbeitet; das Geld werde in's Waſſer geworfen. Aber das wäre eine kindiſche Rede, denn die Fundamentirungsarbeit, die unter dem Waſſer geſchieht, legt den Grund für die Pfeiler, die die Bogen tragen. Gerade ſo iſt es mit der Anfangsmiſſionsthätigkeit: ſie iſt ſehr

unſcheinbar und hält am längſten auf. Da gilt es erſt ſich der Sprachen der Eingebornen zu bemächtigen, die Eigenthümlichkeit der fremden Völker kennen und verſtehen zu lernen; die Vorurtheile und Widerſtände des Heidenthums zu brechen; für die chriſtlichen Grundanſchauungen Boden zu gewinnen; durch Wort und Werk eine neue chriſtliche Atmoſphäre zu ſchaffen; Kirchen und Schulen zu bauen ꝛc. Das iſt langwierige und meiſt ſehr mühſame Arbeit, aber ſie fundamentirt die Pfeiler der großen Brücke, über welche der Erbherr der Heiden ſeinen Einzug hält.

So klein das Senfkorn auch iſt, welches geſäet wird, es iſt ein Same, der Trieb- und Lebenskraft in ſich hat. Der Same wächſt. Das kleine Pflänzchen wird größer und größer bis es zu einem Baume geworden iſt. Aber auch das Wachsthum hat ſein Geſetz. Es iſt im Reiche des Geiſtes wie im Reiche der Natur, daß jedes geſunde Wachsthum ſich allmählig vollzieht. Es geſchieht nichts Unnatürliches und Widernatürliches im Himmelreiche, obgleich hier alles übernatürlich zugeht. Auch das Himmelreich iſt kein Treibhaus. Wie ſein Anfang unſcheinbar, ſo iſt ſein Wachsthum langſam.

Auch dieſes Naturgeſetz findet durch die ganze Miſſionsgeſchichte hindurch ſeine Beſtätigung. Nirgends und niemals iſt die Evangeliſirung eines Volkes über Nacht und im Sturmſchritt gegangen. Man macht ſich gemeiniglich ziemlich unrichtige Vorſtellungen über die Ausbreitung des Chriſtenthums im erſten Jahrhunderte, als ob damals der Miſſionserfolg ein ganz rieſenmäßiger geweſen wäre. Damit ſtimmt aber die Geſchichte durchaus nicht überein. Die meiſten apoſtoliſchen Gemeinden waren vielmehr ſo klein, daß ſie in Privathäuſern Raum genug fanden zu ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen, ganz abgeſehen von der bekannten Thatſache, daß „nicht viel Edle nach dem Fleiſch" zu ihnen gehörten. Im Verhältniß zur Maſſe der Heiden war am Ende des erſten Jahrhunderts die Zahl der Chriſten noch eine ſehr geringe; im beſten Falle etwa 200,000. Dem römiſchen Staate erſchien das Chriſtenthum, das er lange Zeit nur für eine jüdiſche Sekte hielt, bis in's zweite Jahrhundert politiſch ganz ungefährlich, daß er es, kleine Ausnahmen abgerechnet, unbeachtet ließ; offenbar weil die Zahl ſeiner Anhänger noch unbedeutend war. Plinius, der Statthalter von Bithynien und Pontus in Kleinaſien, wo jedenfalls die Chriſtengemeinden am dichteſten und

die Chriſten am zahlreichſten waren, Plinius nahm zuerſt zu Anfang des zweiten Jahrhunderts amtlich von den Chriſten Notiz. Der in Rechtsſachen von Jugend auf erfahrene Beamte, der im Senate geſeſſen, die Würde des Conſulates erhalten und mit allen Klaſſen ſowol in Italien als in den Provinzen zahlreiche Verbindungen angeknüpft, war in Verlegenheit, wie er die bei ihm angezeigten Chriſten behandeln ſollte und richtete deshalb ein amtliches Schreiben an den Kaiſer Trajan. Dieſe Verlegenheit des gewiegten Staatsmannes und ſeine gänzliche Unwiſſenheit in Sachen der chriſtlichen Lehre iſt der ſtärkſte Beweis, daß in den Kreiſen der römiſchen Gelehrten und Beamten das Chriſtenthum ſelbſt zu Anfange des zweiten Jahrhunderts eine gänzlich unbekannte Sache war. Wäre es nicht ſo geweſen, ſo hätten die heidniſchen Schriftſteller jener Zeit gewiß der neuen Religion in ihren Schriften gedacht; aber einige ganz kurze und zum Theil ſehr alberne Notizen abgerechnet, ſchweigen ſie darüber. Wol wuchs das Senfkorn, aber es wuchs in der Stille und ſehr allmählig und erſt nach 3, 4, 5 Jahrhunderten war es ein großer Baum geworden.

Ganz ähnlich ging es in der mittelalterlichen Miſſion. Trotzdem man in dieſer Zeit das Wort oft nicht beachtete: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“ und mit Mitteln weltlicher Macht in den Kampf ging, ſo vermochte man doch nicht das Geſetz des ſenfkornartigen Wachsthums außer Kraft zu ſetzen. Man taufte zwar damals oft die Heiden zu Tauſenden; aber je mehr man die äußerliche Annahme des Chriſtenthums beeilte, deſto langſamer ging nachher der innerliche Durchſäuerungsprozeß. Immer rächt es ſich, wenn man den Grundgeſetzen des Himmelreiches zuwiderhandelt.

Die Ungeduld der heutigen Zeit vergißt gar zu oft, wie lange es gedauert hat, bis z. B. unſer deutſches Vaterland ein chriſtliches Land geworden. Gemeiniglich ſtellt man ſich die Sache ſo vor, als ob Bonifacius das Werk in 30 Jahren gethan hätte. Aber Bonifacius war lange nicht der erſte deutſche Miſſionar, ſchon 1, 2 Jahrhunderte vor ihm ſind andere thätig geweſen und Bonifacius hat vielfach geerntet, was er nicht geſäet hatte. Dazu war mit der allerdings großartigen Thätigkeit Winfrieds die Evangeliſirung Deutſchlands lange nicht beendet. Auch nach ihm hat es noch Jahrhunderte gedauert, bis das Heidenthum auch nur äußerlich überwunden war. Und wie in Deutſchland, ſo war es in Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Polen, Rußland — überall

dauerte es Jahrhunderte lang bis das Senfkorn zum Baume geworden war.

Wie thöricht iſt es alſo, von der Miſſion der Gegenwart zu verlangen, daß ſie die Heidenvölker im Sturmſchritt für das Chriſtenthum erobern ſoll. Wir befinden uns noch immer im Anfangsſtadium mit unſrer heutigen Miſſionsthätigkeit. Abgeſehen von früheren vereinzelten Verſuchen treibt die evangeliſche Kirche erſt ſeit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, alſo noch nicht hundert Jahre lang, im Ernſt und erſt allmählig in immer umfaſſenderer Weiſe Miſſion. Die großen Miſſions-Geſellſchaften Englands, Amerikas und Deutſchlands ſind erſt in dem Zeitraum von 1792 bis 1859 und zwar nach und nach ins Leben getreten. Es liegt alſo in der Natur der Sache, daß auf den meiſten Miſſionsgebieten die Zahl der Chriſten der heidniſchen Bevölkerung gegenüber noch eine geringe ſein muß und braucht uns ganz und gar nicht in Erſtaunen zu ſetzen, wenn es manchen Reiſenden der Neuzeit geht, wie den heidniſchen Schriftſtellern des erſten Jahrhunderts, daß ſie nämlich behaupten, von einem Erfolge der Miſſion ſo gut wie nichts wahrgenommen zu haben. Die Leute haben eben kein Auge und kein Verſtändniß für das langſame Wachsthum der jungen Saat. Wenn am Ende des 20. Jahrhunderts unſre Nachkommen die Geſchichte der heutigen Miſſion ſtudiren werden, ſo werden ſie den Vorwurf der Erfolgloſigkeit, den man ſo oft in feindlicher oder gedankenloſer Weiſe im 19. Jahrhundert ihr gemacht hat, gerade ſo unbegreiflich finden, wie wir es unbegreiflich finden, wenn man die Miſſion des erſten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung erfolglos nennen wollte, weil die Zahl der Chriſten damals eine noch verhältnißmäßig kleine war. Gewiß — der Same wuchs langſam; aber er wuchs unaufhaltſam und ſeine Frucht wurde immer neuer Same. So klein auch am Ende des erſten Jahrhunderts die Minorität der Chriſten war, dieſer Minorität gehörte die Zukunft; die römiſche Macht und die griechiſche Weisheit mochte ſie noch ſo verächtlich behandeln. So bildet auch heute die Zahl der Chriſten z. B. in Indien und China nur eine ſehr kleine Minorität — auf den Südſeeinſeln, in der Minahaſſa, in Madagaskar, Weſtindien, Grönland ꝛc. ſteht es ſchon weit anders! — aber auch auf dem Miſſionsgebiete der Gegenwart gehört dieſer Minorität die Zukunft. In dem Samenkorn ſelbſt liegt die Garantie des Wachsthums. Nur, meine lieben Freunde, müſſen

wir ein wenig warten lernen, bis das Senfkorn ſich zum Baum entwickelt hat. „Siehe ein Ackermann wartet auf die köſtliche Frucht der Ernte und iſt geduldig darüber, bis er empfange den Morgenregen und Abendregen“, ſagt der praktiſche Jacobus. Iſt „das Himmelreich gleich einem Senfkorn, das ein Menſch nahm und ſäete es auf ſeinen Acker“ — ſo müſſen die Bürger des Himmelreichs auch mit Geduld ſein Wachsthum abwarten. Das iſt die praktiſche Folgerung, die aus dem Gleichniſſe des HErrn ſich ergiebt. Die Geduld iſt eine der vornehmſten Tugenden, die ein Miſſionar und ein Miſſionsfreund braucht, denn die Miſſion iſt ein Geduldswerk. Dieſe Wahrheit wird leider viel zu viel außer Acht gelaſſen, daher müſſen wir ihr noch ganz beſonders unſre Betrachtung widmen.

Den Corinthern gegenüber mußte der Apoſtel Paulus einſt ſeine apoſtoliſche Würde beweiſen, weil dieſelbe von gewiſſen Gegnern in Zweifel gezogen wurde. Dieſen ihm förmlich aufgenöthigten Beweis, der ſich faſt durch den ganzen zweiten Brief hindurchzieht und beſonders das 10. bis 12. Kapitel ausfüllt, ſchließt der Apoſtel mit den Worten: „Es ſind ja eines Apoſtels Zeichen unter euch geſchehen, mit aller Geduld, mit Zeichen und mit Wundern und mit Thaten“ gleich als in einer Summa ab. „Ich bin ja“, ſagt er, „als Apoſtel auch unter euch legitimirt“. Wodurch? Durch Zeichen, Thaten und Wunder, die durch mich unter euch geſchehen ſind? Ja — auch durch dieſe, aber nicht zuerſt und nicht hauptſächlich durch ſie; „ich bin als Apoſtel legitimirt zuerſt durch alle Geduld“, wie er auch ſchon im 6. Kapitel deſſelben Briefes geſchrieben: „laſſet uns beweiſen als die Diener Gottes — zuerſt — in großer Geduld“. Iſt das keine überraſchende Beweisführung? Hätten wir nicht die Zeichen und Thaten und Wunder vorangeſtellt? Hätten wir überhaupt unter die Legitimationszeichen eines Apoſtels die Geduld mit aufgenommen? „An der Kralle erkennt man den Löwen“ ſagt ein bekanntes Sprichwort. Ein kleiner Zug von vielen Bibelleſern überſehen, und welch einen Blick läßt er uns thun in das innere Leben dieſes Helden, der als Mann in Chriſto, als Arbeiter in ſeinem Reich, als Streiter in ſeinen Kämpfen kaum ſeines Gleichen hat! Die Geduld iſt ihm das erſte Legitimationszeichen ſeiner apoſtoliſchen Würde! Zeigt uns nicht dieſer Eine Zug, welch ein gereifter Chriſt, welch ein ſeinem himmliſchen Vater ähnliches Kind, welch ein in der Nachfolge ſeines

Heilandes wandelnder Jünger, welch ein zum Apostelamt geeignetes Werkzeug dieser Paulus war?

Es ist alles groß, unendlich groß an Gott, aber am größesten will mir doch immer die Geduld vorkommen, die seine Liebe übt, daß er so lange warten kann bis er richtet und sein Herrlichkeitsreich aufrichtet, daß er nicht müde wird, uns zu tragen mit unausdenklicher Langmuth und daß seine Gaben und seine Berufungen ihn nicht gereuen! Ja, die Geduld Gottes achtet für eure Seligkeit. Dies Sprüchlein hat St. Paulus wohl begriffen und zugleich das andere geübt: „Darum seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist".

Und wie ist er durch seine Geduld in der Nachfolge Jesu gewandelt. Ich will nicht darauf das Hauptgewicht legen, daß der Heiland gegen seine Feinde und Versucher so geduldig war, daß er für den unfruchtbaren Weinstock Fürbitte einlegte, um ihn noch einmal zu umgraben und zu bedüngen — mit welcher Geduld mußte Jesus selbst seine Jünger tragen! Drei Jahre lang hatte er sie seines vertrauten Umganges gewürdigt und wie das kein Andrer konnte die Geheimnisse des Himmelreiches ihnen kund gethan und als er ihnen das Wort vom Kreuz verkündete, da „vernahmen sie der keins und die Rede war ihnen verborgen und wußten nicht, was das gesagt war". Konnte er da die Geduld nicht verlieren? Ein Wort hat uns die evangelische Geschichte aufbewahrt, welches uns ahnen läßt, wie schwer es dem Eingebornen vom Vater hat müssen werden, daß er so lange im Fleisch mußte bleiben und die Reife seiner Jünger so langsam vor sich ging, das Wort, das nicht an seine Feinde, sondern an seine liebsten Freunde gerichtet ist: „O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich noch bei euch sein?" Wie die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, so erschien in Christo auch die Geduld Gottes und — „ein Beispiel hat Er uns gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen".

Nun, Paulus kannte diese Fußstapfen nicht blos, er wandelte darin. Leset nur 2 Cor. 11 und 12 — welch ein Wandel in Geduld! Auf dem Acker seines natürlichen Herzens war diese Geduld nicht gewachsen, sie mußte eine Frucht des heiligen Geistes sein, der über den einstigen Saulus ausgegossen war wie über die andern Apostel, eine Frucht des verborgenen Umgangs mit dem erhöheten Jesus, der ersetzte, daß er in den Tagen seines Fleisches nicht mit ihm gewandelt war. Diese Geduld bewies mehr als alle

Wunder, die Paulus that, daß der HErr aus ihm nicht nur einen im Heiligungsleben gereiften Jünger, sondern auch einen für die Pflanzung und Pflege seines Weinbergs geschickten Apostel gemacht hatte.

Bis auf diesen Tag hat die Geduld den Charakter eines solchen Beweismittels. Sage mir, ob du Geduld hast und ich will dir sagen, ob du vom Geiste Gottes erfüllt bist. Doch in dieser Allgemeinheit wollen wir jetzt von der Geduld nicht reden. Paulus legitimirte sich durch sie als Apostel. Die Geduld ist ganz speciell eine Legitimation zum Missionsberuf. Nicht durch Zeichen, Thaten und Wunder, sondern vor allem durch Geduld beweist sich der Missionsarbeiter und zwar der Missionar sowol als der Missionsfreund. Beiden gilt: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen". Indeß die Geduldswege, die der Missionar zu gehen hat von den Schulbänken des Missionsseminars an bis sein Haar ergraut ist im Missionsdienste unter den Heiden, will ich jetzt nicht mit euch durchgehen. Mir kommt es vornämlich darauf an, die Missionsfreunde daheim zur Geduld zu ermahnen.

Wir leben jetzt in einer rastlos eilenden Zeit, deren Signatur der Dampf, ja der Electromagnetismus geworden ist. „Wir eilen schnell dahin als flögen wir davon". Auch unser politisches Leben krankt an dieser Fieberhast. Man baut schnell, sehr schnell — aber ob auch das Fundament solid ist und das Gebäude nicht etwa einen großen Fall thun wird?? Wie es nun so mit den Zeitmächten geht — sie erfüllen die Atmosphäre, die man athmet und beeinflussen auch die christlichen Kreise. Auch da möchte man, daß es mit Dampf gehe, will schnelle und große Erfolge sehen. Wir haben ja Missionen, wo es bereits eilends zu gehen anfängt, z. B. in Madagaskar, unter den Karenen, Kolhs und den Insulanern der Südsee! Aber all das ist vielen Missionsfreunden nicht genug, sie möchten, daß es in Indien, Westafrika, China ꝛc. auch so gehe, und es stehen diese Missionen, in denen es nach einem langsameren Tempo geht, nicht in Gunst und es bedarf oft vieler Ueberredungskunst und des Steckens des Treibers um die müden Hände zu stärken.

Geduld, lieben Freunde, Geduld thut euch noth. Auch in dem dampfbewegten 19. Jahrhundert bleibt es dabei, daß ein Christ, ein Mensch ist, der warten kann. Weil heut alles mit Dampf geht, muß deshalb etwa auch das Reich Gottes seine Senfkornart

verlieren? Aber es ist kein Reich von dieser Welt und nicht die Zeit- sondern die Ewigkeitsmächte herrschen in ihm. Mag sich heutzutage vieles wandeln, das Himmelreich behält seine Natur. Hier wird nicht nach Jahren, auch nicht nach Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten gerechnet. Nur Geduld. Es ist nichts versäumt. Es werden auch in der heutigen Mission die Stunden Gottes kommen, da es eilends geht. Die Christianisirung der Völker wird sich vollziehen in steigernder Progression, wie ein Kapital sich vermehrt, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird. Vergessen wir nur nicht, daß wir noch beim Grundlegen sind und daß es sonderlich in der Mission heißt: „Der Eine säet, der Andere schneidet". Es gehört die Arbeit von Generationen dazu, daß „das Evangelium vom Reich gepredigt werde allen Völkern, ihnen zum Zeugniß". Die Sturmfortschritte und die Siebenmeilenstiefelentwicklungen halten nicht Stand. Also Fuß beim Maal gehalten und weiter gearbeitet in treuer Ausdauer — unsre Arbeit ist nicht vergeblich, selbst wenn die Frucht, die wir ernten noch nicht allzugroß ist; unsere Kinder werden schneiden, wo wir gesäet haben.

Geduld heißt Ausdauer, Treue. Es ist ein durch Mark und Bein gehendes Wort: „ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen hast". Wann hat Gott etwas wider einen Menschen? Nicht blos wenn er die oder die Sünde begeht, sondern wenn er die erste Liebe verläßt, d. h. wenn er nicht ausdauernd, nicht treu ist. Gott hat dann etwas wider dich. Und wenn Gott wider dich ist, wer soll für dich sein? Fort darum mit der Strohfeuer-Missionsliebe, beweisen wir uns als Missionsfreunde „in aller Geduld". Geduld ist nicht Trägheit, sondern Ausdauer in der Arbeit, Ausdauer im Gebet, Ausdauer in den Gaben, Ausdauer in der Liebe, Ausdauer in der Hoffnung; die Kraft solcher Ausdauer aber ist der Glaube. Paulus war ein Mann der Geduld, weil er ein Mann des Glaubens war. Unsre Ungeduld kommt zumeist aus dem Unglauben. Glauben wir im Ernst, daß Gott treu ist und seine Verheißungen hält, so macht das auch uns treu, daß wir die Flinte nicht ins Korn werfen.

An Verheißungen fehlt es der Mission wahrlich nicht. Bleiben wir nur bei dem Gleichniß vom Senfkorn stehen. Als von einer ihm ganz gewissen Sache sagt der Heiland: „wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zwei-

gen". Aus dem Kleinſten ſoll das Größte werden hat alſo der HErr verheißen. Und was er zugeſagt, das hält er gewiß. Wir können das ja heute deutlich genug ſehen. Das Senfkorn iſt gewachſen. In zwei hinter uns liegenden abgeſchloſſenen Miſſionsperioden iſt es ein Baum geworden, unter deſſen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. „Sehen wir nach achtzehn Jahrhunderten zurück auf das, was aus dem einſt ſo unſcheinbar gepflanzten Senfkorn des Himmelreichs geworden iſt, ſo müſſen wir erſtaunen über den Baum, der daraus hervorgewachſen und der jetzt ſchon ſeine Aeſte über alle Welttheile ausbreitet und Menſchen aller Völker, Sprachen und Länder unter ſeinen Schatten ſammelt. Wer eine Anſicht davon hat wie das Chriſtenthum über die ganze Erde verbreitet, unter allen Himmelsſtrichen in allen Welttheilen da iſt und die Urkunden deſſelben, die heiligen Schriften des alten und neuen Teſtaments in den Sprachen faſt aller Völker geleſen werden — der muß erkennen, daß das unſcheinbar gepflanzte Senfkorn des Himmelreichs aufgewachſen iſt zum Baum, der die Erde überſchattet. Und doch iſt alles, was bis jetzt geworden iſt, noch nicht das, was da werden ſoll. Das Wort des Gleichniſſes: „wenn es aber erwächſt, iſt es das Größte" wird er dann eigentlich erfüllt und recht verſtanden werden, wenn durch die Erſcheinung der Zukunft des HErrn alle die großen, argen, offenbaren und geheimen Hinderniſſe der Wahrheit und Gottſeligkeit hinweggeräumt ſind und dem Himmelreiche von neuem auf Erden ſo Raum und Weite gemacht iſt, daß es ſich nach allen Seiten hin ungehemmt ausbreiten und mit ſeinem Lichte und Frieden alle Nationen beſeligen kann. Das wird geſchehen. Das Iſrael nach dem Fleiſch, dieſer unter alle Nationen verbreitete Zeuge Gottes und ſeiner Worte wird von ſeiner Blindheit geneſen zum Lichte des Glaubens und der Erkenntniß und wird mit Blicken des Glaubens und der Anbetung den anſehen, den ſeine Väter durchſtochen haben und es werden den HErrn loben alle Heiden und ihn preiſen alle Völker. Halleluja!" (Menken.)

Angeld genug, daß ſolches geſchehen wird, giebt uns auch die Miſſion der Gegenwart. Wie iſt doch bereits in der Heimath wie auf dem Miſſionsfelde aus dem Senfkorn ein Baum geworden. Als im Jahre 1798 in Oſtfriesland ein Miſſionsverein zuſammentrat, da konnte ſich das ein damaliger Profeſſor der Theologie nicht anders erklären, als daß in jenen Winkel die deutſche Bildung noch nicht gedrungen. Und heute giebt es keine Ephorie, die nicht wenig-

ſtens einen Miſſionsverein und ein Miſſionsfeſt hätte! Vor etwa 85 Jahren fand auf der Generalſynode der ſchottiſchen Kirche die erſte berühmt gewordene Debatte über die Miſſion ſtatt. Es lag ein Antrag zweier Presbyterien vor: „Hochwürdige Synode möge das Evangelium zu den Heiden ſenden". Dieſer Antrag wurde als ſchwärmeriſch, fanatiſch, arrogant, revolutionär, gefährlich und abſurd bezeichnet. Der alte Dr. Carlyle, der den Beinamen „der Donnerer Jupiter" trug, ſprang erregt auf und ſagte in der größten Erregung: „ich habe 50 Jahre in dieſer Synode geſeſſen, aber ein lächerlicherer Antrag iſt mir in dieſer langen Zeit niemals zu Ohren gekommen". Da erhob ſich der ehrwürdige Dr. Eskine und ſprach leuchtenden Auges und feurigen Herzens: „Präſes, reichen Sie mir die Bibel, wollen Sie?" Und dann las er mit mächtiger Stimme: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur". Dieſe Worte fielen wie ein Donnerſchlag in die Verſammlung. Und heute? Heute feiert ganz Schottland den jüngſt heimgegangenen Miſſionar Dr. Duff als einen ſeiner größeſten Männer, Dr. Livingſtone hat es ein Denkmal und für die Miſſionswiſſenſchaft einen Lehrſtuhl errichtet! „In unſrer jetzigen Situation", ſagte 1875 in ſeiner Eröffnungsrede am Jahresfeſt der großen Londoner Miſſions-Geſellſchaft der Präſes, „in unſrer jetzigen Situation haben wir kaum noch einen Begriff von den Schwierigkeiten, welche die edlen Gründer dieſer Geſellſchaft zu überwinden hatten. Da war die Feindſchaft und der Unglaube der Welt; die Eiferſucht und das Mißtrauen der Regierung; die Oppoſition der Preſſe; die Sklaverei und der Sklavenhandel; und zu dem allen die Apathie, Kälte und Ungläubigkeit der Kirche. Wie viel haben wir Urſache zum Dank, daß ſich dies alles ſeitdem geändert hat. Sklaverei und Sklavenhandel ſind im Großen und Ganzen beſeitigt; die Kirche hat ſich aufgerafft zu Thätigkeit und Eifer, die Preſſe hat ihren Ton geändert und ſpricht zu unſern Gunſten; die heutige Regierung nimmt keinen Anſtand in ihren Blaubüchern ihre Schuld gegen die chriſtlichen Miſſionen anzuerkennen als gegen einen Dienſt, der den Frieden, das Glück und die Wohlfahrt des indiſchen Reiches im Auge habe".

Wie haben ſich ſeit 1792 die Miſſions-Geſellſchaften gemehrt. Aus dreien ſind ſeitdem über 60 geworden. Die noch nicht 200 Miſſionare, die es zu Anfang dieſes Jahrhunderts gab, ſind zu 2300, die jährlichen Einnahmen von nicht ½ Million Mark zu

faſt 24 Millionen herangewachſen. Ueberall ſind die Miſſionshäuſer zu klein geworden. Jede einzelne Miſſions-Geſellſchaft iſt ein Exempel für die Wahrheit unſres Gleichniſſes, daß das Senfkorn zum Baume wächſt. In dieſem Jahre feiert die Rheiniſche Miſſions-Geſellſchaft ihr 50jähriges Jubiläum. Im Jahre 1829 hatte dieſe Geſellſchaft 4 Miſſionare; heut ſtehen in ihrem Dienſte 69. Damals betrug ihre Einnahme 25,000 Mark, heut 340,000! Im Laufe der 50 Jahre ſind in beſtändiger Steigung etwa 8 Millionen Mark vereinnahmt und gegen 30,000 Heiden durch den Dienſt ihrer Boten in die Kirche Chriſti aufgenommen worden. Als die Kirche von Schottland 1833 ihren dritten Miſſionar nach Indien ſchickte, ſchrieb Dr. Inglis an Dr. Duff in großer Freude, man könne jetzt auf eine Jahreseinnahme von 24,000 Mk. rechnen. Da antwortete Duff: „laſſen Sie nicht 24,000 Mk. die höchſte jährliche Summe ſein, ſetzen Sie vielmehr 200,000 Mk. als die niedrigſte Einnahme und ſteigen Sie von dieſer Summe immer höher". Als ein Mitglied des Vorſtandes dieſe Worte las, ſchrieb er an den Rand des Briefes: „was? iſt der Mann verrückt geworden? hat die indiſche Sonne ihm den Kopf verbrannt?" Nun — heute beträgt die Jahreseinnahme allein der ſchottiſchen Freikirche für die Miſſion über 1 Million Mark! In ähnlicher Weiſe iſt das Werk der meiſten übrigen Miſſions-Geſellſchaften gewachſen.

Und werfen wir einen Blick in die Heidenwelt; welche Veränderung iſt im Laufe von 60, 70 Jahren z. B. auf den meiſten Inſelgruppen Ozeaniens vor ſich gegangen. Vor 3 Jahren feierte man auf den Tongainſeln das 50jährige Jubiläum der Chriſtianiſirung dieſer Inſeln. Bei dieſer Gelegenheit ſagte der König dieſer Inſeln unter anderm: „ich habe nicht nöthig zu erzählen, denn ein jeder von uns weiß es, wie tief in Sklaverei unſer Vaterland vor 50 Jahren verſunken war; heute ſind wir frei. Wem danken wir dies? Dem Evangelium. Ihr wißt wie Tonga bedeckt war mit heidniſchen Tempeln! Wer hat ſie zerſtört? Das Evangelium. An ihrer Stelle ſehen wir heut aller Orten Kapellen und Kirchen, in denen durch einheimiſche Geiſtliche das Wort Gottes gelehrt und das Brot des Lebens geſpendet wird. Es würde mir an Zeit gebrechen, wollte ich näher auf die verſchiedenen kirchlichen Inſtitute, die bisher eingerichtet ſind, ſo wie auf die Schulen, von den Volksſchulen bis hinauf zur Induſtrieſchule und dem Gymnaſium eingehen; ich will heute nur öffentlich anerkennen, daß wir dies alles dem

Evangelium verdanken. Ja wir haben viel Grund zur Freude und Dankbarkeit". Welches Wachsthum des Miſſionsſenfkorns in Indien! Anfang dieſes Jahrhunderts war das Land der evangeliſchen Miſſion noch ſo gut wie verſchloſſen und heut verkündigen neben 600 europäiſchen Miſſionaren bereits 400 eingeborne ordinirte Evangeliſten dort das Wort vom Kreuz; chriſtliche Schulen, niedere wie höhere ſind über das ganze Land zerſtreut; tauſende von chriſtlichen Schriften werden in allen Sprachen der Eingebornen jährlich verbreitet und etwa 400,000 Seelen ſind in chriſtliche Gemeinden geſammelt. Und welcher Fortſchritt in Afrika! Ganz abgeſehen von Madagaskar, wo bereits eine chriſtliche Volkskirche in der Bildung begriffen iſt — wie feſten Fuß hat das Evangelium im Weſten und Süden des ſchwarzen Erdtheiles gefaßt und mit welcher Energie dringt es jetzt in den Oſten ein. Nehmt nur z. B. die Basler Miſſion auf der Weſtküſte, die im Jahre 1827 begonnen wurde. Nach 30 opferreichen Jahren hatte man erſt 367 Chriſten gewonnen und heut beläuft ſich ihre Zahl auf mehr als 3000. 1829 landeten die erſten Boten der Rheiniſchen Miſſions-Geſellſchaft in Südafrika und heute nach noch nicht ganz 50 Jahren hat dieſe Geſellſchaft daſelbſt in 3 Miſſionsprovinzen: der Kapcolonie, dem Groß-Namaqua- und dem Hererolande auf 30 Stationen mehr als 14,000 Chriſten aus den Heiden in ihrer Pflege! Das ſind nur einige von den vielen thatſächlichen Beweiſen, daß das Senfkorn überall wächſt auch auf dem Miſſionsacker, in den es geſäet wird.

Was folgt daraus? Daß wir aufhören ungeduldig zu werden und uns über Mangel an Erfolg zu beſchweren. Was uns der HErr von Erfolg bereits ſehen läßt, muß uns Muth machen zu glauben, daß auch das gewiß geſchehen werde, was von ſeiner Verheißung noch ausſteht. Gott hat ſeine Weile und Eile. Wenn die Stunden ſich gefunden, bricht die Hilf' mit Macht herein. Wer glaubt, der flieht nicht. „HErr mehre uns den Glauben". Amen.

XVI. Der Prozeß der Durchſäuerung.

„Ein anderes Gleichniß redete er zu ihnen: Das Himmelreich iſt einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm, und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchſäuert ward". Matth. 13, 33.

Dies Gleichniß iſt wieder eins von den Worten, die uns recht deutlich zeigen, wie ſehr der Heiland die Kunſt verſtand, mit wenig Worten viel zu ſagen. Zeichnete er im Gleichniß vom Senfkorn mit wenig Strichen die Ausbreitungsgeſchichte des Chriſtenthums, ſo charakteriſirt er uns im Gleichniß vom Sauerteig mit ein paar Worten die Culturgeſchichte deſſelben, das Wort in tieferem Sinne verſtanden. Wie das Himmelreich nach außen langſam aber unaufhaltſam wächſt, ſo wirkt es nach innen verborgen aber alles durchdringend. Wie das Senfkorn ſo iſt auch der Sauerteig etwas Unſcheinbares, im Vergleich zu den drei Scheffeln Mehl, in die er gemengt wird, etwas Kleines. Aber gleichwie in dem Senfkorn die Trieb- und Wachsthumskraft des Samens liegt, ſo durchdringt der Sauerteig, in Kraft ſeiner Naturart wenn auch den Augen verborgen und erſt durch die Wirkung erkennbar das ganze Mehl und läßt nicht nach, bis die ganze Maſſe durchſäuert und ſeines Geſchmacks theilhaftig gemacht worden iſt. Dies iſt der Grundgedanke des Gleichniſſes. Wir brauchen nicht in geiſtreich ſpielender Weiſe die 3 Scheffel Mehl auszudeuten, als ob ſie die 3 Grundſtämme der Menſchheit: die Semiten, Hamiten und Japhetiten oder den einzelnen Menſchen nach Leib, Seele und Geiſt oder das Gemeinſchaftsleben der Menſchen in Familie, Staat und Kirche bedeuteten. Wir brauchen uns auch den Kopf nicht zu zerbrechen, wer mit dem Weibe gemeint ſei, ob der heilige Geiſt oder die chriſtliche Kirche oder ob es nur deshalb im Gleichniß ſtehe, weil das Geſchäft des Säuerns gemeiniglich von Frauen beſorgt wird — der angegebene Grundgedanke iſt tief und weit genug, um auch ohne ſolche Deutungen das Gleichniß ſo inhaltsvoll zu machen, daß der Ausleger nimmer es zu erſchöpfen vermag.

Wenig beachtet, von den Großen der Erde entweder ignorirt oder mitleidvoll belächelt oder heftig bekämpft trat das Chriſtenthum in die Welt und in die Weltgeſchichte ein. Nur Wenige merkten es, da es als ein kleiner Sauerteig in die große Menſchheit gemengt wurde. Aber es dauerte nicht lange ſo gab es eine Gährung. Schon als der Sohn Gottes noch im Fleiſch wandelte auf Erden, brachte ſein Wort im jüdiſchen Volke eine Bewegung, einen Kampf, ein Leben hervor. Seine Worte und Werke regten aller Orten die Maſſe auf, in der die Einen für, die Andern wider ihn Stellung nehmen; die Einen geändert, die Andern verhärtet wurden. Und dieſe Gährung ging fort, als die Apoſtel mit feurigen Zungen die großen Thaten verkündeten; ſie ging fort unter den Juden und griff Platz unter den Heiden. Allenthalben, wohin der Apoſtel Paulus kam, gab es bald eine ſolche Gährung, ſo daß von ihm und ſeinen Begleitern geſagt werden konnte: „dieſe, die den ganzen Weltkreis erregen, ſind auch hierher gekommen". Und je weiter das Evangelium ſich ausbreitete und je tiefer in das Volk es eindrang, deſto gewaltiger wurde dieſe Gährung; die Heiden bekämpften es in Wort und Schrift; Miſchlehren entſtanden, die chriſtliche Wahrheiten und heidniſche Philoſophie mit einander vermengten; man griff zu Feuer und Schwert, um die weitere Ausbreitung und Wirkſamkeit der neuen Religion durch Gewalt zu hindern. Und damit nicht genug. Das Chriſtenthum bewirkte eine große Umänderung; zuerſt eine wenig beachtete nur in den kleinen Kreiſen der Chriſten, dann über dieſe hinaus eine immer mehr in die Augen fallende im ganzen Volksleben. Die Grundgedanken des Evangelii zogen mit Nothwendigkeit ihre Conſequenzen im Leben; die chriſtlichen Lehren konnten nicht iſolirt bleiben, ſondern mußten nach und nach die ganze Geſellſchaft beeinfluſſen. So brachen ſich neue ſittliche Anſchauungen Bahn, neue Tugenden traten zu Tage, die Ehe, das Familienleben geſtaltete ſich um, die Sklaverei hörte auf eine allgemeine zu ſein, andre Rechtsanſchauungen kamen zur Geltung. Und zwar das alles nicht auf dem Wege der Gewalt, nicht plötzlich, auch nicht ohne Trübungen, Zerrbilder und Rückfälle — aber unaufhaltſam, in Kraft der dem Evangelio innewohnenden Sauerteigsnatur.

Es iſt lehrreich, wenigſtens einen flüchtigen Blick in dieſen Durchſäuerungsprozeß zu werfen, wie er ſich in der erſten Miſſionsperiode vollzog. Wir folgen dabei der Darſtellung eines trefflichen

Buchs: „Der Kampf des Chriſtenthums mit dem Heidenthum“ (von Dr. Uhlhorn), welches in dem Kapitel I, 3: „die Chriſten“ den geſchichtlichen Beweis für die die alte Welt umgeſtaltenden Wirkungen des jungen Chriſtenthums führt. „Niemals im ganzen Laufe der Weltgeſchichte haben zwei ſo ungleiche Mächte einander gegenüber geſtanden wie das antike Heidenthum und das junge Chriſtenthum; der römiſche Staat und die chriſtliche Kirche. Wahrlich hier ſteht das ſcheinbar Kleinſte dem ſcheinbar Größten gegenüber. Vergegenwärtigen wir uns die ungeheure Macht, die im römiſchen Reiche zuſammengefaßt iſt, denken wir nicht blos an die materiellen Mittel des Staats, erinnern wir uns auch, daß das Heidenthum das ganze Leben im Beſitz hat, den Staat und die Familie, das öffentliche und das häusliche Leben erfüllt, alle Bildung beherrſcht und vergeſſen wir nicht, welche zähe Kraft einem ſeit Jahrhunderten herrſchenden Cultus innewohnt. Stellen wir dem die chriſtliche Kirche in ihren Anfängen gegenüber, die von dem allem gar nichts beſitzt, weder Staatsmacht noch Schätze, weder Kunſt noch Wiſſenſchaft, ein kleiner Haufe nach dem Urtheile der Welt ungebildeter Menſchen, Fiſcher, Zöllner, Teppichweber, die nichts haben als das Wort vom Kreuz, die Botſchaft, daß der verheißene Meſſias erſchienen iſt, daß in dem Gekreuzigten und Auferſtandenen das Heil da iſt für alle Völker“. Aber „ihr ſeid das Salz der Erde“ hatte der HErr zu ſeinen Jüngern geſagt und „das Himmelreich iſt gleich einem Sauerteig“. So dauerte es denn gar nicht lange und das Salz begann zu ſalzen, der Sauerteig zu ſäuern. Die Glaubensgewißheit, die aus den Chriſten ſprach; der Ernſt, mit dem ſie ihre Religion ausübten; die Liebe, die ſie unter einander bewieſen; die Werke der Barmherzigkeit, die ſie thaten; die Freudigkeit, mit der ſie für ihren Glauben ſtarben; das alles konnte nicht ohne Eindruck und Einfluß auf die Heiden bleiben. Aber das Leben der Chriſten wirkte nicht blos miſſionirend, es wurde auch der Same einer Wiedergeburt der alten Welt. „Bei uns“, ſagt ein alter Vertheidiger des Chriſtenthums, „bei uns könnt ihr Unwiſſende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn ſie auch den heilſamen Einfluß der chriſtlichen Lehre nicht mit Worten zu beweiſen im Stande ſind, doch den heilſamen Einfluß der aus derſelben fließenden Geſinnung mit der That beweiſen“. „Wir, die wir einſt der Wolluſt dienten, ſchreibt ein anderer, ſtreben jetzt nach Sittenreinheit. Wir, die wir die Zauberkünſte trieben, haben uns dem guten und ewigen Gotte geweiht.

Wir, die wir den Geldgewinn einſt mehr als alles liebten, theilen jetzt, was wir beſitzen, mit allen und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einſt einander gegenſeitig haßten und mordeten, die wir die aus fremden Völkern Stammenden wegen der Verſchiedenheit der Sitten nicht in unſer Haus aufnehmen wollten, tragen nach der Erſcheinung Chriſti kein Bedenken, mit ihnen zuſammen zu leben. Wir beten für unſre Feinde, wir ſuchen die uns mit Unrecht Haſſenden zu überzeugen, damit ſie nach den herrlichen Lehren Chriſti leben und dadurch die freudige Hoffnung gewinnen möchten, einmal daſſelbe wie wir von dem allmächtigen Gott zu empfangen". Der Kirchenlehrer Tertullian kann unter Berufung auf die Akten der Gerichtsverhandlungen an die Heiden ſchreiben: „Täglich habt ihr zu Gericht zu ſitzen und Urtheile zu fällen über Verbrecher der mannigfachſten Art. Wer von dieſen zählt zu den Chriſten? Die Eurigen ſind es, welche die Gefängniſſe, die Bergwerke bevölkern. Da findet ſich kein Chriſt und iſt einer da, ſo iſt er es eben, weil er ein Chriſt iſt". Der chriſtliche Glaube erzeugte nothwendigerweiſe eine neue Sittlichkeit und je ſchöner dieſe Sittlichkeit ſich darſtellte im täglichen Leben der Chriſten, deſto kräftiger waren ihre Sauerteigswirkungen.

Mit innerer Nothwendigkeit legte ferner das Chriſtenthum ganz neue Fundamente für das menſchliche Gemeinſchaftsleben: es erfüllte die Ehe mit einem neuen Geiſte, gab dem Weibe wieder ſeine gottgewollte Stellung, ſchuf eine wirkliche Kindererziehung und regenerirte ſo das geſammte Familienleben. Das Evangelium ſtellt die Seele des Weibes der des Mannes gleich, daher „iſt hier nicht Mann noch Weib". Die Ehe iſt ein Abbild des Verhältniſſes Chriſti zur Gemeinde, daher wird die Liebe das Band, das die Gatten umſchließt. Die Vielweiberei mußte vor dieſem neuen Geiſte weichen. Das Weib, bisher die Sklavin oder das rechtloſe Eigenthum wurde wieder die Gehilfin des Mannes; Keuſchheit und Demuth die ſchönſten Frauentugenden; Einfachheit in Kleidung und Lebensweiſe herrſchte in dem chriſtlichen Hauſe. „Was für Frauen finden ſich unter den Chriſten" ruft ſelbſt der Heide Libanius aus. Die Väter blieben nicht mehr die bloßen Beſitzer der Kinder, die mit ihnen machen konnten, was ſie wollten. Kinder auszuſetzen galt als Mord. Die Chriſten ſahen in ihren Kindern, auch in den ſchwächlichen vielmehr eine Gabe Gottes und wußten, daß man ſie in der Zucht und Vermahnung zum HErrn aufzuziehen hatte. Noch völliger geſtaltet das Chriſtenthum das Ver-

hältniß zwiſchen Herren und Sklaven um. Zwar es beſeitigte die Sklaverei weder mit Gewalt noch mit einem Schlage. Aber die allen Menſchen erſchienene heilſame Gnade Gottes erklärte: „Hier iſt kein Knecht noch Freier; ihr ſeid allzumal Einer in Chriſto“. Dieſer Gedanke war der Sauerteig, der allmählig die wirkliche Sklavenbefreiung bewirkte, nachdem er vorher eine beſſere Sklavenbehandlung herbeigeführt. Damit im engſten Zuſammenhange ſtand, daß das Chriſtenthum eine neue Anſchauung über die Arbeit zur Geltung brachte. Die Arbeit galt dem Chriſten nicht mehr wie dem Heiden als eine Schande für den freien Mann, ſondern als Gehorſam gegen den Willen Gottes. Die größten Weiſen des Alterthums, Plato und Ariſtoteles, erklärten die Arbeit als etwas, womit ein freier Mann ſich nicht beſchäftigen dürfe, ohne ſich zu erniedrigen; St. Paulus dagegen ermahnte daß Jedermann mit ſtillem Weſen arbeiten und ſein eigen Brot eſſen ſolle und erklärte: „wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen“. Aus dieſem einfachen Satze iſt eine ganz neue wirthſchaftliche Ordnung hervorgegangen, die die chriſtliche Welt von der alten heidniſchen durch eine tiefe Kluft ſcheidet. Erſt das Evangelium hat die Arbeit und den Arbeiter zu Ehren gebracht, das ſollte man in den Kämpfen der Gegenwart doch nicht vergeſſen. Ferner war die alte Welt eine Welt ohne Liebe. Das Gebot der dienenden Liebe war ihr wirklich ein neu Gebot. Wol redete man viel von Großmuth, Freigebigkeit, Gaſtfreundſchaft, aber hinter dieſe Tugenden verſteckte ſich doch nur die Selbſtſucht. Von Selbſtverleugnung hatte das Alterthum ſo wenig eine Ahnung wie von Demuth. Wahre, uneigennützige, ſelbſtverleugnende, in Demuth dienende Menſchenliebe iſt erſt auf dem Boden des Chriſtenthums gewachſen. In dem Leben der erſten Chriſten ſah ſie das erſtaunte Heidenthum. „Sehet“ riefen die Heiden wiederholt aus, „ſehet wie die Chriſten einander lieben“. „Sie lieben ſich, ohne ſich zu kennen“. Und dieſe Bruderliebe erweiterte ſich zur allgemeinen Menſchenliebe. Nicht blos die Glaubensgenoſſen unter den Armen, Kranken, Nothleidenden waren die Schätze der Kirche, ſondern auch an den Heiden bewies ſich die chriſtliche Barmherzigkeit. Als zu Cyprians Zeit in Karthago eine große Peſt wüthete und die Heiden ihre Kranken verließen, und die Leichen ſtatt ſie zu beſtatten auf die Straßen werfen, berief der Biſchof die Gemeinde und redete alſo zu ihr: „wenn wir nur den Unſern Gutes erweiſen, thun wir

nicht mehr, als was die Zöllner und Heiden auch thun. Als ächte Christen müssen wir das Böse durch das Gute besiegen, auch unsre Feinde lieben, auch für die Verfolger beten". Und dann forderte er auf die Kranken zu besuchen und die Leichen zu bestatten. Und die Christen gingen sofort ans Werk. Aehnliches geschah zu Alexandrien während einer Pest zur Zeit des Kaisers Gallienus. Während die Heiden flohen oder die Kranken aus den Häusern stießen, nahmen die Christen sich ihrer an und manche opferten ihr Leben in solchem Dienste. Und das thaten sie, nachdem sie eben noch von den Heiden auf's grausamste verfolgt worden waren! Geordnete Armen- und Krankenpflege, Wittwenversorgung, Waisenhäuser, das alles ist die Frucht der Liebeslehre des Evangeliums, die als ein Sauerteig in der selbstsüchtigen Welt wirkte.

Ich könnte nun noch weiter zeigen, wie die Grundanschauungen des Evangelii allmählig auch die Gesetzgebung beeinflußten, die Kriegführung menschlicher machten, der Wissenschaft und der Kunst einen neuen Geist einhauchten; allein das Gesagte genügt, um deutlich zu machen, daß das Himmelreich und in welcher Weise es einem Sauerteig glich, der drei Scheffel Mehl durchsäuerte.

Es ist in der Mission der Gegenwart nicht anders, als es in der ersten Missionsperiode gewesen: überall bewirkt sie einen Prozeß der Durchsäuerung. So gering auch die Botschaft und die Boten des Evangeliums geachtet werden und so klein ihre Macht erscheint gegenüber dem Coloß des Heidenthums, so dauert es doch nicht lange bis eine Gährung entsteht. Zwar eine Zeit lang bleibt die Masse des Volks gewöhnlich noch gleichgiltig, dann tritt sowol ein Kampf gegen das Christenthum, wie der Versuch einer Vermittlung mit ihm ein. In Indien und China, ja selbst in Japan, so kurz daselbst auch erst die Missionszeit ist, greift man das Christenthum in Wort und Schrift bereits aufs heftigste an und sucht es zum Theil mit ähnlichen Mitteln zu bekämpfen, als es selbst anwendet um sich auszubreiten — ein Beweis, daß das Evangelium Christi bereits eine geistige Macht im Lande geworden sein muß; wäre dem nicht so, so würde man es unbeachtet lassen. Aber noch mehr. Wie im 2. und 3. Jahrhundert Versuche gemacht wurden, das Heidenthum zu beleben durch Herübernahme gewisser christlicher Ideen, und wiederum das Christenthum mit dem Heidenthum zu vermischen durch die Aufnahme von heidnischen Gedanken

in die christliche Wahrheit, so zeigt die neuere Mission bereits jetzt dieselbe Erscheinung. In Indien z. B. hat sich unter den gebildeten Hindu eine Reformpartei gebildet, der sogenannte Brahma Samadsch, die nicht blos die christliche Sittenlehre zu der ihrigen macht, sondern auch die Vielgötterei unbedingt verwirft und von der Person Christi mit hoher Achtung redet. In China hatte der Führer der bekannten Taiping-Rebellion ein entstelltes Christenthum als neue Staatsreligion proklamirt. Auf Neuseeland war die sogenannte Hauhaubewegung ein gräuliches Gemisch mißverstandener christlicher Gedanken mit heidnischen Unsitten. Nur der Unverstand kann in Vorgängen dieser Art Beweise für die Erfolglosigkeit der Mission sehen. Das Umgekehrte ist vielmehr der Fall. Sie sind ein Beweis, daß das Christenthum bereits Einfluß gewonnen hat und daß man sich mit ihm auseinander zu setzen sucht. Sobald der Sauerteig des Evangelii einen Gährungsprozeß bewirkt, da entsteht nicht blos Kampf, sondern es tauchen auch Vermittlungsversuche auf, welche nothwendig Mischungen mit dem Heidenthum und Trübungen des Christenthums herbeiführen, die sich erst nach und nach völlig klären.

Die Sauerteigwirkungen des Evangelii zeigen sich aber noch in viel fruchtbarerer und umfassenderer Weise. Das Christenthum ist nicht eine Summe von Glaubenssätzen und Sittenlehren, die gleichsam in einem Winkel des menschlichen Herzens und Geistes ein für sich abgeschlossenes Dasein führen, sondern es ist Leben, das den ganzen Menschen beeinflußt, das gestaltend und ungestaltend auf seine ganze Lebensweise einwirkt, alle Lebensordnungen durchdringt und alle Lebensgemeinschaften mit seinem Geiste erfüllt. Ein Mensch, der wahrhaft gläubig geworden, unterscheidet sich von einem ungläubigen nicht blos dadurch, daß er andre religiöse Ueberzeugungen hat, sondern daß er ein andres Leben führt. Ein Volk, in welchem das Evangelium Christi wirklich eine geistige Macht bildet, besucht nicht blos die Gottesdienste, sondern es ist auch in seinen gesammten Sitten und Einrichtungen erkennbar anders, als ein solches, welches das Evangelium nicht oder nur als eine äußere Form hat. Das tritt besonders erkennbar auf dem Missionsfelde hervor, sobald man das Sonst mit dem Jetzt vergleicht und die Heiden neben die Christen stellt. Mit dem Christenthum kommt ein Umschwung in materieller, geistiger und sittlicher Beziehung.

Jede Missionsstation wird die Geburtsstätte einer neuen christlichen Cultur. Die Forderung der Keuschheit, die das Evangelium stellt, beseitigt nothwendigerweise das schamlose Nacktgehen und das Zusammenwohnen der Geschlechter im engsten Raum — so wird eine Umgestaltung der Bekleidung und Wohnung herbeigeführt. Schon um der sittlichen Forderung der Wohlanständigkeit willen wird also die Thätigkeit der Leute eine vermehrtere und mannigfaltigere; es wird die Anregung zu allerlei Handwerksarbeit gegeben. Dazu ist die Arbeit überhaupt eine sittliche Forderung des Christenthums. Ueberall bekämpft daher die Mission die Trägheit. Sie erzieht die Naturvölker zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau, vermehrt den Productenreichthum der Länder, bahnt einen soliden Handel an und begründet auf diese Weise auch einen äußeren Wohlstand. So berichtete z. B. im vorigen Jahre der Arzt Casalis über die Pariser Mission unter den Bassuto in Südafrika, die jetzt über 5000 selbständige Kirchenglieder zählt, daß seit 40 Jahren eine völlige Umwandlung stattgefunden. Das Evangelium hat dort nicht nur den Weiberkauf und die Vielweiberei abgeschafft — überall erheben sich neben der Wohnung des Missionars jetzt nette, reinliche Häuschen. Man fängt an sich anständig zu kleiden; weite Strecken Land werden cultivirt; der Pflug ist eingeführt, Wege und Straßen werden gebaut, eine regelmäßige Postverbindung ist eingerichtet; der Handel namentlich mit Mais beträchtlich, so daß der Umsatz jährlich gegen 3 Millionen Mark beträgt. Und so ist es mehr oder weniger in jedem Heidenland, in das das Christenthum Eingang findet.

Ferner bringt das Evangelium ganz neue geistige Bildungselemente unter ein Volk. Es genüge zum Beweise hierfür nur einen einzigen Umstand hervorzuheben. Die evangelische Mission muß überall darauf ausgehen, daß die Bibel sobald als möglich in die Sprache der Eingebornen übersetzt wird. Es ist gar nicht zu sagen was für ein Sauerteig in die Masse eines Volkes kommt, wenn ihm die Bibel in seiner Muttersprache gegeben wird. Mit der deutschen Bibelübersetzung Dr. Luthers beginnt ein ganz neuer Abschnitt unsrer Culturgeschichte. Da natürlich dieser Schatz auch benutzt, die Bibel gelesen werden soll, so wird die Mission mit Nothwendigkeit die Mutter der Schule. Es ist stets der Anfang eines ganz neuen geistigen Lebens für ein Volk, sobald die einfachste Schulbildung in dasselbe eingeführt wird. Und

bei den einfachſten Volksſchulen bleibt es nicht. Die Miſſion braucht eingeborne Gehilfen als Lehrer und Prediger; ſo muß ſie bald auch höhere Schulen errichten. Ihr mögt auf ein Miſſionsgebiet gehen, auf welches ihr wollt, überall werdet ihr die thatſächliche Beſtätigung für dieſe Behauptungen finden. Ihr ſeht, das alles entwickelt ſich mit innerer Nothwendigkeit, es iſt die Kraft des Sauerteigs, dem das Himmelreich gleich iſt. Zugleich ſeht ihr aber auch, wie gedankenlos oder wie lügneriſch das Gerede iſt, das Evangelium Chriſti ſei ein Feind der Cultur, da doch offenbar und am Tage iſt, daß es vielmehr wahre Cultur erzeugt und pflegt.

Wahre Cultur iſt aber freilich mehr als eine blos äußerliche Politur. Es kann Einer die ſchönſten Kleider tragen, in dem prachtvollſt eingerichteten Hauſe wohnen, über große Güter und Geldſummen verfügen, und doch ein ungebildeter, gemeiner Menſch ſein. Ja noch mehr; es kann Jemand die feinſte Lebensart ſich angeeignet haben und eine große Fülle von Kenntniſſen, ſelbſt gediegne wiſſenſchaftliche Bildung beſitzen und doch innerlich roh geblieben ſein. So kann auch ein Volk äußerlich angeſehen in Kunſt und Wiſſenſchaft oder in Luxus, Induſtrie und Handel auf einer hohen Culturſtufe ſtehen wie z. B. die alten Griechen und Römer oder heut die Hindus und die Chineſen, und es iſt doch nur ein übertünchtes Grab voller Moder und Todtengebeine. Es iſt eben einer der Hauptirrthümer unſrer Zeit, daß das bloße Wiſſen, die Verſtandesbildung, den Menſchen beſſer und der bloße induſtrielle und wirthſchaftliche Fortſchritt ein Volk wahrhaft glücklich mache. Wer Augen hat zu ſehen, der muß doch wahrlich erkennen, daß weder die geſcheideſten Leute die beſten, noch die geſchickteſten die glücklichſten ſind und daß eine Cultur ohne religiöſe und ſittliche Kräfte nur ein äußerer Firniß iſt. Das Chriſtenthum hingegen bringt eine Cultur, die ſich von innen heraus bildet, die auf dem Fundamente des Glaubens ruht und durch und durch ſittlich iſt. Der Apoſtel der Heiden drückt dieſen Gedanken ſo aus: „Iſt Jemand in Chriſto, ſo iſt er eine neue Creatur. Das Alte iſt vergangen, es iſt alles neu geworden" oder: „die Nacht iſt vergangen, der Tag aber herbeigekommen; ſo laſſet uns ablegen die Werke der Finſterniß und anlegen die Waffen des Lichts". Der Glaube an das Evangelium iſt eine neue Geſinnung und dieſe neue Geſinnung wird die Kraft einer neuen Lebensweiſe. Werfen wir jetzt unter

dieſem Geſichtspunkte einen Blick auf die Sauerteigwirkungen des Evangelii.

„Du ſollſt lieben Gott deinen HErrn von ganzem Herzen und deinen Nächſten als dich ſelbſt", das iſt das Grundgeſetz, aus dem alle ſittlichen Vorſchriften des Chriſtenthums fließen. Das Evangelium lehrt uns Gott lieben als unſern Vater in Chriſto und unſre Mitmenſchen als unſre Brüder und Schweſtern, die mit uns Glieder Einer Familie ſind. Von welch weittragender Bedeutung iſt dieſer Eine Grundgedanke des Chriſtenthums und wie umgeſtaltend wirkt er auf das menſchliche Gemeinſchaftsleben ein! Im Heidenthum findet ſich weder eine Anerkennung der Menſchenwürde noch eine Achtung des Menſchenlebens. Das Recht und der Werth der Perſönlichkeit, der Einzelperſönlichkeit iſt da ein unbekanntes Ding. Das muß mit innerer Nothwendigkeit anders werden in einer Religion, die uns lehrt, daß Gott die Welt ſo hoch geachtet hat, daß er ſeinen Sohn für ſie gegeben und daß Freude iſt im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut. Dieſe Wahrheiten des Evangelii wirken ſauerteigartig, wo ſie erſt in eine Gemeinſchaft eingedrungen ſind. Da hört die Menſchenſchlächterei, das Menſchenopfer, der Kindermord, die Wittwenverbrennung, die Sklaverei auf; da kommt die perſönliche Freiheit zu Recht; da verliert die Kaſte ihren Boden; da greift eine öffentliche Sicherheit Platz; da werden die Kriege menſchlicher geführt; da ſorgt man für Wittwen und Waiſen und nimmt ſich der Alten, Armen und Kranken an. Wollt ihr, daß dies alles nicht geſchehe, ſo nehmt einem Volke nur ſeinen chriſtlichen Glauben; erklärt den Menſchen ſtatt für ein Ebenbild und Kind Gottes für einen Nachkommen der Affen; ſetzt an die Stelle der Liebe, die des Geſetzes Erfüllung iſt, das neumodiſche Geſetz vom Kampfe ums Daſein — das iſt der ſichre Weg uns wieder in die Barbarei des Heidenthums zurückzuführen. Und dieſen Weg nennt man Fortſchritt und die Anſtrengung, das Volk auf ihn zu führen — Culturkampf!

Wie das Evangelium Ehe und Familie, dieſe Grundſäulen alles menſchlichen Gemeinſchaftslebens, mit neuem ſittlichen Geiſt erfüllt, iſt ſchon oben gezeigt worden. Ich bemerke daher nur, daß in der neueren Miſſion dieſer Durchſäuerungsprozeß ebenſo wirkſam iſt, wie im erſten Jahrhundert. Dieſelben ſittlichen Grundanſchauungen des Evangelii haben auch unter den Heidenvölkern der Gegenwart dieſelben Wirkungen: ſie beſeitigen die Vielweiberei; ſie

pflanzen und pflegen die Keuschheit; sie befreien das Weib aus seiner rechtlosen Stellung und bewirken, daß es nicht mehr als eine Waare behandelt wird, die man kauft und verkauft; sie schaffen die Kinderheirathen ab und nehmen dem Wittwenstand seinen Makel; sie erzeugen eine neue Kindererziehung. — Durch den christlichen Begriff der Gemeinde bricht sich auch für das bürgerliche und staatliche Leben ein neues Gemeinschaftsleben Bahn. Es organisiren sich Ortsgemeinden, bilden sich bürgerliche Ordnungen, an die Stelle despotischer Willkür tritt Recht und Gesetz. Und das alles macht seinen Einfluß auch über die christlichen Kreise hinaus geltend, wenn auch besonders im Anfang langsam und dem oberflächlichen Beobachter kaum bemerkbar. Die neuen religiösen Anschauungen und sittlichen Begriffe, die die Mission in Curs setzt, umgeben allmählig selbst den noch heidnischen Theil des Volkes mit einer neuen geistigen Atmosphäre, welche die Fundamente des Heidenthums untergräbt und das gesammte Leben regenerirt. Doch ich würde ein Buch schreiben müssen, wollte ich in dieser Weise mit der Auslegung unsres Gleichnisses fortfahren und alle die Sauerteigwirkungen des Evangelii durch Beispiele aus der Mission der Gegenwart erläutern. Ich muß mich daher mit dem Mitgetheilten für heute begnügen, indem ich specielle Geschichtsbilder über diesen Gegenstand mir für später aufspare. Jetzt erübrigt uns noch eine andre sehr wichtige Betrachtung.

Nämlich wie die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt unter dem Gesetze der senfkornartigen Entwicklung steht, so ist auch die eben besprochene Durchsäuerung des Menschen- und Volkslebens mit den Grundgedanken und Grundkräften des Evangelii nicht eine plötzliche, stürmische, sondern ein Prozeß, der sich allmählig und in dieser sündigen Welt, nur immer unvollkommen und unter mancherlei Trübungen vollzieht. Treten die heilsamen Früchte des christlichen Glaubens nicht sofort oder nur in sehr dürftiger Weise zu Tage, so muß man erstens bedenken, daß gut Ding will Weile haben und zweitens, daß das menschliche Herz ein böses Ding ist, in dem immerfort das Fleisch gelüstet wider den Geist. Dazu kommt, daß der Feind überall Unkraut unter den Waizen säet und daß „das Himmelreich auch gleich ist einem Netz, das in das Meer geworfen wird, mit dem man allerlei Gattung fängt" — auch faule Fische, die bloß den Namen haben, daß sie leben, aber todt sind. Es ist darum ebenso thöricht wie ungerecht, dem Christenthum die Schuld zu geben, wenn viele

Christen daheim und draußen die Kraft desselben weder in ihrem Privat- noch in ihrem Gemeinschaftsleben beweisen. In diesem Falle hemmen die Menschen die in dem Evangelio liegenden Lebenskräfte; ihr Leben steht nicht in Einklang, sondern in Widerspruch mit dem Evangelio. Das sollte doch jedes Kind einsehen. Z. B. wenn es in unsern heimischen wie in den Missionsgemeinden Hurer und Ehebrecher, oder Diebe und Mörder, Lügner und Betrüger, Unbarmherzige und Geizige giebt, so kann doch kein vernünftiger Mensch sagen, daran sei das Evangelium Christi schuld. Das könnte doch nur der Fall sein, wenn das Evangelium zum Thun dieser Sünden aufforderte. Nun verbietet es aber alle diese Laster und erbietet sich vielmehr durch seine Kraft den Menschen von ihnen frei zu machen; verharrt dennoch der Mensch in ihnen, so handelt er gegen die ausdrücklichen Vorschriften des Evangelii oder läßt die Kräfte desselben nicht in sich wirksam werden. Die Schuld trifft also allein den Menschen, nicht das Evangelium. Was würdet ihr sagen, wenn ein Kranker, der entweder die ihm dargereichte Arznei gar nicht gebraucht oder die gröbsten Diätfehler begeht, den Arzt beschuldigen wollte, daß seine Medizin nichts tauge, während dieselbe einem andern Kranken, der sie eingenommen und sich nach den Vorschriften des Arztes gehalten, doch gesund gemacht hat? Gerad dies thun aber die Leute, die das Christenthum anklagen und verwerfen, weil innerhalb der christlichen Kirche nicht thatsächlich alle Uebelstände und Sünden beseitigt sind. Sie selbst und ihre Gesinnungsgenossen tragen die Schuld; sie sollten den Sauerteig des Evangelii in sich und ihrem Gemeinschaftsleben erst wirken lassen und dann urtheilen. Was unser HErr Jesus Christus verspricht, das hält er. So weit die Menschen seinem Evangelio Raum geben ist Friede da und Heiligung des Lebens. Aber dafür kann ihm doch Niemand Schuld geben, wenn man ihn sein Reich nicht bauen läßt, ja dieses Reich geflissentlich zerstört und dann Haß und Sünde ihr verderbliches Wesen weiter treiben. Es giebt für die Schäden des Menschengeschlechts kein Heilmittel, auch kein göttliches Heilmittel, das da wirkte, ohne daß der Mensch es wirken lassen wollte. Alle goldnen Zukunftsberge, die z. B. das neue socialdemokratische Evangelium den armen Leuten verspricht, sind — abgesehen von ihren sonstigen Thorheiten — auf den Wahn gebaut, daß die Menschen Maschinen sind, die so gehen müssen, wie das System der Theo-

retiker es angiebt; sie bringen weder die menschliche Freiheit, so groß auch ihr Freiheitsgeschrei ist, noch die menschliche Leidenschaft, das Fleisch, die Sünde in Rechnung — und so machen sie zwei Fehler in einem, indem sie eine Maschine ohne Reibung construiren.

Auf demselben Fehler beruht der Vorwurf, dessen Beleuchtung jetzt meine Aufgabe ist, nämlich daß man die Mission als erfolglos anklagt, wenn bei den jungen Heidenchristen die Sauerteigwirkungen des Evangelii nicht sofort in der allervollkommensten Weise zu Tage treten, sondern allerlei Schwachheit sich zeigt, manche Sündenfälle und gar Rückfälle ins Heidenthum stattfinden.

Zunächst muß ich bemerken, daß man sehr zusehen muß, aus welcher Quelle solche Beschuldigungen stammen. Gemeiniglich sind es Leute, die von der Mission reden, wie die Blinden von der Farbe; die nur ein Vorurtheil gegen, aber entfernt kein Urtheil über die Sache haben. Es ist traurig, daß man auf das Geschrei solcher unwissenden, oft fanatischen Gegner mehr hört, als auf die Belehrungen von Männern, die die Sache gründlich kennen, eine Thatsache, welche beweist, daß zumal in Sachen des Reiches Gottes die leidenschaftliche Voreingenommenheit und nicht die verständige Prüfung die Stellung der großen Masse bestimmt. Doch man beruft sich auch auf die Berichte der „Reisenden", die mit unbefangenen Augen geschaut hätten. Wirklich? mit unbefangenen Augen? Es wird viel Taschenspielerei getrieben mit der sogenannten „Unbefangenheit". Wenn Jemand nichts von dem glaubt, was die Schrift sagt, das nennt man Unbefangenheit. Als ob der Unglaube nicht die ärgste Befangenheit wäre! So ist's auch mit der Mission. Viele Reisende sind von vornherein Feinde der Mission, weil sie Gegner des biblischen Christenthums sind, so können sie gar nicht „unbefangen" sehen und urtheilen. Man kann nicht christliche Dinge mit jener kühlen Ruhe oder Objectivität betrachten, wie man etwa den Lauf eines Flusses aufnimmt oder die geographische Lage eines Ortes bestimmt. In christlichen Dingen redet das Herz mit und wie das Herz gesinnet ist, so denkt der Verstand und sieht das Auge, nicht umgekehrt. Mir scheint der erfahrne Missionar Hugo Hahn ganz Recht zu haben, wenn er bezüglich der Urtheile der Händler und dergl. Leuten schreibt: „der Grund des bitteren Hasses so Vieler gegen die Mission ist der, daß die Gegenwart der Missionare ihnen hinderlich ist. Ohne Ausnahme

habe ich bis jetzt gefunden, daß Europäer, die innerlich noch mit ihrer Kirche im Zusammenhange ſtanden und das Gefühl des Geziemenden und die Liebe zur Tugend noch beſaßen, freundlich zur Miſſion ſtanden, während den Andern die Liebe zum Fleiſchesdienſt und die Habſucht den Haß gegen die Miſſion einflößte". Dazu kommt, daß viele der Berichterſtatter unter den Reiſenden kaum flüchtig ſich um das Miſſionswerk bekümmert haben. Gemeiniglich iſt ihnen ſchon die Sprache der Eingebornen fremd und ſie haben ihre Urtheile erſt aus der zweiten und dritten oft genug unſaubern Hand; denn nicht ſelten ſind ihre Gewährsmänner Leute, die den Herren einen Dienſt zu leiſten meinen, wenn ſie ihnen Schlimmes erzählen oder die perſönlich Urſache hatten die Arbeit der Miſſionare zu verdächtigen. Es ſteht hier mindeſtens Bericht gegen Bericht und diejenigen Reiſenden, Kaufleute oder Beamten, die ſelbſt an das Wort Gottes gläubig ſind, die urtheilen ganz anders, als ihre ungläubigen Collegen.

Allein man beruft ſich auch auf die Berichte der *Miſſionare*, die ſelbſt genug über die Schattenſeiten des chriſtlichen Lebens ihrer Bekehrten klagten. Das hat nun allerdings ſeine Richtigkeit; aber geſtattet mir einige Bemerkungen um dieſe Klagen in die rechte Beleuchtung zu ſtellen. Auch die *Apoſtel* führten manche Klagen über die erſten Chriſtengemeinden. Ihr braucht z. B. nur die Corintherbriefe zu leſen oder die Sendſchreiben an die ſieben kleinaſiatiſchen Gemeinden in der Offenbarung Johannis. Aber wie verkehrt wäre es, etwa *blos* dieſe Klagen zuſammenzuſtellen und dieſes Schattenbild für die gut getroffene Photographie der apoſtoliſchen Chriſten auszugeben! Geradeſo machen es aber viele Gegner mit den Klagen der heutigen Miſſionare. Sie machen förmlich Jagd darauf, Stoff zu Beſchuldigungen gegen die Miſſion zu finden; daher überſehen ſie ganz und gar, daß die Miſſionare mehr Licht, als Schattenbilder zeichnen und ſammeln *nur* die Klagen. Das iſt doch gewiß weder gerecht, noch edel gehandelt. Daß aber unſre Miſſionare den Schatten nicht *verſchweigen*, das ſollte ſie wenigſtens vor dem Vorwurfe der Schönfärberei ſchützen und zeigen, daß ſie es ernſt mit der Forderung eines geheiligten Lebens nehmen. Soweit ich mir auf Grund der Lectüre vieler Miſſionsberichte habe ein Urtheil bilden können, ſind es gemeiniglich die *jungen*, eben erſt in die Arbeit eintretenden Miſſionare, die am meiſten klagen und die abfälligſten Urtheile abgeben. Das kommt daher, daß ſie gewöhnlich mit über-

triebenen Erwartungen gekommen und nun herb enttäuſcht ſind, wenn ſie keine „Auswahl“-Gemeinden vollkommen Geheiligter gefunden. Man wird — beiläufig bemerkt — bei den jungen Paſtoren in der Heimath eine ganz ähnliche Erfahrung machen; die klagen auch am meiſten über den völligen Tod in ihren Gemeinden. Wenn die jungen Miſſionare erſt einige Jahr draußen ſind, ſo geſtaltet ſich das Urtheil ſchon anders; nach 5 Jahren klärt ſichs immer mehr und nach 10 oder 20 Jahren iſt es gemeiniglich ſehr mild. Es gehört eben Kenntniß und Verſtändniß der Verhältniſſe dazu, um die Menſchen richtig zu beurtheilen und beides giebt erſt eine längere Erfahrung. Je reifer ein Chriſt, auch ein Miſſionar wird, deſto mehr beweiſt er ſich „in aller Geduld“.

Leute, die eben erſt aus der Finſterniß zum Licht, aus der Gewalt Satans zu Gott ſich bekehrt haben, können nicht mit einem Schlage vollkommene Heilige geworden ſein. Sie gleichen vielmehr Kindern, die eben gehen lernen und die bei dieſen Gehverſuchen auch fallen und ſich ſchmutzig machen. Auch in der alten Chriſtenheit ſind die Getauften nicht lauter Engel. Auch hier giebts genug Sündenfälle und Heiligungsmängel. Selbſt die gläubigſten Chriſten bekennen, daß ſie auf dem Heiligungswege nur langſam und unter mancherlei Rückſchritten vorwärts kommen, ſollten wir da mit den jungen Heidenchriſten nicht deſto mehr Geduld haben?

Verſetzen wir uns nur ein wenig in ihre Lage, die ganze Atmoſphäre, in der ſie geboren und erzogen ſind, iſt eine heidniſche. Die heidniſchen Sitten oder vielmehr Unſitten ſind ihnen in Fleiſch und Blut übergegangen und man legt altgewohnte Sitten nicht ab, wie man ein Kleid ablegt. Die Moral des Chriſtenthums, die ſie annehmen, iſt etwas ganz Neues, das mit ihren hergebrachten Gewohnheiten, deren große Macht wir leicht unterſchätzen, im Widerſpruch ſteht und es koſtet Zeit und Mühe bis das Neue ihnen zur andern Natur wird, ganz abgeſehen davon, daß auch die heidniſche Umgebung, oft genug die eigne Familie ſie fortgehend zur heidniſchen Sitte wieder zu verführen ſucht. Daher haben auch die Apoſtel Geduld gehabt und z. B. die Sklaverei, ja ſelbſt die Mehrweiberei nicht durch ein Machtgebot zu beſeitigen geſucht, ſondern gewartet, bis die Geiſtesmacht des Evangelii, die ihnen die Axt an die Wurzel legte, ſie allmählig zu Falle brachte.

Wir brauchen uns alſo nicht zu wundern, wenn es in der modernen Miſſion ähnlich geht. So berichtet z. B. Miſſionar

Cousins über Madagaskar: „Wie viel Schwierigkeit bietet doch das Verhältniß der Geschlechter zu einander. Wie viel Mühe kostet es uns, den Madagassen die Heiligkeit der Ehe verständlich zu machen. In früheren Zeiten herrschte die größte Freiheit und selbst die Ehe, obgleich in einem gewissen Grade sanctionirt, war nur eine geringe Schranke. Die Madagassen kannten kein Eheband. Ein altes Sprichwort bei ihnen sagt: „die Heirath wird nicht durch einen festen, sondern einen lockern Knoten gebunden, so daß sie leicht rückgängig gemacht werden kann". Und von diesem Worte machten sie den umfassendsten Gebrauch. Wenn einer sein Weib los zu werden wünschte, so brauchte er vor dem Eherichter nur die paar Worte zu sagen: „Madame, ich danke Ihnen". Unter einem heidnischen Volke, das so leichtsinnig mit der Ehe umgegangen und noch umgeht, kann man sich nicht wundern, wenn der Mission nach dieser Seite hin beständig Schwierigkeiten in den Weg treten". Im Handumdrehen durchsäuert da der Sauerteig des Evangelii natürlich nicht das eheliche Leben. Denket nur daran, welche Mühe sich St. Paulus geben muß, den Corinthern zu beweisen, daß die Hurerei wirklich Sünde sei. So halten es trotz der strengen Kirchenzucht der Missionare z. B. auch nicht alle Battachristen für eine Sünde, wenn sie aus irgendwelchen Gründen sich eine zweite Frau nehmen. „Diese unglückliche zweite Frau" bemerkt ein Rheinischer Missionar, „die hier Jedermann sogleich zu nehmen sucht, wenn die erste kinderlos ist, oder nur Mädchen hat, oder alt und krank wird, wird uns noch viel zu schaffen machen, denn sie steckt den Leuten tief im Sinn. Sie meinen, sie könnten sich sonst nicht helfen und bei der wunderlichen Beschaffenheit des heidnischen Familienlebens entstehen da in der That oft schwere Conflicte. Das ist eben das Schwierige, daß sich neue Anschauungen und Gewohnheiten über Familienleben ꝛc., nicht so mit Einem Mal machen, auch wo es in der Hauptsache richtig steht".

Aehnlich geht es mit der Sklaverei. Der oben erwähnte Missionar Cousins berichtet bezüglich derselben folgendes: „Kurz vor meiner Abreise herrschte große Aufregung unter den Leuten, weil das Gerücht verbreitet war, Königin Victoria kommt mit Soldaten um die Sklaven zu befreien. Die Leidenschaften des an die Institution der Sklaverei altgewöhnten Volks waren durch diese Reden aufs Höchste erregt. Einige sagten: „lieber mögen in den Straßen von Antananarivo Ströme von Blut fließen, als daß wir

die Sklaven freigeben". Eine christliche Frau erklärte einem eingebornen Prediger: „zwei Dinge sind es, um die ich Gott jeden Abend bitte, bevor ich mich zu Bett lege: daß ich das ewige Leben ererbe und daß, so lange ich lebe; die Sklaverei nicht abgeschafft werde". So umnachtet ist in diesem Stück bei Etlichen noch das christliche Gewissen. Eine andre christliche Dame hingegen schenkte ihren Sklaven aus freien Stücken die Freiheit. Obgleich die Sklaverei zur Zeit noch eine Macht in Madagaskar ist, so hoffen wir doch, daß bereits ein stiller Einfluß wirksam ist, der die ganze Institution nach und nach untergraben und schließlich zu Fall bringen wird". Diese Hoffnung hat sich schneller erfüllt, als der Missionar geahnt: im vorigen Jahre hat die bekanntlich christlich gewordene Regierung die Sklaverei gesetzlich abgeschafft und es sind keine Ströme von Blut geflossen. Vielleicht ist das ein etwas zu voreiliger Akt gewesen; aber daß er überhaupt möglich war, das ist doch ein schlagender Beweis, daß der Sauerteig des Evangelii bereits wirksam ist.

Mögen immerhin unsre heutigen heidenchristlichen Gemeinden das Heiligungsideal der Schrift noch sehr mangelhaft darstellen, so ists doch eine neue Welt- und Lebensanschauung, ein neuer Geist, der sie beseelt und dieser neue Geist wirkt umgestaltend nicht nur auf ihre eignen Sitten und Lebensverhältnisse, sondern allmählig auch auf ihre Umgebung. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Durchsäuerungsprozeß lange Zeit ein verborgener Vorgang bleibt, aber da ist er und je mehr das Christenthum Eingang findet, desto erkennbarer tritt er auch überall zu Tage, wie z. B. die Geschichte der Südsee-Mission aufs überzeugendste beweist. Darum seien wir gutes Muths. Wie das Senfkorn wächst, so durchsäuert der Sauerteig. Die in dem Evangelio liegende Gotteskraft muß und wird zu ihrer Auswirkung kommen. Lernen wir nur ein wenig mehr Geduld. Amen.

XVII. Der Werth des Kleinen im Reiche Gottes.

„Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. Und die Phariſäer und Schriftgelehrten murreten, und ſprachen: dieſer nimmt die Sünder an, und ißt mit ihnen. Er ſagte aber zu ihnen dieß Gleichniß, und ſprach: Welcher Menſch iſt unter euch, der hundert Schafe hat, und ſo er deren Eins verliert, der nicht laſſe die neun und neunzig in der Wüſte, und hingehe nach dem verlornen, bis daß er es finde? Und wenn er es gefunden hat, ſo legt er es auf ſeine Achſeln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, ruft er ſeinen Freunden und Nachbarn, und ſpricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich ſage euch: Alſo wird auch Freude ſein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Oder, welches Weib iſt, die zehen Groſchen hat, ſo ſie deren Einen verliert, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und ſuche mit Fleiß, bis daß ſie ihn finde? Und wenn ſie ihn gefunden hat, ruft ſie ihren Freundinnen und Nachbarinnen, und ſpricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groſchen gefunden, den ich verloren hatte. Alſo auch, ſage ich euch, wird Freude ſein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut". Luk. 15, 1—10.

Es iſt ein majeſtätiſcher Anblick, wenn man auf einem hohen Alpenberge, etwa dem Rigi oder gar dem Großglockner ſteht und das Auge viele, viele Meilen weit ſchweifen läßt über die gewaltigen Höhenzüge mit ihren ſchneegekrönten Häuptern und die freundlichen Seeen, die gleich blauen Augen einem entgegenlachen und alle die gewerbfleißigen Städte und Dörfer, die in die Thäler und Niederungen hineingebaut ſind und niemals kann es vergeſſen, wer eine ſolche erhabene Rundſchau einmal zu genießen das Glück gehabt hat. Aber nur kurze Zeit verweilt der Reiſende auf den Gipfeln der Berge, dann ſteigt er von den Höhen wieder herunter und wandert die Thäler entlang; und auch hier wird er überraſcht

über die Fülle der Schönheit, die oft im engſten Raume ſeinen entzückten Blicken ſich darbietet. Voll Bewunderung ſchaut man die Herrlichkeit der Schöpfung, wenn man weite Blicke in ein großes Panorama thut und voll Bewundrung ſchaut man ihre Herrlichkeit, wenn man einen begrenzten Blick auf das kleinſte Bildchen wirft. So iſt es auch mit der Betrachtung der Pflanzenwelt. Majeſtätiſcher als die Dome von Menſchenhand gebaut, erſcheint uns der große ſchöne Wald und wenn wir die einzelne Blume, das einzelne Blatt einer genauen Beſichtigung unterwerfen, ſo iſt unſre Bewunderung nicht minder groß. Es giebt alſo eine doppelte Naturbetrachtung, je nachdem man das große Ganze oder das kleine Einzelne ins Auge faßt und man iſt in Verlegenheit, wenn man ſagen ſoll, worin man mehr Größe und Herrlichkeit Gottes erkennt. Seitdem wir das Mikroskop haben, iſt eine ganz neue Welt der kleinſten Lebeweſen entdeckt worden, die man mit den bloßen Augen gar nicht zu ſehen vermag. Jedes von dieſen mikroskopiſchen Thierchen hat einen bis in die allerkleinſten Theilchen hinein wohl ausgebildeten Organismus, der die Frage vollkommen rechtfertigt, ob es nicht in ſeiner Art ein eben ſo großes Meiſterſtück der Schöpferhand Gottes ſei, als z. B. der Walfiſch oder der Elephant.

Und wie mit der Welt der Natur, ſo geht es mit der Welt des Geiſtes, die in ſich die Bibel birgt. Es giebt auch eine doppelte Schriftbetrachtung. Man kann die ganze Geſchichte des Reiches Gottes, wie ſie mit der Schöpfung der Welt beginnt und mit dem neuen Himmel und der neuen Erde endet, überſchauen oder ſeine Aufmerkſamkeit einer einzelnen Erzählung, etwa der des Sündenfalls oder der Bekehrung des Paulus zuwenden; man kann ein bibliſches Buch in ſeinem inneren Gedankenzuſammenhange oder den einzelnen Vers eines einzelnen Kapitels für ſich betrachten — immer wird man zu dem Bekenntniſſe genöthigt werden: welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Liebe Gottes! Ja nicht blos der einzelne Vers, ſelbſt das einzelne Wort bringt oft eine ganze Welt göttlicher Gedanken.

So giebt es endlich auch eine doppelte Miſſionsbetrachtung: eine allgemeine, auf das Ganze gerichtete und eine ſpecielle, die nur eine Einzelheit ins Auge faßt. Ich habe wiederholt darauf hingewieſen, daß die Miſſion ein großartiges Werk iſt, weil ihr Stifter ihr eine weltumfaſſende Aufgabe geſtellt hat. Um das recht anſchaulich zu machen, muß das Werk auch in ſeiner Ge-

ſammtheit zur Darſtellung gebracht, müſſen Rundſchauen in weiten Rahmen gegeben, allgemeine Geſichtspunkte über ſie eröffnet werden. Allein neben dieſer auf das große Ganze gerichteten Betrachtungsweiſe hat auch die Kleinmalerei ihre Berechtigung, nämlich daß man im engen Rahmen das Bild eines einzelnen Miſſionsgebietes, einer einzelnen Miſſionsſtation, eines einzelnen Miſſionars, eines einzelnen Heidenchriſten zeichnet. Auch die Apoſtelgeſchichte giebt mehr als ein Mal ſolche Miniaturbilder. Ganz abgeſehen davon, daß Detailſchilderungen dieſer Art unentbehrlich ſind, um über die uns gemeiniglich ſo fremdartigen Verhältniſſe auf dem Miſſionsfelde eine wirkliche Anſchauung zu gewinnen, ſo haben ſie ſchon darum ein Recht, weil im Reiche Gottes auch das Kleine und Kleinſte oft eine hohe Bedeutung hat und von dem weitgehendſten Einfluſſe iſt.

In das Licht des Evangelii geſtellt, wird manche menſchliche Kleinheit ſehr groß. Nehmt z. B. das Kananäiſche Weib. Wie klein und gering war und iſt noch dieſes Weib in den Augen der Welt und was für eine Größe hat ſie in den Augen des Heilands, der bewundernd zu ihr geſprochen: „o Weib, dein Glaube iſt groß“. Hat nicht dieſes in der Welt namenloſe Weib eine größere Berühmtheit erlangt, als mancher Feldherr, der glänzende Schlachten geſchlagen? Wo das Evangelium Chriſti in der ganzen Welt verkündigt wird, da ſagt man zu ihrem Gedächtniß, wie der Heiland ihren großen Glauben bewundert hat. Und welch einen Einfluß hat ſie geübt und übt ſie bis auf den heutigen Tag durch das Exempel des Glaubens, das ſie gegeben! Wer vermag zu berechnen alle die Anregungen zum und alle die Aufrichtungen im Glauben, die von ihr ausgegangen ſind? Erſt der Tag, der alles offenbar macht, wird ans Licht bringen, welch eine große und gewaltige Predigerin des Glaubens dies unbedeutende Weib geweſen iſt. Oder denkt an die Wittwe, die ihre zwei Scherflein in den Gotteskaſten legte. In den Augen der Welt hat ſie eine nicht der Beachtung werthe That gethan; aber der HErr Jeſus hat ihr ein Denkmal geſetzt, das ehrenvoller und dauernder iſt, als alle Denkmäler von Stein und Erz, die die Welt ihren großen Männern errichtet. Jene unbekannte Wittwe iſt die größte Collectantin der chriſtlichen Kirche geworden!

Aber nicht blos der große Einfluß, den es haben kann, giebt dem Kleinen im Himmelreiche eine Bedeutung; es hat auch um

ſein ſelbſt willen einen Werth. Auch in dieſer Beziehung iſt das Reich Chriſti nicht von dieſer Welt. In den Reichen dieſer Welt wird den hochgeſtellten, einflußreichen, vermögenden Männern ein viel höherer Werth beigelegt, als den niedern und geringen Leuten und verſchwindet faſt die Einzelperſönlichkeit beſonders des kleinen Mannes gegenüber der großen Gemeinſchaft und ihren Inſtitutionen. Im Himmelreiche dagegen hat *jede Menſchenſeele denſelben unendlichen Werth*, iſt *jede Menſchenſeele in gleicher Weiſe der Gegenſtand der göttlichen Liebe* und verſchwindet nicht der Einzelne in oder vor dem Ganzen, ſo ſehr er ſich auch den allgemeinen Geſetzen, die das Ganze beherrſchen, zu unterwerfen hat.

Es iſt ſchon in der vorigen Betrachtung darauf hingewieſen worden, daß erſt das Evangelium Chriſti die *Einzelperſönlichkeit* in ihr Recht eingeſetzt hat. Im alten Heidenthum war der einzelne Menſch nur ein Glied in der großen Maſchine, Staat, nur ein politiſches Weſen. Wer nicht Bürger des Staats war, der war in Wirklichkeit auch nicht Menſch, der galt als Barbar gegen den alles erlaubt war. Darum hatte der Fremdling, hatte der Sklave, hatte ſelbſt das Weib und das Kind kein Menſchenrecht, wenigſtens keine volle Menſchenwürde. Auch im modernen Heidenthum fehlt dem Einzelnen, beſonders dem Armen in niedriger Stellung die wahre Menſchenwürde, er iſt oft nur, wie das Thier, Exemplar der Gattung, nicht *freie Perſönlichkeit*. Das iſt — und zwar auf Grund innerer Nothwendigkeit — ganz anders im Reiche Jeſu Chriſti.

Fällt ſelbſt kein Sperling vom Dache und kein Haar von unſerm Haupte, ohne den Willen unſres himmliſchen Vaters, ſo giebt es erſt recht keinen *Menſchen*, und ſei er der allerärmſte und allerverkommenſte, der nicht in der ſpeciellſten Weiſe der Gegenſtand ſeiner Liebesfürſorge wäre. Die Majeſtät der göttlichen Größe überſteigt nach allen Seiten hin unſre Erkenntniß; aber das dünkt mich doch ganz beſonders groß, daß der Gott, „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege Lauf und Bahn", der die Sterne in ihren Bahnen hält, und den Lauf der Weltgeſchichte regiert, vor dem die reinen Geiſter des Himmels ihre Kronen abwerfen und den der Himmel und aller Himmel Himmel nicht zu faſſen vermag — daß dieſer *große, große, große* Gott das allerinnigſte Intereſſe an dem *einzelnen kleinen Menſchen* nimmt, daß er wohnet gerade

bei denen, die zerſchlagenen Geiſtes ſind und daß über Einen einzigen Sünder, der Buße thut, der ganze Himmel ein Freudenfeſt feiert.

Wenn uns das Wort der ewigen Wahrheit ſagt: „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab", ſo lernen wir daraus nicht blos wie hoch Gott die geſammte Welt geachtet und geehret hat, da er eine ſolche Gabe zu ihrer Errettung darzubringen ſich entſchloß; ſondern wie er jeden einzelnen Sünder ſeiner ganzen Liebe für ſo werth hielt, daß er das Theuerſte, was er hatte, dahin gab, damit er nicht verloren werde, ſondern das ewige Leben habe. Wie Gott in ſeinem Geſetz jeden einzelnen Menſchen anredet: „du ſollſt und du ſollſt nicht", ſo wendet er ſich auch mit ſeinem Evangelio an jeden einzelnen Sünder. Dies Evangelium iſt eine Kraft Gottes zur Errettung für jeden, der da glaubt. Mit St. Paulus darf jeder ſündige Menſch ſprechen: „Jeſus Chriſtus hat mich, mich, mich geliebet und ſich ſelbſt für mich gegeben", oder wie unſer Dr. Luther in ſeinem unübertrefflichen Katechismus ſagt: „Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus — — ſei mein HErr, der mich verlornen und verdammten Menſchen erlöſet hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels." Erſt wenn man die große Weihnachtsbotſchaft: „euch iſt heute der Heiland geboren" und das große Charfreitagsevangelium: „das iſt das Blut des Neuen Teſtamentes für euch vergoſſen zur Vergebung der Sünden" auf ſich ſelbſt zu beziehen den Glaubensmuth gefunden hat, erſt dann fängt man an zu verſtehen: „alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab" und erſt dann wird einem das Evangelium frohe Botſchaft.

Erſt dann wird man auch ein lebendiger Miſſionsfreund und thätiger Miſſionsarbeiter. Denn das eben iſt der Zweck der Miſſion, daß ſie jedem einzelnen Menſchen in der ganzen weiten Welt verhelfen will, zu ſeinem Antheil an der großen Erlöſung Jeſu Chriſti, zum Beſitz des auch ihm bereiteten himmliſchen Erbes zu gelangen. Die Miſſion zerlegt gleichſam den Gattungsbegriff Welt in ihre Einheiten, wie der Heiland ihr das zur Aufgabe geſtellt hat, da er ſprach: „prediget das Evangelium aller Creatur". Sobald ich erkannt habe, daß jeder einzelne Sünder von Gott ſeiner ganzen Liebe iſt werth geachtet worden, ſo muß auch mir

der einzelne Menſch, er wohne von mir ſo weit er wolle, er habe eine weiße, gelbe, braune oder ſchwarze Farbe, er gehöre dem auf der tiefſten Stufe der Cultur ſtehenden Volke an, er ſei Weib, Kind oder Sklave, Fürſt oder der geringſte Unterthan, der Arbeit, des Gebets, des Opfers werth ſein. Wer nur immer ein Menſch iſt, muß der Gegenſtand meiner Liebe ſein. Jedes Kind unter uns kennt das Wort Jeſu Chriſti: „was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an ſeiner Seele? Oder was kann der Menſch geben, damit er ſeine Seele wieder löſe?“ Wir ſehen daraus, daß vor Gott eine einzige Menſchenſeele einen größeren Werth hat als alle Schätze der ganzen Welt. Daraus erklärt ſich, warum über die Rettung eines einzigen Sünders ein Freudenfeſt gefeiert wird im Himmel. Dieſe Taxirung der Menſchenſeele gehört auch zu den Dingen, von denen der natürliche Menſch nichts vernimmt, die ihm daher eine Thorheit ſind und zum Geſpötte Veranlaſſung geben. Die Welt nimmt in Bezug auf die Opfer, welche die Miſſionsliebe bringt, dieſelbe Stellung ein, die einſt Judas inne hatte, als Maria mit einem Pfund Salbe von ungefälſchter köſtlicher Narde die Füße Jeſu ſalbte. „Warum — ſo tadelte er die Liebesthat — iſt dieſe Salbe nicht verkauft um dreihundert Groſchen und den Armen gegeben?“ „Das ſagte er aber nicht, ſetzt der Evangeliſt hinzu, daß er nach den Armen fragte, ſondern er war ein Dieb und hatte den Beutel und trug, was gegeben ward“. Der gute Hirt, der die 99 Schafe in der Wüſte läßt und hingeht und ſucht das eine verlorne, bis daß er es findet“ und der, „wenn er's gefunden hat, es auf ſeine Achſeln legt mit Freuden und wenn er heimkommt ſeine Freunde und Nachbarn ruft und zu ihnen ſpricht: freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war“ — dieſer gute Hirt übernimmt die Vertheidigung der Miſſionsarbeiter und ich denke, wir alle machen uns nichts aus dem Spotte der Welt, wenn wir den HErrn Jeſus Chriſtus auf unſrer Seite haben und er unſre Vertheidigung führt. Gehen wir dem Heiland ſeine Rettungswege nach, ſo ſind wir auf guten Wegen und ob dann die Feinde der Miſſion uns vorwerfen, daß wir über der Bekehrung der Heiden die Chriſten daheim Schaden leiden ließen, ſo getröſten wir uns nicht nur deß, daß der HErr Jeſus die 99 Schafe auch in der Wüſte ließ, ſondern daß dieſer Vorwurf auch eine thatſächliche Unwahrheit enthält und wie einſt bei Judas es nicht die

Sorge für die heimiſchen Nothſtände iſt, die ihn den Miſſionsgegnern auf die Lippen legt.

Darum kann es uns auch nicht anfechten, daß man wegen der vermeintlich geringen Erfolge über die Miſſion ein wegwerfendes Urtheil fällt und ſie dem Gelächter der unwiſſenden großen Menge preiszugeben ſucht, indem man in höhniſcher Weiſe ausrechnet, wie theuer ein einzelner getaufter Heidenchriſt zu ſtehen komme. Was zuerſt die geringen Erfolge betrifft, ſo will ich jetzt nicht wiederholend zuſammenfaſſen was an verſchiedenen Orten zur Richtigſtellung dieſes Vorurtheils geſagt iſt, ſondern die Sache von einer andern Seite beleuchten. Geſetzt — die Erfolge wären wirklich gering, ſo würde uns zunächſt die Erwägung einige Beruhigung geben, daß die Erfolge nicht in unſrer Hand ſtehen und daß man an den Haushaltern nicht mehr ſucht, denn daß ſie treu erfunden werden. Schon der große Apoſtel der Heiden ſchreibt: „wer iſt nun Paulus? wer iſt Apollo? Diener ſind ſie, durch welche ihr ſeid gläubig geworden; und daſſelbige wie der HErr einem jeglichen gegeben hat. Ich habe gepflanzet; Apollo hat begoſſen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben“. Wir pflügen und wir ſtreuen den Samen auf das Land. Doch Wachsthum und Gedeihen ſteht nicht in unſrer Hand. Geſetzt nun Gott giebt des Erfolgs wenig — auch der geringe Erfolg iſt der Arbeit werth, denn es handelt ſich hier um die Rettung von unſterblichen Menſchenſeelen und im Himmel iſt Freude auch über Einen Sünder der Buße thut. Man mag nun über den Miſſionserfolg ſo gering denken, als man will — jedenfalls hat er dieſe Freude den Bewohnern des Himmels ſchon oft gemacht und ein einziges Freudenfeſt, das im Himmel gefeiert wird, entſchuldigt uns reichlich über allen Spott der Welt.

Was aber die höhniſchen Berechnungen über den Koſtenpreis einer gewonnenen Heidenſeele angeht, Berechnungen, die nicht nur in der politiſchen Tagespreſſe, ſondern ſelbſt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauſes angeſtellt worden ſind, ſo weiß man zunächſt nicht, ob ſie mehr wegen der Unwiſſenheit, die ſie vorausſetzen, oder wegen der Geiſtloſigkeit, mit der ſie gemacht ſind, unſre Verwunderung erregen müſſen. Die Leute ſtellen ſich nämlich folgendes Exempel: in einem Jahre ſind ſo und ſo viel Heiden getauft und beträgt die Geſammtausgabe der betreffenden Miſſions-Geſellſchaft ſo und ſo viel. Folglich koſtet jede einzelne gewonnene

Seele ſo viel, als man erhält, wenn man die erſte Summe in die zweite dividirt. Angenommen nun, daß dieſe geſchäftsmäßigen Rechner mit den Zahlen keine Fälſchungen begehen — was erſt vergangenes Jahr in einem viel geleſenen Blatte geſchah —; giebt es denn nicht auch noch weitere Arbeit und Frucht der Miſſionsthätigkeit, als an der Summe der in einem Jahre Getauften zu Tage tritt? Sind z. B. nicht auch die früher Getauften zu verſorgen? Iſt nicht eine ausgedehnte Schularbeit zu thun? Werden nicht neue Stationen angelegt, die nicht ſofort Erfolg aufweiſen? Befinden ſich nicht angehende Miſſionare in der Vorbereitung zu ihrem Berufe und dergleichen? Welcher beſonnene Menſch berechnet denn den Werth der Arbeit der heimiſchen Kirchendiener, indem er die Summe der in einem Jahre Getauften in die Geſammtſumme der kirchlichen Ausgaben dividirt? Doch laſſen wir das. Iſt es nicht geiſtlos, den Werth einer Menſchenſeele, als ob ſie eine Waare wäre, die man kauft und verkauft, nach Geld zu taxiren? Iſt eine Menſchenſeele nicht eine Größe, die man noch weniger nach Geld taxiren kann, als z. B. die Tugend der Keuſchheit oder der Wahrhaftigkeit oder der Demuth? Geſetzt aber es gäbe einen Geldpreis für ſie, wäre Urſache zum Spott vorhanden, wenn eine Summe von 300 oder gar 1000 Mark auf ſie verwendet würde? Ein gutes Pferd koſtet mehr als 1000 Mark und iſt denn eine Menſchenſeele, und wenn es die eines Kaffern oder Papua wäre, nicht mehr werth als ein Pferd? „Eine — leider deutſche — Firma betreibt in Hannover und New-York ein Handelsgeſchäft mit fremden Thieren und ſchickt zu dieſem Zweck weiße Jäger nach Afrika, wo ſie im Verein mit den Schwarzen, die ihnen von den Scheikhs überlaſſen werden, die Thiere jener Gegenden einfangen. Die Eingebornen ſind wohlfeil genug. Man zahlt ihnen per Individuum etwa 20 Mark und wenn die Karawane an das Ende ihrer Reiſe gelangt, wird es den armen Burſchen überlaſſen zurückzukommen, ſo gut ſie können". Namentlich iſt die Jagd auf Elephanten gefährlich. „Natürlich, ſchreibt einer der Jäger dieſer Handelsfirma, werden gelegentlich ein oder zwei Eingeborne bei dieſer Jagd getödtet; aber ſie koſten nicht viel: nur 5—6 Thaler pro Stück. Die Scheikhs werden für ſie im voraus bezahlt und ſie kümmern ſich nicht darum, ob die armen Teufel zurückkommen oder nicht. Am meiſten Leute gehen verloren,

wenn wir es mit Nilpferden zu thun haben, die im Waſſer wie die Teufel kämpfen". (Allg. Ev. Luth. K. Z. 1877 N. 52).

Warum treten die Leute, die die Miſſion angreifen, weil ſie den Werth einer Kafferſeele zu hoch taxire, nicht gegen dieſen ſchändlichen Handel auf, der den Werth eines Menſchen ſo niedrig taxirt? Wäre hier nicht die ſittliche Entrüſtung am rechten Platze? Wie viel Tauſende von Thalern hat man ſich den Gorilla-Affen koſten laſſen, mit dem man in Berlin einen förmlichen gottesläſterlichen Cultus getrieben — warum haben da die Culturkämpfer geſchwiegen, denen die unſterbliche Seele eines Menſchen zu theuer bezahlt war, wenn die Miſſion auf ihre Rettung einige hundert Thaler verwendete? Ich möchte wol wiſſen, wie hoch ſolche Rechner die eigne Seele taxiren? Wie hoch ſie der Heiland taxirt ergiebt ſich aus dem bekannten Wort: „mit dem Maße, mit dem ihr meſſet, wird man euch wieder meſſen".

Wenn wir den Werth einer Menſchenſeele kennen, dann freuen wir uns nicht blos über die großen Erfolge, ſondern auch über die Bekehrung eines einzelnen Heiden. Was vor den heiligen Engeln im Himmel geſchieht, das darf getroſt auch vor den Menſchen auf Erden geſchehen. Wie beſcheiden ſind doch die heiligen Engel, wenn man ſo ſagen darf. Um der Rettung eines Sünders willen feiern ſie ein Freudenfeſt; ſollten wir uns da nicht ſchämen, ſo wir Klagelieder anſtimmen wollten, wenn die Miſſionsberichte nicht überall, nicht immer und nicht ſofort von großen Schaaren, ſondern von kleinen Häuflein bekehrter Heidenchriſten melden? Laſſet uns von den Engeln Beſcheidenheit lernen. Je beſcheidner wir werden, deſto dankbarer ſind wir auch für den kleinſten Erfolg; je dankbarer wir aber ſind, deſto mehr Freude haben wir und je größer unſre Freude, deſto friſcher unſre Arbeitsluſt.

„Sehet zu — hat der Heiland zunächſt in Bezug auf die Kinder erklärt — daß ihr nicht Jemand von dieſen Kleinen verachtet; denn ich ſage euch: ihre Engel im Himmel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel". Dieſer Ausſpruch iſt gleichſam die Ueberſchrift über alle kleinen Erfolge im Himmelreiche, wie ihn denn der HErr Jeſus nach der Erzählung im Evangelio St. Matthäi ausdrücklich als Einleitung dem Gleichniß vom verlornen Schaf voraufſchickt. Die Phariſäer freilich, die von dem Heilands-

berufe Jeſu keine Ahnung hatten und nur im Tone des wegwerfendſten Spottes ſagen konnten: „dieſer nimmt die Sünder an", vermochten eine ſolche Werthſchätzung des Kleinen nimmer zu begreifen. Sie „murren" daher auch heut noch oder haben es ihren Spott, wenn die Miſſion in der Nachfolge Jeſu keine Mühe ſcheut auch unter Hottentotten und Papuas, unter Grönländern und Südſeeinſulanern den einzelnen Verlornen zu ſuchen und dann, wenn ſie wieder einen gefunden hat, die Freunde und Nachbarn ruft und zu ihnen ſpricht: „freuet euch mit mir". Gerade die Bekehrungsgeſchichten einzelner Heidenchriſten werden daher in beſonders verächtlicher Weiſe zum Gegenſtande des Angriffes gemacht.

Es geht aber wunderlich mit den Bekehrungsgeſchichten: man hat ihretwegen eine Abwehr zu führen nach rechts und links und ihre Freunde faſt ebenſo zur Nüchternheit zu ermahnen, wie ihre Gegner von der Ungerechtigkeit ihres Vorurtheils zu überzeugen. Es giebt liebe Miſſionsfreunde, die von der Miſſionsgeſchichte verlangen, daß ſie lauter erbauliche Bekehrungsgeſchichten bringen ſoll. Nun iſt ja recht verſtanden allerdings die geſammte Miſſionsgeſchichte Bekehrungsgeſchichte; denn wie einſt St. Paulus ſo werden auch heut die Miſſionare zu dem beſtimmten Zwecke unter die Heiden geſandt: „aufzuthun ihre Augen, daß ſie ſich bekehren von der Finſterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott". Allein die Chriſtianiſirungsgeſchichte eines Volkes ſetzt ſich nicht aus lauter pikanten Bekehrungsgeſchichten der einzelnen Glieder deſſelben zuſammen. Es giebt viele Chriſtwerdungen, die ſich ganz in der Stille und ohne beſonders bemerkenswerthe Umſtände oder Ausſprüche vollziehen, über die ſich daher beim beſten Willen nichts weiter berichten läßt, als daß die und die Leute die Taufe empfangen haben. Wie lange muß doch ein Paſtor in der alten Chriſtenheit oft warten, bis er eine intereſſante Bekehrungsgeſchichte erlebt. Ich habe mir manchmal gedacht, in was für eine große Verlegenheit wir kommen würden, wenn wir den jungen Heidenchriſten jährlich Bericht über den Fortſchritt des geiſtlichen Lebens in den heimiſchen Gemeinden erſtatten ſollten, der durchaus viele ſchöne Bekehrungsgeſchichten enthalten müßte! Aber auch abgeſehen davon, daß nicht jede Bekehrung eine intereſſante Geſchichte hat; es iſt auch ſehr fraglich, ob, wenn ſie ſie hat, man ſie jedes Mal ſofort erzählen ſoll. Die Bekehrung eines Menſchen iſt eine heilige Sache, die man mit jungfräulicher Keuſchheit behandeln muß und bezüglich deren man das

Wort nicht vergeſſen ſoll: „lege deine Wurzeln nicht bloß“. Wie der Heiland jedem Beter zuruft: „gehe in dein Kämmerlein und ſchließe die Thür hinter dir zu“, ſo hat er auch mehr als ein Mal Leuten, denen er geholfen hatte, befohlen: „ſaget es Niemand“. Jedenfalls ſoll man mit der Erzählung der Bekehrungsgeſchichte eines Menſchen nicht vorſchnell ſein und warten bis der Bekehrte ſich bewährt hat, vielleicht bis er nicht mehr unter den Lebenden weilt. Es iſt wiederholt geſchehen, daß die Miſſionsberichte die ſchönſten Bekehrungsgeſchichten erzählt haben und während man ſich daheim ihrer erfreute, hatten die vermeintlich Bekehrten einen tiefen Fall gethan.

Nachdem wir ſo Schrift durch Schrift erklärt und gegen den Vorwurf einer einſeitigen Vertheidigung der Bekehrungsgeſchichten uns genügend den Rücken gedeckt haben, dürfen wir deſto getroſter jeden ungerechten Angriff abwehren. Es nicht leiden wollen, daß die Miſſionsgeſchichte Bekehrungsgeſchichten Einzelner erzählt, wäre gerade ſo, als wenn man es verbieten wollte, daß in einer Geſangſchule einzelne Lieder geſungen werden ſollten. Die Miſſionsgeſchichte iſt die Bekehrungsgeſchichte der Völker zum Chriſtenthum. Die Völker ſind aber nicht Generalbegriffe, ſondern Gemeinſchaften lebendiger Einzelindividuen und ſie bekehren ſich nicht völkerweiſe auf ein Mal, ſondern menſchenweiſe nach und nach. Beginnt alſo die Miſſion ihr Werk immer und überall mit Einzelbekehrung, ſo könnte man ja gar keine Miſſionsgeſchichte ſchreiben, wollte man die Geſchichte dieſer Einzelbekehrungen nicht erzählen. Werfet nur einen Blick in die Apoſtelgeſchichte, die nicht blos für die Miſſionsmethodik, ſondern auch für die Miſſionsgeſchichtſchreibung immer vorbildlich bleiben wird. Werden uns da nicht eine ganze Reihe Bekehrungsgeſchichten erzählt? Da leſen wir, ganz abgeſehen von der Bekehrungsgeſchichte Pauli, die drei Mal berichtet wird, von einem Kämmerer aus Mohrenland, von einem Hauptmann Cornelius, von einem Landvogt Sergius Paulus, von einer Purpurkrämerin Lydia, von einem Kerkermeiſter zu Philippi. Wer möchte dieſe Bekehrungsgeſchichten miſſen? Welche Mannigfaltigkeit in der göttlichen Berufung, welche Verſchiedenheit der Wege Gottes zu dem Glauben an Chriſtus, welche Fülle der geſundeſten Erbauung enthalten ſie! Die Bekehrung eines Menſchen zu dem lebendigen Gott iſt das wichtigſte Ereigniß ſeines Lebens und wenn nun vollends dieſes Ereigniß auch von Einfluß iſt auf weitere Kreiſe, wenn

es eine bedeutende Stelle einnimmt in der Miſſionsgeſchichte eines größeren oder kleineren Ortes, Stammes oder Volkes, aus was für einem vernünftigen Grunde ſoll es mit Stillſchweigen übergangen werden? Es kann doch den Miſſionsarbeitern nicht zugemuthet werden, daß ſie Leuten zu Gefallen, denen die Bekehrung ſelbſt ein Aergerniß und eine Thorheit iſt, die Bekehrungsgeſchichten verbergen? Das hieße ja des Werkes ſich ſchämen, das man unter Gebet und Opfer treibt. Sprechen wir mit dem Apoſtel der Heiden: „ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht, denn es iſt eine Kraft Gottes zur Errettung für jeden, der da glaubt“, ſo dürfen wir auch nicht hinter dem Berge halten mit den Erweiſungen dieſer Gotteskraft in der Bekehrung einzelner Menſchen. So wenig ich den ſüßlichen und gekünſtelten Bekehrungsgeſchichten das Wort rede, eben ſo entſchieden muß ich die geſunden Bekehrungsgeſchichten in Schutz nehmen gegen unverſtändige oder böswillige Spötteleien. Ich achte, man wird ſich auch im Himmel einmal Bekehrungsgeſchichten erzählen und über ihnen den Reichthum der mannigfaltigen Weisheit und Güte Gottes reichlich preiſen. Warum ſollen wir uns jetzt auf Erden des Segens berauben, der erfahrungsmäßig auf der Mittheilung kerniger Bekehrungsgeſchichten liegt? Es iſt eine unleugbare Thatſache, daß nicht ſelten gerade ſolche Bekehrungsgeſchichten es geweſen ſind, die den Miſſionsſinn geweckt, die Miſſionsliebe gemehrt und zu Miſſionsopfern willig gemacht haben, ganz abgeſehen davon, daß ſie vielfach das Mittel zu lebendigen Bekehrungen in der heimiſchen Chriſtenheit geworden ſind. Darum ſehet zu, daß ihr die ſo viel beſpöttelten Bekehrungsgeſchichten nicht verachtet. Es heißt auch hier: „verdirb es nicht, es iſt ein Segen darinnen“.

Wie über die Bekehrungsgeſchichten ſo haben es die Gegner der Miſſion auch ihren Spott über die niedrige bürgerliche Stellung, welche die meiſten Mitglieder der Miſſionsgemeinden einnehmen ſollen.

Ich könnte dieſem Vorwurfe gegenüber viele Beweiſe vom Gegentheil anführen, daß ſich Leute jeden Standes den Chriſten angeſchloſſen haben: Kaufleute, Beamte, Gelehrte, Glieder fürſtlicher Familien ꝛc. Freilich heißt es auch heut wie in der apoſtoliſchen Zeit: „nicht viel — aber doch etliche — Weiſe nach dem Fleiſch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle ſind berufen“. Es darf uns dieſe Erſcheinung beſonders in den Miſſionsanfängen nicht Wunder

nehmen. Die Opfer, welche hochgestellte Personen bei ihrem Uebertritt zum Christenthum bringen müssen, sind größer als die der geringen Leute und bei den auch äußerlich in gedrückten Verhältnissen lebenden Menschen ist die Empfänglichkeit für die Erquickungen des Evangelii meist stärker als bei solchen, denen es wohl geht in dieser Welt. Den Reichen ist es eben schwer ins Himmelreich zu kommen. Doch lassen wir diese Seite der Betrachtung. Unser HErr Jesus Christus beweist, daß er der verheißene Heiland ist, gerade dadurch, daß er die Blinden sehend und die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein und die Tauben hörend macht, daß er den Armen das Evangelium predigt und die Mühseligen und Beladenen zu sich einladet. Was der Welt ein Gegenstand des Spottes ist, das wird ihm ein Grund der Danksagung: „Ich preise dich, Vater und HErr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir". „Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet". Nicht von oben, sondern von unten beginnt Gott allezeit den Bau seines Himmelreichs. In seinen Augen ist das Kleine groß und während er dem Hoffärtigen widersteht, giebt er dem Demüthigen Gnade. Schon die Großen in Israel haben höhnisch gefragt: „glaubt auch einer der Obersten an ihn?" und der bekannte Christenverspotter Celsus macht sich noch gegen Ende des zweiten Jahrhunderts lustig darüber, daß Weber, Schuster und Gerber, die allerungebildetsten und bäurischsten Leute, die eifrigsten Christen seien und nur verstandlose Thoren, Sklaven, Weiber und kleine Kinder sich zu Schülern für den Gott schicken, den sie verehren. Was wundern wir uns, wenn dieselbe Spottrede auch heute noch im Schwange geht? Die Welt liebt es, verächtlich auf diejenigen herabzusehen, die aufrichtig an Christum glauben; das müssen immer unbedeutende und ungebildete Leute sein. Aber Gott macht sich einen Triumph daraus, „die Gewaltigen vom Stuhl zu stoßen und die Niedrigen zu erheben; die Hungrigen mit Gütern zu füllen und die Reichen leer zu lassen". Es ist der Ruhm des Evangelii Christi, daß es mit seinem Heil und Frieden auch die Armen und Geringen, ja gerade diese aufsucht. Sie, die sonst keinen Freund in dieser Welt haben, sind die Schützlinge, ja die Schoßkinder Jesu Christi, der 99 Selbstgerechte, Vornehme oder Reiche dieser Welt in der Wüste läßt,

um einem bußfertigen, gedrückten, armen Menſchen mit ſeiner ganzen Heilandsliebe nachzugehen. Als das Evangelium zuerſt unter den Heiden verkündigt wurde, in der apoſtoliſchen Zeit, da war der Kreis der Armen, der Gedrückten, der Rechtloſen, der Geknechteten ſehr groß. „Was mußte es auf dieſe, auf alle die Beſitzloſen, die keinen Theil hatten an den Schätzen und Genüſſen Roms; auf die kleinen Leute, die unter die Füße getreten wurden; auf die Handwerker, die, weil ſie von ihrer Hände Arbeit lebten, von der wiſſens- und bildungsſtolzen antiken Welt für nichts geachtet wurden, von denen ſelbſt ein Plato ſagt, ihr Leben diene zu nichts anderm, als ihr Handwerk auszuüben und wenn ſie krank würden, müſſe man ſie ihrem Schickſal überlaſſen, da ſie ihre Beſtimmung nicht mehr zu erfüllen im Stande ſeien; die Schaaren von Sklaven in ihrem menſchenunwürdigen Zuſtande: was mußte es auf dieſe für einen Eindruck machen, wenn ihnen der arme Jeſus, der ſelbſt den Sklaventod geſtorben war, verkündigt und in ihm der Zugang zu einem Gottesreiche eröffnet wurde, das Alle umfaßt, indem es nicht mehr Herren und Knechte giebt, in dem keiner mehr unter die Füße getreten wird“ (Uhlhorn)! Es iſt daher ſehr begreiflich, daß auch heut faſt aller Orten zuerſt die kleinen, gedrückten Leute es ſind, die dem Evangelio zufallen und wir ſehen ganz und gar nicht ein, warum wir uns als Jünger eines Heilandes, der ſeine Ehre darein ſetzt ſich herunterzulaſſen zu den Niedrigen, dieſer Thatſache ſchämen ſollen. Spottet die Welt über ſie, ſo beweiſt ſie eben, daß ihr das erbarmende Herz fehlt und daß ſie den Heilandsberuf Jeſu Chriſti und ſeines Evangelii noch nie verſtanden hat.

Die Welt redet viel, ſehr viel von Humanität, Freiheit und Brüderlichkeit, aber ihre Reden ſind nichts als Schellengeklingel und verſteckte Selbſtſucht. Wahre Humanität, Freiheit und Brüderlichkeit iſt nur im Gefolge des Evangelii Chriſti; welches auch den geknechteten und verachteten Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft ihr Recht und ihre Würde ſichert und mit den Großen und Reichen in dieſer Welt daſſelbe Heil darbietet. Es war eine unausſprechlich große Erkenntniß, die dem Apoſtel Petrus aufging, als er im Hauſe des Cornelius ſprach: „nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſiehet; ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und Recht thut, der iſt ihm annehmbar“. Dieſe aus der Allgemeinheit des Heils in Chriſto mit Nothwendigkeit folgende Erkenntniß iſt die

Wurzel der wirklichen Humanität, Freiheit und Brüderlichkeit geworden. In allen weltlichen Lebensgemeinschaften gilt und wird immer gelten Ansehen der Person. Nur im Himmelreich, nur vor Gott wird die Person nicht angesehen. „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo". Diese Wahrheit macht den Kleinen groß und den Großen klein; in ihrem Lichte allein gedeiht Humanität, Freiheit und Brüderlichkeit; auf ihr ruht das Recht wie die Pflicht zur Mission unter allen Völkern und zur Rettung auch der Geringsten und Verachtetsten. Weil es so ist, daß vor Gott der Unterthan gilt wie der Fürst, der Sklave wie der Herr, der Arme wie der Reiche, der Ungebildete wie der Gebildete, der Schwarze wie der Weiße; weil Gott jeden annimmt, der ihn sucht, er stehe so tief oder so hoch er wolle und gehöre einem Volke an, welchem auch immer — darum treiben wir Mission und darum lassen wir uns auch in unsrer Missionsarbeit herunter bis zu den Kleinsten und kein Spott der Welt soll uns darin irre machen. Unser Vorbild bleibt das Weib, die ein Licht anzündet und kehrt das Haus und sucht mit Fleiß, bis sie selbst einen verlornen Groschen wiederfindet und die, wenn sie ihn gefunden hat, ihre Freundinnen und Nachbarinnen ruft und spricht: freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Amen.

XVIII. Eine Repetition.

„Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen". Matth. 24, 14.

„Daß ich euch immer einerlei ſchreibe verdrießt mich nicht und euch macht es deſto gewiſſer" ſchreibt St. Paulus einmal den Philippern. Nun es wird wol nicht immer gerade völlig einerlei geweſen ſein, was der große Heidenapoſtel lehrte und ſchrieb, aber er wiederholte doch gewiſſe Grundgedanken des Evangelii in ſeinen Reden und Briefen, denen er dann freilich immer neue Seiten der Betrachtung abzugewinnen wußte. Ein guter Hausvater muß nach der Anweiſung des Meiſters eben Altes und Neues aus ſeinem Schatze hervorholen. Die Athener freilich ſind bis auf den heutigen Tag auf nichts anderes gerichtet, denn etwas Neues zu ſagen oder zu hören. Allein das iſt nicht gut. Schon die alten Römer hatten ein weiſes Sprüchwort: repetitio est mater studiorum, d. h. die Wiederholung iſt die Mutter der Studien und es iſt eine ausgemachte Sache, daß derjenige ein ſchlechter Erzieher iſt, der dieſe goldene Regel nicht befolgt. Auch unſer HErr Jeſus Chriſtus hat nach ihr gehandelt. Manchen Aufſchluß über die Geheimniſſe des Himmelreichs, manche ſittliche Vorſchrift hat er mehr als ein Mal ſeinen Jüngern ans Herz gelegt und auch darin ihnen ein Vorbild gelaſſen, daß ſie nachfolgen ſollen ſeinen Fußſtapfen. Das menſchliche Herz iſt beſonders in Sachen des Reiches Gottes gar ein ſchwerhöriges Ding und man muß ſeinem ſchlechten Gedächtniß durch wiederholte Repetitionen zu Hilfe kommen. Dazu giebt es eine Reihe Grundwahrheiten des Evangelii, die ſo groß ſind, daß man ſie oft und von mehr als einer Seite betrachten muß, um ſie zu verſtehen und ſo wichtig, daß man ſie lieber ein Mal zu viel als zu wenig ſagt, damit ſie ja nicht überſehen oder vergeſſen werden.

Solches alles leidet nun auch auf die Miſſionsgedanken der Schrift Anwendung. Auch hier thut Repetition noth, denn wir ſind in ihnen noch ziemlich ſchwach beſchlagen und wenig befeſtigt und Tauſenden auch unter den kirchlich Geſinnten unſrer Landsleute ſind

dieſe Gedanken noch lange nicht in Fleiſch und Blut übergegangen. Wir ſind im Begriff den Schluß unſres Büchleins zu machen und wie eine gute Predigt immer einen beſonders kräftigen Schluß haben ſoll, ſo möchten wir auch unſre Miſſionsſtunden mit einem beſonders kräftigen Wort ſchließen. Als ſolches erſchien uns der obige Text, der zugleich den Vortheil gewährt, die Miſſionsgedanken des Neuen Teſtamentes als in eine Summa zuſammenzufaſſen. Am Schluſſe der Schuljahre werden ja gemeiniglich auch die Repetitionen gehalten und ſo wollen uns die Leſer geſtatten mit einer Repetition von ihnen Abſchied zu nehmen. Sie brauchen übrigens nicht angſt zu ſein; denn erſtens will ich kein Examen mit ihnen halten und zweitens ſollen ſie auch nicht geradezu Daſſelbe noch einmal zu hören bekommen. Es ſind eben einige Miſſionsgrundgedanken, an denen mir liegt, daß ſie von den lieben Leſern behalten und beherzigt werden, die ich auf Grund des obigen Textes an den Schluß ſtelle, nämlich

1) die Miſſion iſt ein großes Werk.

2) Ihr Sieg iſt eine gewiſſe Sache.

3) Sie ſteht mit dem Ende in einer innigen Verbindung.

I.

Man kann es kaum begreifen, daß die Miſſion nicht blos unter den Ungebildeten, ſondern erſt recht unter den Gebildeten bis auf dieſen Tag unter dem Banne des Vorurtheils ſteht, ſie ſei ein kleinliches Werk, eine Winkelſache, an der ſich zu betheiligen man zu groß und zu gut ſei. „Wo willſt du hin“? fragte vor einiger Zeit ein Offizier ſeine Gattin, als ſie ſich zum Ausgehen rüſtete. „Ich will das Miſſionsfeſt beſuchen, das heute hier gefeiert wird“. „Das Miſſionsfeſt“? erwiderte verwundert der ſonſt wohlgeſinnte Mann. „Ich bitte dich, bleib daheim; dorthin zu gehen ſchickt ſich nicht für eine Frau deines Standes“. Die von ſo wenig Leuten beſonders aus den höheren Ständen beſuchten Miſſionsfeſte und gar Miſſionsſtunden beweiſen, daß der Offizier mit ſeiner Anſicht keineswegs allein ſteht. Wie geſagt, es iſt ſchwer zu begreifen dieſes Vorurtheil, wenn man die Miſſion einigermaßen kennt und weiß, was für ein Rieſenwerk ſie iſt — aber was hilft das? das Vorurtheil iſt da und in weiten Kreiſen da. Daher will es mir als eine unerläßliche Pflicht erſcheinen immer und immer wieder

darauf hinzuweiſen, daß wir nicht zu groß für die Miſſion, ſondern die Miſſion zu groß für uns iſt. Werfen wir zum Beweis dafür zuerſt einen Blick in unſern Text, dann in die Geſchichte.

„Das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt.“ Schon das iſt etwas ſehr Großes. Wenn ein unter uns erſcheinendes Buch in 6, 7 oder 10 Sprachen überſetzt wird, ſo hält man die Verbreitung, die es findet, für eine ſehr bedeutende. Aber die Bibel, die Urkunde des Evangelii vom Reich iſt heut in 230 Sprachen überſetzt. Kein Buch der ganzen Welt hat eine ſolche Verbreitung gefunden. Aber in unſerm Textſpruch ſtellt der Heiland der Verkündigung ſeiner Heilsbotſchaft noch Größeres in Ausſicht. In der ganzen Welt, alſo in allen Sprachen wird man ſie hören. Ich wohnte einmal der Feier des 50jährigen Jubiläums eines alten würdigen Lehrers bei, von der mir eins beſonders in der Erinnerung geblieben. „In 50 Jahren — ſagte der Jubilar im Dankgefühl gegen Gott für die ihm geſchenkte Geſundheit — habe ich nie eine Unterrichtsſtunde brauchen ausfallen zu laſſen. In 50 Jahren! Eine feine Zahl — aber man ermißt erſt wie viel ſie umfaßt, wenn man ſie in ihre Einheiten auflöſt“. Ich muß immer an dieſe „feine“ Bemerkung denken, wenn ich auf allgemeine Ausdrücke ſtoße, die man ſo ſchnell hin nennt, ohne ſich ihres Inhalts und Umfangs bewußt zu werden. Die ganze Welt — eine „feine“ Größe, „wenn man ſie in ihre Einheiten auflöſt“. In ganz Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien — in Kleinaſien, Arabien und Perſien, in Turkeſtan und Afghaniſtan und Beludſchiſtan, in Sibirien und Japan, Indien und China, auf Ceylon, Sumatra, Java, Borneo, Celebes und all den kleinen Sundainſeln ſammt den Philippinen und ſofort in allen Ländern und auf allen Inſeln eines jeden Erdtheils wird das Evangelium Chriſti gepredigt werden! Ueber alle Meere und alle Gebirge und alle Wüſten ſoll es dringen; keine Straße wird ihm zu unwegſam, keine Entfernung zu groß, kein Klima zu ungeſund ſein. Ich möchte doch den ſehen, der für irgend ein Werk, das nur erſonnen werden kann, ein größeres Arbeitsfeld wüßte, als das Miſſionsfeld iſt? Und angeſichts dieſer Größe des Miſſionsfeldes wollte Einer behaupten, die Miſſion ſei zu klein für ihn?

Aber der Stifter der Miſſion ſteckt das Ziel noch höher. „Das Evangelium vom Reich wird verkündigt werden in der ganzen Welt

allen Völkern". Also nicht blos einzelnen Seelen in allen Ländern. Auch hier wäre die Bemerkung des vorhin erwähnten Lehrers wieder an ihrem Platz: alle Völker — „eine feine Zahl, wenn man sie nur in ihre Einheiten auflöst". Kein Volk, es stehe so hoch oder so tief als es wolle, ist ausgenommen — und in jedem Volke soll eine christliche Volkskirche zu Stande kommen. Welch ein Werk! Wo ist unter allem, was die größten Geister unsres Geschlechts Großes gethan oder auch nur gewollt haben, eins das ihm gliche!

Aber überspannen wir nicht etwa den Missionsgedanken? Nun der Stifter der Mission erklärt ausdrücklich: „es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker" oder wie die Worte ganz genau lauten: „allen Völkern in ein Zeugniß hinein". Es ist offenbar eine falsche Auffassung an ein Gerichtszeugniß gegen die Völker zu denken. Das Evangelium ist eine frohe, eine Heils- eine Gnadenbotschaft; es wird daher nimmermehr zu dem Zwecke verkündigt, daß es den Hörern zum Gericht gereiche; wie denn Jesus Christus nicht zu dem Zwecke in die Welt gekommen ist, daß er die Welt richte, sondern daß er sie selig mache. Freilich wird thatsächlich Vielen das Evangelium ein Geruch des Todes zum Tode, aber wo dies geschieht, haben sie selbst das, was ihnen zum Heil gegeben war, sich zum Unheil gemacht. Die Absicht Jesu ist das aber nun und nimmermehr. Wenn er will, daß sein Evangelium allen Völkern zum Zeugniß verkündigt werde, so heißt das: es soll ihnen so bezeugt werden, daß Jedem das Heil angeboten und nahe gebracht wird und Keiner eine Entschuldigung hat, der es nicht annimmt. Mit andern Worten: es genügt nicht eine oberflächliche Verkündigung, nicht eine Predigt blos in dem oder jenem Winkel des Volks, so daß zu den übrigen nur ein dunkles Gerücht dränge; nein das ganze Volk soll das Evangelium vernehmen in der Kraft eines Zeugnisses, das durch alle Schichten hindurchschallt.

Daß die Mission also eine Winkelsache nicht ist, das setzen diese Ausführungen außer allen Zweifel. Aber ist sie nicht etwa eine Ueberspanntheit? Ich finde es natürlich, daß Jeder diesen Einwand macht, dem es als Ueberspanntheit erscheint, wenn wir glauben Jesus Christus sei der Sohn des lebendigen Gottes, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen und

ihm sei gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Hier muß die Geschichte entscheiden.

Als der Stifter der Mission unser Textwort zu seinen ersten Jüngern redete, da war es nur ein ganz kleiner Kreis von Menschen, noch dazu unter einem wenig bekannten und noch weniger mächtigen und geachteten Volke, in einem wenig besuchten Winkel der Erde, der seine Reichsgedanken vernahm und einigermaßen verstand. Noch war kein einziger Heide auf seinen Namen getauft, noch die Kunde von seinem Evangelio nicht über die Grenzen des jüdischen Landes hinausgedrungen. Hätte damals einer von den Staatsmännern Roms oder von den Philosophen Athens dabei gestanden, als der HErr dies Wort redete, sie hätten ihm ins Gesicht gelacht und vielleicht noch Schlimmeres gesagt, als daß er überspannt sei. Aber was ist geschehen? Die Fischer, Zöllner und Teppichweber, die den Anfang machten mit der Verkündigung des Evangelii vom Reich jenseit der Grenzen Palästinas, sind die griechisch-römische Welt durchreiset und haben sie mit einem Netz von Missionsstationen überzogen, welche Feuerheerde geworden sind, von denen aus die Funken flogen bis an die äußersten Grenzen des Machtgebiets der Cäsaren und trotz Verachtung und Spott, trotz Marter und Verfolgung, trotz Feuer und Schwert, womit man den Lauf des Evangelii aufzuhalten gedachte, waren nach 5 Jahrhunderten die Völker der griechisch-römischen Welt christianisirt worden! Die alte Mission hat also innerhalb ihres Gebietes die ihr gesteckte Aufgabe vollständig hinausgeführt und kein Mensch kann dieses Zeugniß der Geschichte umstoßen. Wo bleibt nun die Ueberspanntheit?

Und auf die erste Missionsperiode ist bald eine zweite gefolgt, die jetzt gleichfalls abgeschlossen hinter uns liegt, die mittelalterliche. Auch hier war das Missionsfeld groß; es umfaßte mit Ausnahme des südlichen Theils, der bereits christlich war, ganz Europa, die gesammte romanische, germanische und slavische Welt, zum größten Theil barbarische Völkerschaften, über deren Bekehrung zum Christenthum man abermals als über ein überspanntes Unternehmen den Kopf schüttelte. Und was ist geschehen? 3, 5, 7, 9 Jahrhunderte sind vergangen, da waren auch diese Nationen in die Kirche Jesu Christi eingeführt, unter ihnen unsre eignen Vorfahren und wir haben es fast vergessen, daß wir in einem Lande wohnen, das einst durch und durch heidnisch war. Hat also die Missionsgeschichte nicht zum zweiten Male den thatsächlichen Beweis geliefert, daß die

der Verkündigung des Evangelii gesteckte Aufgabe keine überspannte gewesen ist?

Warum soll nun diesen Beweis die Missionsgeschichte nicht zum dritten Male liefern? Warum soll dem ganzen christlichen Europa und Amerika unter dem Beistand desselben Christus nicht gelingen, was kleinen christlichen Gemeinden in der ersten und wenigen christlichen Völkern in der zweiten Missionsperiode thatsächlich gelungen ist? Etwa weil jetzt viel Unglaube sich breit macht in der christianisirten Welt? Aber ist neben diesem Unglauben nicht der Glaube mächtig und ist etwa heut Christo seine Gewalt genommen, weil es Leute giebt, die sie ihm bestreiten? Doch lassen wir diese Betrachtungen; was sagt die Geschichte?

Wir stehen offenbar erst im Anfangsstadium der neueren Mission. Es sind noch nicht hundert Jahre, daß sie ins Werk gesetzt worden ist und allmählig an Ausdehnung gewonnen hat. Und wie groß ist heute ihr Gebiet? Soweit der Weltverkehr geht, soweit geht auch das Missionsgebiet. Buchstäblicher als je zuvor machen wir heut Ernst mit dem Befehle: „gehet hin in alle Welt und machet zu meinen Jüngern alle Völker". Täuscht nicht alles, so sind wir in die Periode der Weltmission eingetreten. Von Jahr zu Jahr erweitert sich das Missionsgebiet. Wo irgend ein Volk zugänglich, irgend eine neue Thür aufgethan wird, da faßt die Mission Posto. — Halten wir nur eine flüchtige Rundschau. In Afrika ist freilich der Norden noch wenig besetzt. Es geht hier wie in allen Herrschaftsgebieten des Halbmondes: die Stunde für die Evangelisirung ist noch nicht gekommen. Fast scheint es, als ob Israels und Ismaels Geschicke eng mit einander verflochten wären. Das Herz des einen wie des andern ist verstockt und mich will fast bedünken, daß sie beide erst zu Christo sich bekehren werden, wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird. Gehen wir also über die Länder des Mohammedanismus hinweg, so finden wir vom Senegal bis zum Gabun im Westen und von der Walfischbai im Südwesten bis zur Delagoabai im Südosten Afrikas reich besetztes Missionsgebiet in einer Ausdehnung, die, wenn wir die große Insel Madagaskar hinzunehmen, an Größe mindestens dem dritten Theile Europas gleichkommt. Und in Ostafrika sprossen jetzt Lebensbäume auf Livingstone's Grabe. Drei große Missionsunternehmungen werden soeben an den großen Seen des schwarzen Erdtheils ins Werk gesetzt und die durch Stanley jüngst entdeckte quer durch ihn hin-

durchführende große Wasserstraße wird bald zur Begründung einer centralafrikanischen Mission führen. In Asien sind es vor allen die Colonialreiche der europäischen Mächte, das britische und das niederländische Indien, in denen die Mission festen Fuß gefaßt hat — ein Gebiet, das an Einwohnerzahl Europa übertrifft. Das Netz von Missionsstationen, das heut über das gesammte Indien ausgebreitet ist, ist dichter und geht weiter als dasjenige war, welches zu Ende des ersten Jahrhunderts das römische Reich umspannte. Sehen wir ganz ab von Kleinasien und Persien und bringen nur noch China und Japan in Rechnung, Kaiserreiche, welche sich beide von Jahr zu Jahr der Mission mehr öffnen, so ist das asiatische Missionsfeld um das Doppelte so groß als ganz Europa. Aber noch immer ist das nicht das ganze Gebiet. In Polynesien sind die meisten Inselgruppen nicht blos von der Mission occupirt, sondern vielfach christianisirt und in Melanesien und Mikronesien wird mit jedem Jahre das Terrain erweitert, welches meist eingeborne Evangelisten für das Christenthum zu erobern suchen. Nehmen wir endlich die großen amerikanischen Missionsgebiete in Grönland und Labrador, Britisch-Nordamerika, Canada und den Indianerdistricten der Vereinigten Staaten, in Westindien, Guiana und Feuerland — so kann doch vernünftigerweise kein Mensch von einem solchen Arbeitsfelde die Behauptung aufstellen, es sei zu klein, als daß man großen Geistern zumuthen dürfe, ihm ihre Unterstützung zuzuwenden. Die Gegner der Mission mögen uns doch ein Werk nennen, welches sie treiben, das an Umfang der heutigen Mission gleichkäme.

Ja — an Umfang, erwidert dann vielleicht der sich zurückziehende Feind, fehlt's nicht, aber wie steht's mit dem Erfolg? Nun, abgesehen davon, daß es doch schon ein nicht eben unbedeutender Erfolg genannt werden muß, daß die Mission auf einem so ausgedehntem Gebiete festen Fuß gefaßt hat — mich dünkt es sei ein nicht zu verachtendes Resultat unsrer Anfangsarbeit, daß auf demselben mehr als 1½ Million Heidenchristen heute vorhanden sind, die zum Theil schon völlig geordnete Gemeinden bilden, sich selbst erhalten, Pastoren aus ihrer eignen Mitte haben und mit eignen Mitteln Mission treiben. Freilich Volkskirchen, die bereits große Nationen umfassen, hat die moderne Mission als Ergebniß ihrer Arbeit noch nicht aufzuweisen. Wir sind eben noch mit der Grundlegungsarbeit beschäftigt, die bekanntlich immer am längsten

aufhält oder führen doch erſt das erſte Stockwerk auf. Auch in der erſten Miſſionsperiode mußten drei Jahrhunderte vergehen, ehe durch die Annahme des Chriſtenthums ſeitens des Kaiſers Conſtantin ein raſcheres Tempo in der Bildung einer Volkskirche eintrat. Aber doch ſind wir hier und da bereits erkennbar auf dem Wege zur Gewinnung ganzer Völker. Die Sandwich-Inſeln ſind völlig chriſtianiſirt und auf den übrigen Inſelgruppen der Südſee giebt es faſt über ¼ Million Chriſten. Unter den Karenen beläuft ſich ihre Zahl auf 70000, unter den Kolhs auf 35000, unter den Alifuren auf 80000. Madagaskar mit ſeinen mehr als 275000 Chriſten iſt bereits mitten drin in der Bildung einer Volkskirche, die freilich auch all die Schattenſeiten an ſich haben wird, die einſt die Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion im römiſchen Reiche an ſich hatte. Sehen wir ganz ab von Grönland, das ſo ziemlich ein chriſtliches Land geworden, von Weſtindien, wo die ſchwarzen Chriſten nach Hunderttauſenden, von Sierra Leone und Liberia wo ſie nach Zehntauſenden zählen und von Südafrika, wo es eine beträchtliche Menge Gemeinden der Farbigen giebt, die ihre Glieder nach Hunderten berechnen — das Angeld haben wir, daß auch die neuere Miſſion die Heidenvölker der Jetztzeit in die Kirche Chriſti einführen wird. Liegt nur erſt noch ein Jahrhundert hinter ihr, ſo wird auch in Indien, woran bereits jetzt dort Niemand mehr zweifelt, in Japan und vielleicht auch in China deutlich erkennbar hervortreten, daß die ganzen Völker werden chriſtliche werden. Alſo auch eine ſelbſt flüchtige Rundſchau über die Miſſion der Gegenwart zeigt uns, daß wir es in ihr mit einer Winkelſache jedenfalls nicht zu thun haben. Nicht das Werk iſt zu klein für uns, ſondern wir ſind zu klein für das Werk.

Allein der Gegner findet leicht neue Ausflüchte. Jetzt ſtehen ihm die Leute nicht an, die die Miſſion treiben. Die Miſſionare, heißt es, ſind beſchränkte, wenig gebildete, den untern Ständen angehörige Männer, die einer ſo großen Aufgabe, wie du ſie eben geſchildert haſt, wenig gewachſen ſind. Warum treten dann aber die, ſo ſolches ſagen, nicht ſelbſt in den Miſſionsdienſt, um es beſſer zu machen? Es exiſtirt nirgends eine Beſtimmung, daß man die weitherzigen und weitſichtigen, die gebildeten und den höhern Ständen angehörigen jungen Männer nicht haben wollte. Im Gegentheil. Wir ſind tief davon durchdrungen, daß zu ſo großem Werke die Beſten nicht gut genug ſind — was ſollen wir aber thun, wenn

dieſe „Beſten" nicht kommen? Der ſelige Fliedner ſagte dem Schreiber einmal, als dieſer eine Berufung an ein Diakoniſſenhaus unter Hinweiſung auf ſeine Jugend mit der Entſchuldigung ablehnen zu müſſen glaubte, er ſei zu ſolchem Werke viel zu untüchtig: „wenn man keine Pferde hat, muß man mit Ochſen pflügen". Das iſt zwar eine etwas derbe Sprache, aber ſie enthält eine tiefe Wahrheit. Auch ein Petrus und Johannes waren „ungelehrte Leute und Laien" und der Heiland wählte ſie doch zu ſeinen Apoſteln. Und als er ſpäter in Paulus wirklich einen „gebildeten" Mann in ſeinen Dienſt bekam, da haben ihn die Philoſophen von Athen doch einen „Lotterbuben" geheißen. Nun Petrus und Johannes und Paulus haben ſich um dieſe Ehrentitel wenig gegrämt; ſie blieben doch wer ſie waren und heute ſind ſie hochberühmte und weltbekannte Leute, während die jüdiſchen und griechiſchen Gelehrten, die ſie ſo wegwerfend behandelten, längſt vergeſſen ſind. Nun will ich nicht ſagen, daß unſre heutigen Miſſionare etwa Petri oder Pauli wären; aber gewiß ſind manche unter ihnen, deren Namen die Geſchichte der Zukunft mit großen Buchſtaben auf ihre Blätter ſchreibt, während es den meiſten ihrer Verächter ergangen ſein wird wie ihren Vorgängern zu Jeruſalem und Athen.

Freilich entſprechend der Größe des Werks iſt die Arbeiterſchaar, die in ſeinem Dienſte ſteht, lange nicht. Das iſt immer ſo geweſen und wird auch immer ſo bleiben. Der HErr ſelbſt muß das Beſte thun und thut auch das Beſte. In Bezug auf die menſchlichen Werkzeuge, deren er ſich bedient, um ſeine großen Ziele zu erreichen, trägt ſein Werk immer Knechtsgeſtalt. Auch heute bleibt es bei dem alten Pauliniſchen Wort: „wir haben aber ſolchen Schatz in irdiſchen Gefäßen, auf daß die überſchwängliche Kraft ſei Gottes und nicht von uns". Doch freuen wir uns, daß wenigſtens die Zahl der Arbeiter wächſt. Es ſind heut 2300 männliche, ordinirte Miſſionare aus Europa und Amerika, ganz ungerechnet die Tauſende von Gehilfen aus den Eingebornen, die den Heiden das Evangelium vom Reich verkündigen. Immerhin eine ſtattliche Schaar, die jedenfalls vor dem Vorwurfe die Miſſion ſchützen ſollte, daß ſie eine Winkelſache ſei.

Um ihr hohes Ziel zu erreichen bedarf die Miſſion aber auch großer Geldmittel. Nun können wir ja allerdings mit einer gewiſſen Befriedigung darauf hinweiſen, daß die Miſſions-Beiträge, welche innerhalb der evangeliſchen Chriſtenheit aufgebracht werden, ſich in dem letzten Jahrzehnt auf jährlich faſt 24 Millionen Mark

belaufen haben. Jedenfalls giebt es kein andres durch freiwillige Gaben unterhaltenes Werk, das jährlich einer ſolchen Einnahme ſich zu erfreuen hätte. Am wenigſten vermögen die Miſſionsgegner uns ein von ihnen getriebenes Barmherzigkeitswerk zu nennen, für das ſie ſolche Opfer brächten. Faſt ſcheint es wie Aerger darüber, wenn ſie dann gewaltig über die großen Summen räſoniren, die durch die Miſſion verſchwendet würden. Man ſollte denken ſie ſchwiegen lieber, zumal von ihnen doch kein Pfennig dabei iſt.

Doch laſſen wir die Gegner, es iſt beſſer den Miſſionsfreunden noch ein Wort der Ermahnung zu ſagen, damit die 24 Millionen ſie ja nicht aufgeblaſen machen. Wie viel, mein lieber Leſer, iſt denn jährlich *von dir* bei dieſer Summe? Es ſind gegen 2½ Millionen Mark, die das evangeliſche Deutſchland ſammt der Schweiz zu dieſer Summe ſteuert; das macht auf den Kopf der Bevölkerung etwa 7 Pfennige. Mich dünkt, daß man davon viel Aufhebens eben nicht machen könne. Die kleine Brüdergemeinde nimmt allein jährlich über 300,000 Mark ein, das macht auf den Kopf beinahe 5 Mark, da etwa die Hälfte dieſer Summe von auswärts beigeſteuert wird. In der ſchottiſchen Freikirche giebt jedes Mitglied jährlich etwa 3 Mark Miſſionsbeitrag! Wie bettelhaft ſind dagegen die Gaben aus den meiſten deutſchen Landen! Iſt die Miſſion, wie wir geſehen haben, ein *großes Werk*, ſo *muß man ſie auch groß behandeln*. Ich muß geſtehen, mir treibt es die Schamröthe oft ins Geſicht, wenn ich den wahrhaft kläglichen Ertrag höre, den an vielen Orten die Miſſions-Collecten liefern oder wenn ich die Gabenverzeichniſſe in den Miſſionsberichten durchgehe. Wenn da z. B. bei einer Miſſionsſtunde 20, 30, 50 Pfennige einkommen oder eine große Gemeinde, die mehrere tauſend Seelen zählt, jährlich 3, 5, 10 Mark Miſſionsbeiträge einſendet, ſo ſind ſolche Gaben nicht Beweiſe der Miſſionsliebe, ſondern — *des Geizes*. Wir müſſen durchaus lernen eine ſo große Angelegenheit des Reiches Gottes, wie die Miſſion iſt, *nobler* zu behandeln. Es gehört auch eine gewiſſe *Nobleſſe* im Geben zu den chriſtlichen Tugenden. Oder meinet ihr die Gaben für das Reich Gottes müßten ſich durch ihre Bettelhaftigkeit auszeichnen? „Gebet Gotte was Gottes iſt" — das heißt auf die Beiträge für den Bau des Reiches Gottes angewendet: „gebet Gotte, *wie es ſeiner und ſeiner Reichszwecke würdig iſt*". Alſo, meine Brüder, *beweiſet, daß ihr groß von der Miſſion denkt, auch durch*

die Gaben, die ihr für sie beisteuert. Durch seine Gaben taxirt sich der Mensch selbst. So wie wir geben, wird uns wieder gegeben und mit demselben Maße, mit dem wir messen, werden wir wieder gemessen. Wer kärglich säet, wird auch kärglich ernten. Aber ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in unsern Schoß schütten, so wir reichlich geben.

II.

Große Werke flößen Begeisterung ein. Auch die Mission muß durch ihre Größe begeistern. Freilich gerade die Größe des Werks läßt auch die Unzulänglichkeit aller unsrer Mittel deutlich hervortreten. Und haftet der Blick dann vorwiegend auf der eignen Kleinheit und Ohnmacht; setzt man alle die Widerstände in Rechnung, die sich daheim und draußen oft bergehoch entgegenstellen; durchdenkt man die Kämpfe, die durchgefochten; die Opfer, die gebracht werden müssen — dann sinkt leicht der Muth und an die Stelle der Begeisterung tritt Verzagtheit. Aber verzagte Streiter sind niemals Helden und unser HErr Jesus Christus braucht Soldaten, mit denen er Siege gewinnt. Es ist ein Wörtlein unsres Textes, durch welches der Heiland der Verzagtheit entgegentritt, aber dieses eine Wörtlein ist stark genug diesen bösen Feind völlig aus dem Felde zu schlagen. Er spricht: „das Evangelium vom Reich wird geprediget werden in der ganzen Welt." Hört ihr: „es wird — wird — wird gepredigt werden". Und dahinter steht kein Fragezeichen sondern ein Punktum. So redet Jemand, der seiner Sache gewiß und zwar unfehlbar gewiß ist. Hier ist nicht die Rede von einer nebelhaften Hoffnung, nicht von einer bloßen Möglichkeit oder einer so und so großen Wahrscheinlichkeit; hier handelt sichs um Gewißheit. Und wenn die Menschen schwiegen, so müßten die Steine schreien. „Das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt zu einem Zeugniß allen Völkern".

Warum ist das eine gewisse Sache? Antwort: Jesus hat's gesagt. Diese eine Antwort ist genug alle Einwendungen der Verzagtheit, des Kleinglaubens und des Zweifels zu nichte zu machen. Was Jesus sagt, das ist die Wahrheit, denn er selbst ist die Wahrheit. Er weiß, was er spricht und verspricht, denn er kennt genau die Macht, die ihm der Vater gegeben hat; er weiß was sein herrliches Evangelium vermag, und er glaubt an die welt-

überwindende Siegeskraft deſſelben. Daher iſt in der Seele Jeſu nicht die leiſeſte Spur eines Zweifels an der Vollendung der Miſſionsaufgabe. Gerade daß er nicht viel Worte darüber macht, dünkt mich der ſtärkſte Beweis, daß ſich ihm der Sieg von ſelbſt verſteht. Als er die wegen ihrer köſtlichen Salbe angegriffene Maria in Schutz nimmt, da ſpricht er: „wahrlich ich ſage euch, wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das ſagen zu ihrem Gedächtniß, was ſie jetzt gethan hat?“ Daß er auch bei dieſer gelegentlichen Erwähnung die Weltmiſſion als eine ſich wie von ſelbſt verſtehende Sache behandelt, iſt das ſicherſte Zeichen der Siegesgewißheit, die ihn beſeelte.

Nun, meine Brüder, dieſe Siegesgewißheit des Stifters der Miſſion muß auch in uns wohnen. Es heißt auch hier: „ein Jeglicher ſei geſinnet wie Jeſus Chriſtus auch war“ und „wer mir dienen will, der folge mir nach“. Nichts macht die Soldaten ſiegesgewiſſer als die ruhige Gewißheit des Sieges, die ſie bei ihrem Feldherrn ſehen. Und was für ein Feldherr iſt unſer HErr Jeſus Chriſtus! Er hat noch nie eine Schlacht verloren. Sein iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden und Er iſt bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. Ihr Kleingläubigen, warum zweifelt ihr alſo?

Es erſcheint mir überaus wichtig, auf dieſen Punkt wiederholt hinzuweiſen. Die Miſſion ſoll ein Werk fröhlichen, ihrer Sache gewiſſen Glaubens ſein. Aber leider iſt ſie das oft nicht. Sonderlich heutzutage findet ſich viel Niedergeſchlagenheit, Verſtimmung und Verzagtheit in den Reihen der Streiter Jeſu. Wenn man ihre Klagelieder hört, iſts Einem oft zu Muthe, als ob der König des Himmelreichs todt wäre. Viele Gläubige heutzutage befinden ſich ganz in der Lage wie die erſten Jünger zwiſchen Charfreitag und Oſtern. Der Unglaube, der ſich daheim gleich gewaltigen Meereswellen erhebt und das Schifflein der Kirche mit dem Untergang bedroht, preßt ihnen nur immer den Angſtſchrei aus: „wir verderben“. Und was das Schlimmſte iſt, dabei wollen ſie's noch nicht einmal hören, daß der HErr die alſo rufenden Jünger Kleingläubige genannt und daß er nach ſeiner Auferſtehung ihren Unglauben geſcholten hat. Faſt iſt es dahin gekommen, daß die Schwarzſeherei als ein Beweis des Glaubens gilt und daß, wer trotz aller Stürme einen fröhlichen Glaubensmuth äußert, leicht in den Verdacht der zeitgeiſtiſchen Schönfärberei geräth. Nun kann man aber die Verzagtheit nicht auf blos ein Gebiet der göttlichen

Reichsarbeit beſchränken. Wer in den heimiſchen Kirchenkämpfen ſo muthlos iſt, daß er faſt nicht mehr an den Sieg der eignen Sache glaubt, der kann nicht glaubensmuthig ſein in Bezug auf die Miſſionsarbeit. Iſt das Auge ein Schalk, ſo wird der ganze Leib finſter. Iſt man matt in der Kirchenarbeit, ſo wird man's auch bald in der Miſſionsarbeit. Wird man an der Kirche verzagt, wenn man menſchliche Stützen brechen ſieht, auf die man ſich bisher mehr als auf den lebendigen Gott verließ, ſo wird man auch an der Miſſion verzagt, wenn der und jener äußerliche Halt fehlt. Es geht auch hier keineswegs immer alles glatt ab und von Sieg zu Sieg. Oft genug wird der Glaube auf harte und lange Geduldsproben geſetzt und erhebt ſich ein Berg von Schwierigkeiten nach dem andern. Und wie vielen Miſſionsfreunden fehlt dann die fröhliche Siegeszuverſicht. Meine Brüder, es ſind nicht die Ungläubigen, die dem Baue des Reiches Gottes die meiſten Hinderniſſe in den Weg legen, ſondern die verzagten Gläubigen. *Unſre Verzagtheit iſt unſre Schwäche und dieſe Schwäche macht unſre Feinde ſtark.* Verzagte Streiter Jeſu Chriſti ſind von vorn herein beſiegte Leute.

Zu Joſua ſprach der HErr einſt als er ihn an Moſes Statt den Kindern Iſrael zum Führer gab: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getroſt und freudig ſeieſt. Laß dir nicht grauen und entſetze dich nicht, denn der HErr, dein Gott, iſt mit dir in allem, was du thun wirſt". Joſua befand ſich wahrlich in einer bedenklichen Lage. Moſes, der große Knecht Gottes war todt; jetzt galt es das Land Kanaan wirklich einzunehmen; ein ſtarkes Volk wohnte darin und es hatte feſte Plätze und — die Iſraeliten, die es beſiegen ſollten, waren feige Leute. Aber alle dieſe Schwierigkeiten wurden aufgewogen und mehr als aufgewogen durch die Zuſage: *„der HErr, dein Gott, iſt mit dir in allem, was du thun wirſt"*. Dieſer Gott hatte bisher große Dinge an Iſrael gethan, er hatte es aus Egypten, durch das rothe Meer und 40 Jahre lang durch die Wüſte geführt — ſollte es ihm nun unmöglich ſein, ihm das Land der Verheißung zu geben? Darum konnte Gott ſeinem Knechte *gebieten*, daß er alle Muthloſigkeit fahren laſſe und getroſt und ſiegesgewiß ſei.

Uns, die wir am Miſſionswerk mitarbeiten, gilt ganz derſelbe Zuruf. Wol iſt Petrus und Paulus todt; wol iſt des Landes noch ſehr viel einzunehmen; wol ſtehen feſte Burgen des Götzen-

dienſtes faſt überall noch im Heidenlande; wol giebt es viel kleingläubige Leute innerhalb der Chriſtenheit, der ungläubigen ganz zu geſchweigen. Aber auf der andern Seite ſteht Er, dem gegeben iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden und ſpricht voll Siegeszuverſicht: „das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugniß"; darf er nun nicht auch uns gebieten, „daß wir getroſt und freudig ſeien und uns nicht grauen laſſen noch entſetzen"? Was iſt denn der Glaube? Iſt er nicht ein feſter Verlaß auf den unſichtbaren Gott? Wenn wir in Wahrheit unſre Sache ganz auf Ihn ſtellen, wie können wir verzagt ſein? Aber wir täuſchen uns ſo viel über unſern Glauben. Wir meinen, wir ſtellten auf den unſichtbaren Gott unſre Sache und — in Wirklichkeit ſtützen wir ſie auf die Rohrſtäbe Egyptens. Wenn die dann brechen und durch die Hände ſtechen, dann giebts eben nichts als Muthloſigkeit. Alſo machen wir nur vollen und ganzen Ernſt mit dem Glauben, d. h. ſuchen wir unſre Stützen allein in der unſichtbaren Welt und in dem Verheißungswort des ewigen Gottes, dann werden wir auch unſre Häupter aufheben und ſiegesmuthige Leute werden. Der Glaube macht froh und „die Freude an dem HErrn wird unſre Stärke". Als Zinzendorf einmal gefragt wurde, auf welche Weiſe man am tüchtigſten werde zum Dienſt am Reiche Gottes, da antwortete er: „werdet des Heilandes fröhliche Leute".

Wir haben allen Grund dazu das zu werden. Bis heut hat den HErrn ſeine Siegesgewißheit nicht getäuſcht. Sein Evangelium iſt, wie wir ſchon vorhin geſehen haben, bereits in 2 Miſſionsperioden ganzen Völkern zum Zeugniß verkündigt worden. Auch in der jetzigen Miſſionszeit iſt er wol bei uns auf dem Plan. Wahrlich, was wir von Miſſionserfolgen ſehen in Ozeanien und Madagaskar, unter den Karenen und Kolhs, in Weſtindien und Südafrika, das ſollte uns ein Angeld ſein, daß das Evangelium Chriſti auch in unſern Tagen als eine erobernde Macht ſich erweiſen werde gegenüber den Burgen des Heidenthums. Mit welchem freudigen Siegesgefühl erfüllte zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Kunde von der Bekehrung eines einzigen Hindus die heimiſchen Miſſionsfreunde. Als der bekannte Baptiſtenprediger Fuller Schottland bereiſte um dort das Miſſionsintereſſe anzuregen, da erhielt er die Nachricht, daß ein Hindu getauft worden ſei. Ich weiß nicht ob Kriſchnu Pall (1800) oder der Brahmine Kriſchnu Priſad (1803) gemeint

war; jedenfalls handelte es sich um einen der ersten Hindubekehrten. Da predigte er den folgenden Tag über Psalm 98, 1—3: „Singet dem HErrn ein neues Lied, denn er thut Wunder. Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm. Der HErr läßt sein Heil verkündigen, vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren. Er gedenket an seine Gnade und Wahrheit dem Hause Israel. Aller Welt Ende sehen das Heil unsres Gottes." Die Einleitung seiner Predigt bildete die Nachricht, die er eben empfangen. Der Eindruck war ungeheuer. Die große Versammlung glaubte, daß die der Bekehrung der Welt entgegenstehenden Wälle und Mauern, die sie für unübersteigbar gehalten, niedergerissen seien und ihr Glaube an die Verheißungen Gottes wurde mächtig belebt. „Brüder — sagte der Redner — das ist der Glaube, den wir brauchen. Wir sehen zwar noch nicht, daß alles unter Seine Füße gethan ist, aber wir sehen Jesus für sein Todesleiden schon jetzt gekrönt, ja gekrönt mit Ehre und Schmuck. Unsere Aussicht ist, soweit wir uns auf Gottes Wort und Macht stützen, nicht blos eine hoffnungsvolle, sondern eine ganz gewisse. Wir dürfen daher unsre Gebete vor ihn bringen mit der ganzen Zuversichtlichkeit des Glaubens". Und dürfen wir das etwa nicht, die wir nach 75 Jahren in Indien nicht blos mehr als 300000 Heidenchristen und unter diesen bereits 400 ordinirte Prediger des Evangeliums erblicken, sondern auch wieder und wieder hören, daß die gewaltige Festung, die das Heidenthum in diesem großen und reichbevölkerten Lande hat, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer wankender in ihren Grundmauern wird?

„Vorgestern — schrieb jüngst Missionar W. Tracy in Madura, waren es gerade 40 Jahre, daß ich mein elterliches Haus verließ, um nach Indien zu ziehen. . . Welche Veränderungen sind doch im Laufe dieser 40 Jahre zu Stande gekommen! Damals gab es in Madura kaum einen eingebornen Christen: jetzt haben wir in unsrer hiesigen Mission über 8000 Seelen, die in Hunderten von Dörfern zerstreut sind. Damals gab es noch keine einzige christliche Gemeinde, 2 Missionsstationen abgerechnet, auf denen einige aus andern Districten herbeigezogene Nationalgehilfen sich befanden: und jetzt haben wir 32 wohlorganisirte Gemeinden. Damals gab es noch keinen eingebornen Geistlichen: jetzt haben wir deren 17, alle in der Missionsarbeit und meist im Pfarramt an den Gemeinden stehend. Damals kam es den Heiden als etwas Unglaub-

liches vor, daß irgend ein Heide je Christ werden könne: jetzt scheint unter allen Eingebornen, die etwas nachdenklicher sind, das Gefühl zu herrschen, daß über kurz oder lang das Christenthum die Religion des Landes werden werde. Damals that die Regierung nichts für den Unterricht des gemeinen Volkes: jetzt geschieht sehr viel dafür. Damals war das Vorurtheil gegen die Erziehung des weiblichen Geschlechts fast unüberwindlich: jetzt ist dasselbe im Abnehmen begriffen und schon lernen zahlreiche Frauen und Mädchen lesen. Damals vertheilte man Tractate und Bibeltheile unentgeldlich und war froh, wenn jemand sie annahm: jetzt werden dieselben Schriften verkauft. Damals wurde kein Schulgeld gefordert, jetzt wird fast in sämmtlichen Missionsschulen ein solches gezahlt. Damals mußte man die Mädchen dafür belohnen, wenn sie nur in die Schule kamen: jetzt bezahlen sie dafür, daß sie kommen dürfen.

Aber es würde zu weit führen all die Veränderungen, die äußerlichen wie die innerlichen aufzuzählen. Des Landes ist immer noch viel einzunehmen; große Hindernisse müssen noch beseitigt werden. Aber der Rückblick auf die Vergangenheit erfüllt Einen mit Hoffnung für die Zukunft. Ich habe weit mehr zu Stande kommen sehen, als ich erwartet und obschon Alter und Schwäche mich daran mahnen, daß ich meine Rüstung vor dem letzten Siege werde niederlegen müssen, so weiß ich doch gewiß, daß die Reiche dieser Welt noch Gottes und seines Christus werden müssen. Die Zeit wird kommen, da wir, die wir säen, uns zugleich freuen werden mit denen, die da ernten, in unsres Vaters Reiche".

Dürfen wir nicht mit der ganzen Zuversichtlichkeit des Glaubens beten und arbeiten, die wir China und Japan sich haben dem Evangelium öffnen und ganze Inselgruppen des großen Ozeans das Christenthum annehmen sehen? Dürfen wir es nicht, die wir Zeugen geworden sind von der Entstehung einer großen Missionsgesellschaft nach der andern und von einer fast von Jahr zu Jahr sich steigernden Anzahl von Missionsarbeitern und wachsenden Summe von Missionsbeiträgen? Wir dürfen nicht blos, wir müssen mit der vollen Zuversichtlichkeit des Glaubens um den Sieg des Evangelii beten und auf ihn hoffen. „Der HErr ist noch und nimmer nicht von seinem Volk geschieden". Auch den Missionsfreunden gilt sein Wort: „habe ich euch nicht gesagt, so ihr glauben würdet, solltet

ihr die Herrlichkeit Gottes ſehen". Wir drehen die Worte des HErrn gern um und wollen erſt die ganze Herrlichkeit ſehen, ehe wir glauben. Aber die Ordnung, die der Heiland gemacht hat, lautet: erſt Glaube, dann Schauen der Herrlichkeit. So laſſet uns denn auch in der Miſſionsarbeit bei dieſer Ordnung bleiben. Sehen wir auch die volle Herrlichkeit des Sieges des Evangelii jetzt noch nicht; wir glauben, daß ſie kommen muß und kommen wird und ſind und bleiben darum voll Muth und Freudigkeit allezeit. Als Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen die Offiziere ſeines kleinen Heeres um ſich verſammelte, um ſie zur Tapferkeit anzuſpornen, da ſchloß er ſeine Rede mit den Worten: „und der Feind, der wird geſchlagen" und ihr wißt, er wurde wirklich geſchlagen, obgleich er 3 Mal ſtärker war als des Königs Macht.

III.

Doch es wird Zeit zum Schluß zu eilen. Daß der HErr die Miſſion in die innigſte Beziehung zu dem Ende ſetzt, das iſt der dritte Grundgedanke, dem wir unſerm Textſpruche entnehmen.

„Dann wird das Ende kommen". Auch hier dieſelbe ruhige Gewißheit wie bezüglich der Vollendung der Miſſionsaufgabe. Die Welt habe es ihren Spott, ſo viel ſie wolle — das Ende wird kommen.

Aber wann wird es kommen? Nun dann, wenn das Evangelium gepredigt ſein wird in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugniß — nicht eher, aber dann gewiß.

Trotz der Deutlichkeit, mit welcher der Heiland in unſerm Textworte den Eintritt des Endes beſtimmt hat, iſt unter den Gläubigen aller Zeiten darüber doch viel Irrens geweſen. Es giebt nämlich eine doppelte Reihe der Weiſſagungen, die uns die Zeichen für die Nähe des Endes angeben, oder um im Gleichniß zu reden: die Weltuhr hat zwei Zeiger. Der eine, der große, geht in 12 Stunden 12 Mal um die Uhr, der zeigt den Zuſtand innerhalb der bereits chriſtianiſirten Welt an; der zweite, der kleine, geht aber in 12 Stunden nur ein Mal um die Uhr, der zeigt an, wie es in der noch nicht chriſtianiſirten Welt ſteht. Nun ſehen viele Chriſten, die mit dem prophetiſchen Wort ſich beſchäftigen, einſeitig nur auf den einen dieſer beiden Zeiger, nämlich auf das, was in der Chriſtenheit geſchieht. Wenn hier die Wogen des Unglaubens

besonders hoch gehen, die Glaubensfälschung immer täuschender, die Liebe immer erkalteter, die Sittenlosigkeit immer tiefer, die Pietätslosigkeit immer verbreiteter, die Ungebundenheit immer frecher wird, so meinen sie das Ende und mit ihm die Wiederkunft des HErrn in Herrlichkeit sei ganz nahe vor der Thür. Dieser Irrthum zieht sich durch die ganze Geschichte der christlichen Kirche hindurch. Jedes Mal wenn eine Mitternachtstunde in derselben eintrat, hieß es auch: „Der HErr kommt". Man irrte sich; denn es war nur der große Zeiger, der auf der 12 stand! Nach der gerade in unserm Textcapitel ganz klaren Angabe des HErrn müssen aber beide Zeiger zusammen auf der 12 stehen, wenn die Rechnung richtig sein soll: hier der Abfall in das Antichristenthum bis zur völligen Ausgeburt; dort der Eingang der Fülle der Heiden und die ihm folgende Bekehrung Israels. Seltsam, daß man das immer und immer wieder vergißt und auch heut von neuem in der Gefahr sich befindet, einseitig zu rechnen.

Wolan, sagt ihr, wenn wir beide Zeiger betrachten, welch Zeit ist es an der Weltuhr? Ich könnte die Antwort umgehen und mit dem HErrn selbst antworten: „es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde", sondern Christi Zeugen zu werden bis an die Enden der Erde und eure Frage benutzen euch desto mehr zur Missionsarbeit anzutreiben. Daß die Mission durch die intime Beziehung zu dem Ende eine neue große Wichtigkeit bekommt zumal für alle, die mit der Brautgemeinde beten: „komm HErr Jesu, komme bald", liegt auf der Hand. Menschlich geredet hängt ja von ihrem Fortschritt die größere Nähe oder Ferne des Endes ab. Also je mehr wir uns sehnen, daß der HErr kommt und der Knechtsgestalt seines Reiches auf Erden ein Ende macht, desto eifriger müssen wir Mission treiben. Allein ich will das Eine thun und das Andre nicht lassen; hat uns doch der Heiland auch geboten auf die Zeichen der Zeit zu achten.

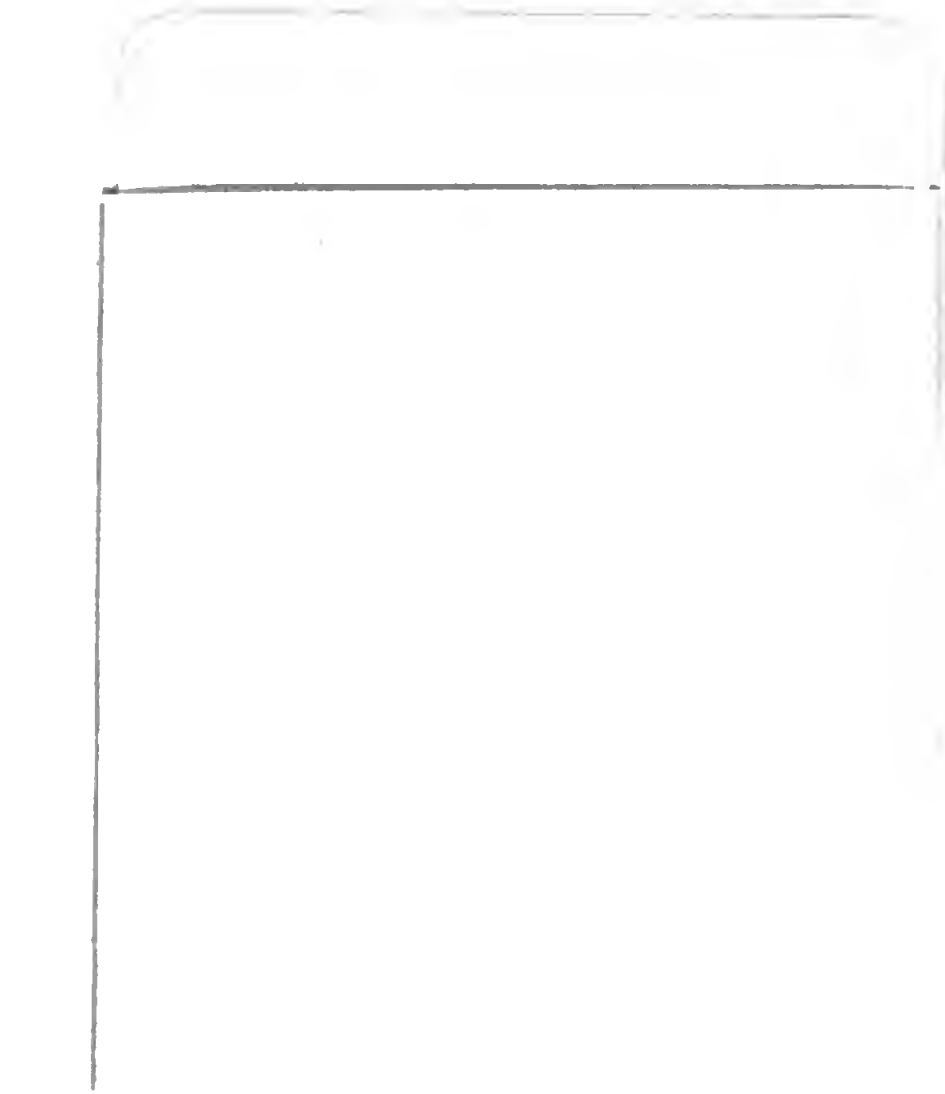
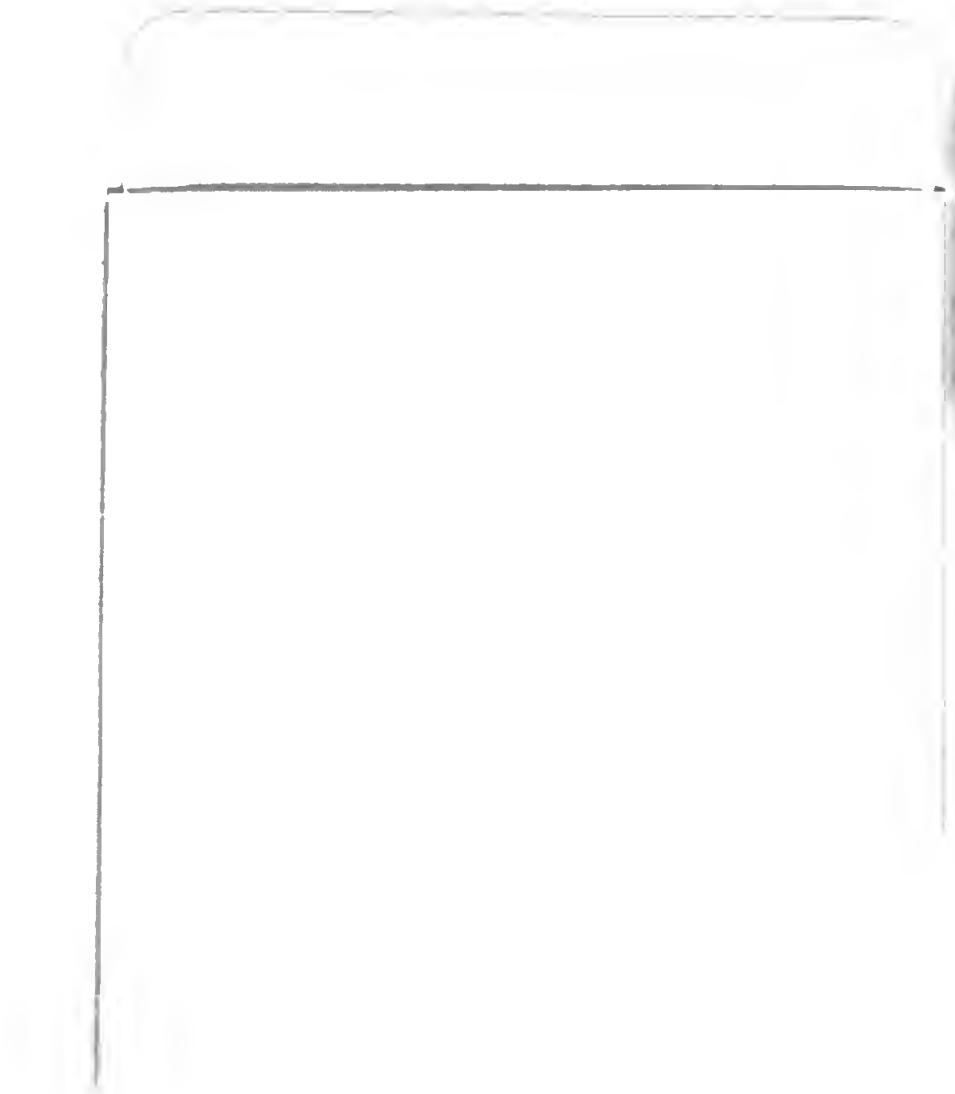
Wenn ich mit nüchternem Blick auf dem Missionsgebiet Umschau halte, so muß ich sagen: in der ganzen Welt — allen Völkern — zum Zeugniß ist heut das Evangelium noch nicht, ja noch lange nicht gepredigt. Es wird — nehmt mir's nicht übel, ich kann's aber nicht anders nennen — es wird viel gefaselt mit den allgemeinen Redensarten: „in der ganzen Welt" und „allen Völkern". Wie manchmal habe ich z. B. bezüglich Afrikas gehört, ja gelesen, der ganze schwarze Erdtheil habe nun das Evangelium

vernommen oder bezüglich Chinas, dort sei es dem Volke zum Zeugniß verkündigt. Das ist entweder grobe Unwissenheit oder — gedankenlose Phrase! In China ist es kaum das Morgenroth, das zu leuchten begonnen hat und in Afrika sind erst einige Randgebiete von der Sonne beschienen. Selbst von Indien sagt ein erfahrner Missionar, er glaube, daß die Hälfte seiner Bewohner noch nicht oder kaum den Namen Jesu gehört. Also ganz in der Nähe der zwölften Stunde sind wir heut gewiß noch nicht. Auch die Zustände in der heimischen Christenheit, so schlimm sie sind, deuten noch nicht darauf hin, daß wir uns bereits in den Endkämpfen befinden. Es muß auch hier noch durch manches Fallen und Aufstehen, durch manche Aktion und Reaction gehen, bis das Antichristenthum mit seinem Antichristus ganz ausgeboren und das Unkraut völlig ausgereift ist. Der HErr hat nicht blos geboten: „wachet", sondern auch: „seid nüchtern" und wir müssen uns hüten, daß wir nicht durch voreilige und einseitige und daher irrige Berechnungen des Endes den Gegnern einen Vorwand geben, das Wort der Weissagung selbst zu verspotten.

Nun mißverstehet mich aber nicht. Es kommt mir nicht in den Sinn, den Eintritt des Endes in ganz unabsehbare Fernen hinauszuschieben. Täuscht nicht alles, so ist der Anfang der Endentwicklung allerdings bereits vorhanden; der Anfang des Antichristenthums ist da und auch der Anfang der Weltmission. In wie schnellem Tempo die Fortentwicklung gehen, wie oft und in welcher Stärke ein Aufhaltendes eintreten wird, das kann freilich Niemand berechnen. Nur bezüglich der Mission will ich einiges bemerken. Es ist eine durchaus mechanische Berechnung: in 75 Jahren sind etwa 1½ Millionen Heiden bekehrt; c. 1000 Millionen Heiden und Mohammedaner sind da, also — wenn der Missionserfolg in der bisherigen Weise fortgeht, — sind noch fast 50,000 Jahre erforderlich bis alle Heiden in die Kirche Christi eingegangen sind! Wäre diese Berechnung, die so vielen Leuten unwiderleglich erscheint, richtig, dann müßte es 42,000 Jahre gedauert haben bis die etwa 120 Millonen zählende Bevölkerung des alten römischen Reichs christlich geworden wäre, selbst wenn wir die Zahl der Christen am Ende des ersten Jahrhunderts auf 200,000 berechnen! Thatsächlich sind dazu aber nur 5 Jahrhunderte erforderlich gewesen. Das kommt daher, daß der langsam gehende Anfangserfolg einer Mission einem Kapitale gleicht, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird.

Schon in dem Anfangsſtadium der neueren Zeit iſt es erſichtlich, daß überall die Zahl der Bekehrungen mit der Länge der Miſſionszeit wächſt. Einige Beiſpiele werden genügen dies klar zu machen. Im Jahre 1827 begann die Baſeler Miſſion ihre opferreiche Arbeit auf der Goldküſte Weſtafrikas. Nach 30 Jahren war das Zahlenergebniß ein ſehr geringes: 367 Chriſten. 10 Jahre ſpäter (1867) belief ſich dieſe Zahl bereits auf 1509 und wieder 10 Jahre ſpäter auf 2934 — das macht in den beiden letzten Jahrzehnten eine Vermehrung um das 4fache und 9fache. In Indien betrug mit Ausſchluß von Ceylon und Hinterindien die Zahl der erwachſenen vollen Kirchenglieder im Jahre 1852 nur 18,000. 1862 war ſie auf 31,000 und 1872 auf 54,000 geſtiegen d. h. im Laufe von 2 Jahrzehnten hat ſie ſich verdreifacht. Wäre es in Indien in dem Anfangstempo fortgegangen, ſo hätten dieſe 54,000 communionfähiger Chriſten, wie wir etwa ſagen würden, erſt da ſein dürfen etwa im Jahre 1975. In der Kolhsmiſſion ſtellt ſich dieſe Steigerung noch viel günſtiger. 1850, nach 5jähriger Arbeit gab es 4 getaufte Kolhs; 1860 waren es ihrer 1900 und heut ſind es wenigſtens 35,000! Wäre es ſo fortgegangen wie in dem erſten halben Jahrzehnt, ſo würden die 35,000 erſt haben da ſein können im Jahre 29,850!! Nur noch ein Exempel, das ſelbſt die Steigerung in der Kolhsmiſſion überbietet. In Madagaskar begannen die Miſſionare im Jahre 1818 ihr Werk. Nach 10jähriger weſentlich auf die Schule gerichteter Thätigkeit befanden ſich 50 Madagaſſen im Taufunterricht. Darauf wurde die Miſſion durch eine 30 Jahre andauernde Verfolgung unterbrochen und wieder 10 Jahre darauf (1868) gab es auf der Inſel 37,112 Chriſten. Heute aber — nachdem auch die Königin das Evangelium angenommen — beläuft ſich ihre Zahl auf 275,000! Dieſe Zahlen reden auch ohne hinzugefügte Bemerkung.

Nun behaupte ich freilich weder, daß auf jedem Miſſionsfelde der Fortſchritt ſo überraſchend, noch daß er da, wo er uns heut überraſcht, in demſelben Verhältniß auch fortgehen werde. So mechaniſch gehen die Entwicklungen nicht auf dem Gebiete des Reiches Gottes. Ich mache auch eine vorſichtige Anwendung von dem Worte, „daß Ein Tag vor dem HErrn iſt wie tauſend Jahre“. Aber das ſage ich, daß Stunden der Reife in der Geſchichte der Miſſion kommen, wo die lange vorbereitete Entwicklung *eilt* und des vorhergegangenen langſamen Ganges ſpottet. Solch eine Stunde der Reife

trat z. B. in der erſten Miſſionsperiode ein, als Kaiſer Conſtantin ſich dem Chriſtenthum zuwendete. Sie wird auch, hier früher dort ſpäter, für die verſchiedenen Völker unſrer heutigen Miſſionsarbeit kommen und dann die Ernte gewaltig beſchleunigen. Wenn unſre Soldaten im Feſtungskriege den Auftrag erhalten, etwa einen hohen Thurm zu Fall zu bringen, ſo decken ſie ihn nicht im feindlichen Feuer von oben her Stein um Stein ab, ſondern ſie graben Minen und ſprengen ihn in die Luft. So thut im Verein mit der abendländiſchen chriſtlichen Cultur auch die Miſſion fortgehend ſolche Unterminirarbeit an den Feſtungen des Heidenthums. Zur Zeit mögen die vielfach verborgenen Wirkungen dieſer Arbeit dem Auge des Beobachters ſich oft entziehen, aber da ſind ſie, und wenn die Minen fertig ſind, thut das Heidenthum einen großen Fall.

Je näher dem Ende deſto raſcher gehen die Entwickelungen. Um den Abend, ſagt ſchon der alte Prophet, eilt der HErr. Täuſcht nicht alles, ſo iſt die dritte Miſſionsperiode, in deren Anfang wir eingetreten ſind, die letzte. Wie lange ſie dauern wird, entzieht ſich unſrer Berechnung. Je eifriger und gläubiger wir die Arbeit thun, deſto mehr kürzt der HErr die Zeit ab. Es gilt darum auch hier: „bete und arbeite“. So wir beten: „Komm HErr Jeſu, komm bald“, laſſet uns nicht vergeſſen, daß der HErr gerade zu ſolchen Betern geſagt hat: „ihr werdet meine Zeugen ſein bis an das Ende der Erde“ und „handelt bis daß ich wiederkomme“. Amen.